This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

IV.

SÜDSLAVISCHES NOVELLENBUCH

PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1905

SÜDSLAVISCHES

NOVELLENBUCH

AUS DEM KROATISCHEN UND SERBISCHEN
ÜBERSETZT VON

LJUBICA v. KULPIN, DR. J. VELIČKOVIC
UND FR. VEVER

PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1905

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

MAR 2 1 1994

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei »Unie« Prag

PG 583
S83
1905
MAIN

KSAVER ŠANDOR-GJALSKI:

NOTTURNO.

I.

Ich zog sie an meine Brust und mit bebenden Lippen preſste ich einen Kuſs auf ihre blasse Stirne — ich wuſste, daſs wir zum letztenmale beisammen sind im Leben. In den Ohren klangen mir noch die verhängnisvollen Worte des Arztes, mit denen er mir im Vorzimmer mitteilte, was ich zu erwarten hätte — und ich muſste mich mit dem Aufgebote meiner ganzen Willenskraft zur Ruhe zwingen, um nicht zu verzweifeln, um nicht bitterlich — ununterbrochen — weibisch zu weinen! Ich muſste Hoffnung heucheln und gleichzeitig ihre Worte widerlegen, mit denen sie mich in ihrer groſsen Liebe zart und vorsichtig auf die Nähe der ewigen Trennung — auf ihren Tod — vorbereitete.

„Nein — nein!“ — entrang sich meiner Brust, um ihre Worte zu übertönen und meine eigene innere Überzeugung zu betäuben. — „Du kannst mich nicht verlassen, Du darfst nicht von mir gehen — ach, Jelene, Du meine

418057

Seele! Mein alles bist Du — mein Glück und mein Leben — ach, was sollte ich ohne Dich!"

Und ich überlegte wieder alle Gründe meiner, derzeit schon gescheiterten Hoffnungen, aus welchen ich mir schon einen ganzen Monat, seitdem sie schwer erkrankt war, eine Feste wider die Angriffe des klaren Verstandes baute, dafs es für sie keine Rettung mehr gebe.

Und wirklich, wenn ich sie jetzt hörte, wie klar sie denkt, wie klug sie spricht, wie ihre Sprache hell ist, war's mir für einen Augenblick, als hätte ich wieder ein wenig Hoffnung geschöpft. Dieser Hoffnung entsprang ein mächtiger Wunsch, grofs und stark, dieses mir so teuere Wesen, so schön und jung, am Leben zu erhalten. Ich haschte förmlich nach jedem Strohhalm und langte nach jedem Faden, an dem ihr junges Leben hing.

„Du darfst nicht — darfst mich nicht verlassen — Du mufst bei mir bleiben und wenn keine Arzneien helfen, unsere Liebe — sie mufs Dich retten!" — fabelte und phantasierte ich in äufserster Ekstase.

„Mir ist so schlecht! — Ich kann nicht — kann nicht mehr leben. Ach, wenn Du wüfstest, welch' furchtbare Schmerzen ich leide. Selbst müfstest Du wünschen, dafs ich von ihnen befreit werde. Ach — nur der Tod kann mich erlösen. Ich mufs — mufs sterben — für mich gibt es kein Leben mehr."

„Schon wieder! Sprich nicht so! Erinnere Dich doch der glücklichen Zeit, die wir verlebt haben, unserer stillen, paradiesischen Liebe — jener wonnevollen Seligkeit, in der wir, von der ganzen Welt verstofsen und verur-

teilt, in unserer verborgenen Einsamkeit alle Zufriedenheit fanden — alles märchenhafte Glück, wo uns unsere Herzen das Weltall waren und der stille — stille und bescheidene Winkel, eng und schmal, in dem es für niemanden und für nichts mehr Raum gab, als für unsere Liebe und unsere Küsse. Ach, Jelene, — erinnere Dich dessen — und gewinne das Leben wieder lieb!"

Und mich über das Bett neigend, hebe ich ihren leidenden Körper zu mir, um ihr mit einem heifsen Kusse die Kraft und Lust zum Leben einzuhauchen, um sie mit den flammenden Blicken meines erregten Willens zur Annahme wenigstens eines Teilchens seiner Energie zu zwingen.

Und es schien mir, als wäre sie dem Zauber meiner befehlenden Worte — der Kraft meines Wunsches unterlegen. Das schöne, wieder auf die Kissen niedergesunkene, ovale, vom Schmerze abgehärmte und verzogene Gesichtchen färbte sich für einen Augenblick mit zartem Rot und erblühte in einer eigentümlichen Frische, in der die vom Schmerz verzogenen Züge verschwanden. In den schönen, grofsen, lazurblauen Augen erglänzte wieder jenes goldene Leuchten, das mich in den glücklichen Tagen unserer jungen Liebe so oft bezaubert hatte, dafs ich auf die Knie sank, um ihre kleinen Füfschen zu küssen. — Der kalte Schweifs verschwand auch von der Stirne. Das üppige schwarze Haar machte neben der Alabasterweifse des Halses und der Schultern nicht mehr den unheimlichen, leidenden Eindruck, es erinnerte vielmehr an das aufgelöste Haar

einer glücklichen Braut in der ersten Liebesnacht.

Ach — wie schön sie war!

Von der Mitte des Plafonds übergoſs sie das Licht der Nachtampel mit einer zarten, rosafarbenen Welle und wogte zitternd um ihren Körper. Aus den weiſsen Spitzen des Kissens quoll ihr schwarzes, üppiges Haar, ihre Stirne umsäumend, und über ihren Schwanenhals auf die entblöſsten, immer noch olympischen Schultern fallend, deren Teint die Weiſse des Elfenbeines hatte. Die Spitzen des Hemdes vom indischen Musselin beschatteten den Hals und die Brust, das Geheimnis ihrer übrigen Schönheit verhüllend. Die kranken Händchen mit ihrer durchsichtigen Haut ruhten auf der blauen Seide der Decke und ihre schönen Augen sahen beständig, bewegungslos, mit einem heiſsen, treuen Blicke zu mir hinauf.

Mein ganzes Wesen empört sich dagegen, daſs dieses wunderschöne, junge Leben, so vieler süſser Reize voll, aufhören sollte zu sein, daſs es binnen einer kurzen Spanne Zeit — nur ein Häuflein toter, unorganischer Teilchen werden sollte, während es jetzt noch — sieh' — eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen und Schönheit ist!

Ich konnte es gar nicht fassen, daſs es möglich wäre, und meine Liebe sog durstig die wunderbare und teuere Erscheinung in meine Seele ein — jede Linie, jeden Zug wollte ich meinem Gedächtnisse einprägen.

Ach — es dauerte nur ein Weilchen, daſs sie aussah, als hätte sie sich erholt. Die schwere Krankheit empört sich gegen die ihr aufgedrun-

gene fremde Kraft und erfaſst mit noch stärkerer Energie ihre Beute. Und die Ärmste sah wieder elend aus, leidend — abgequält!

„Ich bin unwohl. — Ich kann nicht mehr!“ seufzt sie angestrengt, sich im Schmerze windend, der in ihrem Innern wütete.

„Jelene, mein Herz — fasse Dich, um Gotteswillen!“ — schreie ich fast wahnsinnig auf, zitternd vor Angst, daſs ich sie im selben Augenblicke verlieren werde. — „Verlasse mich nicht — verlasse mich nicht, Du meine Seele!“

„Warum glaubst Du, daſs wir uns trennen müssen? Denkst Du denn nicht daran, daſs uns zwei nicht einmal der Tod trennen kann? — Ich weiſs, daſs er uns unsere Liebe nicht rauben kann, denn meine ganze Seele will es so. Etwas sagt mir immer, daſs es nur von uns abhängt!“

Während sie dies sprach, nahm sie meine beiden Hände und sah mich mit einem tiefen, sterbenden Blicke immer intensiver an. Willenlos überlieſs ich ihr meine Hände. Sie faſste sie fest — fest und zog mich schlieſslich ganz zu sich herab, so daſs ihr heiſser Atem meine Wangen streifte. Ihre Augensterne wurden immer gröſser und plötzlich fängt sie mit fester, fast befehlender Stimme zu sprechen an.

„Du darfst nicht denken, daſs ich Dich verlasse. Sieh' — ich liebe Dich so sehr! Du wirst mich auch über das Grab hinaus stets bei Dir haben und muſst mich gleich lieben, denn auch ich liebe Dich grenzenlos, und ich will nicht, daſs diese Liebe erlösche. Du wirst mich sehen — wir werden beisammen sein — lange — lange — ich kann es gar nicht absehen, wie

lange! — Ach — und Du darfst mich nicht so leidend sehen, so verwelkt — schwach und unschön. Du wirst mich sehen so gesund und stark — jung, wie damals — am Meere, als wir uns zum erstenmale auf den Schwingen der Wogen begegneten und im selben Augenblicke uns für immer liebgewannen!"

Sie sprach ruhig. Ihre Stimme wurde immer stärker und entschiedener. Ihr ganzer Körper hob sich immer näher zu mir, ich verspürte noch stärker ihren trockenen Atem und ihre Augen schienen in Glut und Glanz zu flammen.

Ich konnte an das Unglück, das mich erwartete, gar nicht mehr denken. In diesem Augenblicke vergafs ich ganz, dafs der Engel des Todes seine unheimlichen und kalten Fittiche schon über diesem Bette ausbreitet — ich sog nur die Worte der Kranken ein, ihren Inhalt — ohne sie mir zu deuten, ohne ihre Bedeutung zu fassen. Ich wurde förmlich zum Kinde, zum Spielzeuge, ohne jeden eigenen Willen. Es war mir ganz wunderlich zu Mute, eine Zeitlang glaubte ich zu träumen, oder besser, ich hörte die Worte wie im Traume, und doch wieder andererseits — die vollkommene Klarheit und das wache Bewufstsein. Bei mir gab es keine Überlegung, ebenso, wie ich mich in diesem Augenblicke hätte nicht rühren können, nicht mit den Augen blinzeln. Jede Einzelheit — die ganze Zeit, prägte sich mir klar in die Seele ein.

„Gibst Du acht? Hörst Du mich?" — unterbrach sie sich selbst. — „Höre mich! Du mufst, Du willst mich weiter lieben, und wirst

mich sehen — schauen — mit mir verkehren und beisammen sein! Uns wird der Tod nicht trennen!“

Ich erschrak bei diesen letzten Worten und raffte mich aus meiner Lethargie oder was das war, auf. Ein schrecklicher Gedanke schoſs mir durch den Kopf, daſs ihre Worte nichts anderes, als die Agonie des Geistes sind; denn so fremd und wunderlich schien mir der Sinn ihrer Rede, als ich sie jetzt überlegte. Trotzdem ich aber kein Wort sagte und mich bemühte, meine Angst und Sorge nicht zu verraten, drückte sie mir doch im selben Augenblicke fest die Hand und sagte:

„Du denkst Dir jetzt, daſs ich phantasiere — daſs ich nicht mehr weiſs, was ich spreche — und glaubst meinen Worten nicht — Du gehorchst ihnen nicht. Aber Du muſst — muſst. Ich will, daſs Du mich auch weiter liebst, daſs Du mich sehen sollst. Merke Dir das — Du wirst so tun, wie ich es will.“

„Ach, Jelene, ich bin für ewig Dein!“ — sage ich fast besinnungslos und fühle wieder die frühere Ohnmacht und Willenlosigkeit. — Ich wuſste nur, daſs ich mit diesen Worten meinen einzigen Wunsch, meinen ganzen Willen äuſserte.

Wie sie mich so sieht, huscht ein zufriedener Ausdruck über ihr Gesicht, und nach einer Weile verfällt sie wieder in ihre frühere Qual. Sie sinkt zurück in die Kissen, ihr Kopf legt sich ohnmächtig seitwärts und ihre, mit kaltem Schweiſs bedeckten Hände lassen mich los. Die Lider fallen ihr über die Augen und

die feuchten Wimpern bedecken die schwarzen Ringe ober den Wangen.

In diesem Augenblicke komme ich zum Bewufstsein und es war mir nicht mehr möglich, über das kaum Geschehene nachzudenken. — Erschreckt und in unermefslichem Schmerze schmiege ich mich näher an sie. Das Hérz pochte, als ob es springen sollte. Jetzt wufste ich, dafs ich vor ihrem letzten Augenblicke stehe.

„Ach — da bist Du — mein Guter, Lieber!“ — lispelt sie und öffnet die Augen, die im selben Momente mit einem Blicke den ganzen Raum umfafsten.

„Siehe — er kam!“ — sagt sie mit sichtlichem Entsetzen, kaum verständlich. Ihre Augen mit den vergröfserten Pupillen hefteten einen unklaren Blick in den Winkel über dem Bette. Und es war augenscheinlich, dafs sie nicht mehr die Welt sehen können, der sie angehören.

„Da ist er!“ — lispelt sie noch einmal, und ich sah, wie sie die Hände zum Gesicht erheben will, wahrscheinlich um sich schaudernd die Augen zu bedecken. Sie konnte aber nicht mehr. Die Augen verloren sich mit ihren Blikken immer mehr in das Unendliche, in die Erstarrung. Und bald fängt sie an unverständliche Worte zu reden, die mir nur unartikulierte Laute halb erstorbener Organe zu sein schienen — wie eine ganz fremde, unbekannte Sprache, die ich noch nie gehört habe.

Dann folgten wieder einzelne bekannte Worte, die immer mehr im Todesröcheln erstarben, das sich schwer und schmerzhaft der

jungen, üppigen Brust entrang. Es begann der furchtbare Kampf zwischen dem jungen Willen zu leben, und der Ohnmacht des kranken, vom Schmerze gebrochenen Körpers.

Mir stand der Atem still vor Schmerz und Weh. Grenzenlose Verzweiflung und furchtbares Leid übermannten mich ganz. Fast brach ich zusammen, körperlich sowohl als seelisch, und doch nahmen die erregten Nerven mit schrecklicher Klarheit jede Einzelheit des verhängnisvollen und verfluchten Augenblickes wahr.

Um mich herum ist alles still. — Nur ihr Todesröcheln knirscht und zieht schmerzlich durch die Luft. — In dieses Röcheln mischt sich beständig das gleichmäfsige Ticken der alten Uhr ober dem Bette, jeder Schlag tönt schmerzhaft in meinem Kopfe nach und entschwindet mir zu rasch, und im selben Augenblicke bin ich ihm wieder dankbar, dafs er so mitleidig war und mir nicht entschwunden ist, und mit Entsetzen passe ich auf und warte auf den nächsten Schlag, der die Schere der Parze schliefsen wird.

Und immer schwächer wurde das Röcheln. Zeitweise hört es auf und das Antlitz verliert den schmerzlichen und qualvollen Ausdruck und etwas Feierliches erglänzt in den schönen Zügen. Die Augen beleben sich wieder und auf mich fällt ein Strahl des guten, treuen Blickes und die Lippen sprechen ganz deutlich: „Die Liebe ist bei mir. Sie bleibt ewig mir!“

Sie drückt meine Hand und sagt laut: „Auf Wiedersehen!“

Dabei sinkt sie zurück, streckt sich aus, und in dem Frieden atmenden Gesichte legt sich ein ernster, entschlossener Zug unter die Stirne — und ihr letzter Atemzug schwebt durch die Luft.

Sie ist verschieden — ach — und die Uhr geht trotzdem gleichmäfsig weiter und schlägt um dieselbe Zeit die zweite Stunde nach Mitternacht — sie geht weiter, weiter tönt ihr gleichmäfsiges Ticktack — dieses leblose Werk, von Menschenhand zusammengefügt — es überdauert das menschliche Wesen, das sich mit den Gedanken in die Sphären der Ewigkeit erhob und dessen Empfindungen unbegrenzt waren, wie die Weiten des Oceans! — Bei all' meinem eigenen Unglücke mufste ich in diesem Augenblick an die ganze Tragik der menschlichen Erscheinung denken — an dieses Nichts, in dem der unsterbliche göttliche Gedanke eingeschlossen ist!

Schliefslich war ich gezwungen, den Pendel der Uhr anzuhalten, um in seinem Ticktack nicht länger das sardonische, lächelnde Flüstern der bitteren, boshaften Ironie hören zu müssen, die mir erzählt, wie schon zweihundert und siebzig Jahre die Uhr beständig geht und geht, in ewig gleichmäfsigem Ticktack, und unverdrossen die Stunden schlägt, während dem eine unabsehbare Reihe ihrer Zeitgenossen aus diesen Jahren in Staub und Asche zerfiel — in Nichts.

In Nichts. — Kühl und steif — immer bläsSer und gelber werdend — wie aus Wachs geknetet, lag ihr Körper hier. Krampfhaft erfafst mich ein furchtbarer Schmerz. In riesen-

haftem Verhältnisse mufste ich den grofsen Abstand sehen, der in einem einzigen Augenblicke hier entstanden ist, wo eben jetzt noch der beflügelte Gedanke war — ein eben solches himmelhohes Empfinden, wie jetzt noch in mir — sogar wie in jenen Geistern, die alles lenkten und schufen, was man die Geschichte des Menschen nennt — und ein Augenblick nur — und es bleibt nichts mehr übrig, als eine zähe Materie, der unorganischen, toten Welt zurückgegeben.

Ich beugte mich vor der Majestät des Todes, um mich ihr sofort wieder zu widersetzen. Die Augen vor dem unabsehbaren Abgrunde schliefsend, der mich von der Verschiedenen trennt, fiel ich über die tote Brust und auf dem kühlen, starren Antlitz verloren sich wie im Irrsinne meine letzten Küsse.

In dieser schweren Nacht konnte ich nur weinen, ich erinnerte mich gar nicht ihrer letzten Worte und dachte nicht an die Bedeutung derselben. Vor meiner Seele starrte nur ein unabsehbar tiefer Abgrund, in dem für immer meine teuere Geliebte entschwunden ist. Die Lippen, die vom Weinen schmerzten, konnten verzweifelt und mechanisch immer nur dieselben Worte stöhnen: „Alles ist vorbei — alles ist verloren!“

Und der tote Körper mit seiner Unbeweglichkeit, mit seiner Taubheit und mit den erloschenen Augen machte mich erschauern. Das Gesicht ist noch dasselbe, die Schönheit eines Engels ruht auf ihm — noch schöner und himmlischer, als in jenen vielen wunderbaren Stunden, wo ich sie in ihren seligen Träumen

betrachtete — ach — und doch — für mich, für unsere grenzenlose Liebe gibt es in ihm keinen Ausdruck mehr, keinen Sinn. „Ach — tot ist sie — tot — alles ist vorbei!“

II.

Es vergingen vier Tage. Mein grenzenloser Schmerz liefs keinen Augenblick nach. Er bedrückte mich so, dafs es mir vorkam, als sähe ich meine abgequälte Seele, auf der etwas Ungeheueres — Furchtbares — Schweres liegt, was nicht mehr mit einem menschlichen Mafse zu ermessen und was so stark ist, dafs ich darunter ewig empfinde, wie ich nur noch einen Augenblick diese übermenschliche Last werde ertragen können und dann — in einem Momente wird auch dieser letzte, schwerste Teil des Seins zermalmt sein in ein Nichts.

Das unheimliche Bild der unglücklichen Stunde schwebte mit unbarmherziger Härte beständig vor meinen Augen — beständig sah ich jede einzelne Kleinigkeit. Und ihre letzten Worte — so sicher ausgesprochen: „Auf Wiedersehen!“ — tönten auch ununterbrochen in meinem Gedächtnisse nach.

Daraus löste sich ein immer stärkeres Sehnen, Wünschen und Hoffen, das seinen Ausdruck in den Worten — in der Bitte — in fortwährendem Beschwören fand: wenn es noch Etwas nach dem letzten Atemzuge gibt, es möge sich mir offenbaren, es möge kom-

men, damit es mich überzeuge, daſs es noch über die Grenzen der Materie hinaus Empfindungen gibt, Gedanken und Gefühle — Willen und Liebe!

In der ersten Zeit empörte sich alle Logik gegen solche Gedanken. Mein ganzes verständiges Wesen wandte sich mit gröſster Verachtung von diesen naiven — halb wahnsinnigen Wünschen ab — das Herz aber und noch etwas Unbekanntes im Innern lieſs sich durch den Verstand nicht beirren, nährte aber gleich den Wunsch nach einer Antwort und haschte stets nach dem Schleier von Sais, um ihn für einen Augenblick zu lüften und die Geheimnisse hinter ihm zu ergründen.

Den achten Tag konnte ich die goldverzierten Einbände der Werke Spencers, Taines und Häckels gar nicht mehr ansehen, um nicht eine starke Unzufriedenheit und eine Art verzweifelten Hasses gegen jene Überzeugungen zu empfinden, welche diese Bücher in sich bargen. Und mich von ihnen abwendend, beginne ich mich mit Gewalt in dem Dunkel von Fabeln, alten Märchen und heiligen Legenden zu verlieren; ich versank in tiefe und unabsehbare Abgründe ewiger Geheimnisse, wo der unglückselige Erdenmensch einen Trost gegen den für ihn übermächtigen Gedanken sucht, daſs er nichts anderes ist, als eine flüchtige Welle im Laufe des Flusses.

Diese alten Fabeln wiegten mich wirklich in eine gewisse mystische Erregung ein. Vor der elften Nachtstunde saſs ich allein in dem Sterbegemache, in gespannter Erwartung, etwas zu hören, etwas wahrzunehmen, oder wenig-

stens zu empfinden. Die Poesie, die aus des Menschen verblichenen Hoffnungen und Tröstungen weht, umfing mich mit ihrem Zauber, mit ihren geheimnisvollen Rätseln, und ich sah und fühlte förmlich vor meinem geistigen Auge alle jene mächtigen Bilder der menschlichen Phantasie, die der gröfste Sänger des Mittelalters so glänzend und herrlich in seiner wirklich göttlichen „Divina Comedia" geschildert hat. — Und die Worte der Verstorbenen „auf Wiedersehen" mischten sich in diese Phantasien und ich hoffte, dafs wenigstens die Uhr, die ich in der Stunde, da sie starb, zum Stehen gebracht hatte, jetzt plötzlich, von sich selbst anfangen wird zu gehen.

Um mich des Spottes der eigenen Vernunft zu erwehren, rief ich in mein Gedächtnis alle Erzählungen von ähnlichen Begebenheiten zurück.

Aber die Stunden vergehen — und um mich herum meldet sich nichts, rührt sich nichts, und meine Seele wiederholt schmerzlich und verzweifelt Fausts Worte: „nichts — nichts!"

Nur die Schatten der alten Möbeln zittern im schwachen Scheine des flackernden Nachtlichtes. Nur blöde Nachtfalter flattern um die Flamme herum. Und still ist es — so still, dafs ich das Kriechen einer riesigen Spinne in der oberen Ecke der Wand vernehme. Endlich scheint es mir, dafs es nicht mehr die Ruhe des schlafenden Tages und der stummen Nacht ist, sondern die wirkliche Erstarrung des Todes.

Vergebens richte ich die Augen auf die alte Uhr, sie steht still. Vergebens verfolge ich jeden

Schatten auf dem verhängnisvollen Bette, keine Falte rührt sich von ihrer Stelle. Die Winkel sind wohl schwarz, aber sonst nichts. Die Stühle verbleiben gleich reglos in ihrer dummen Pose — wie die Ausschufsmitglieder um den Tisch herum.

Und schmerzlich — schmerzlich wiederhole ich ununterbrochen: „Also nichts — nichts!“

Es nutzen nichts die Märchen, Erzählungen, die Legenden und Sagen, dagegen sah mich von der einen Seite mit strengem Ausdrucke das Golgathakreuz an, und von der andern schien es, als lösten sich einzelne Buchstaben von den goldgeschmückten Einbänden der Werke Spencers, Darwins, Moleschotts und Taines, und als ob sie sich von der Etagere springend, in einer lichten Linie geordnet, zu einem einzigen Worte zusammenlegten: „Unwissender!“

Mit Gewalt raffe ich mich auf und mein Blick schweift zum geöffneten Fenster hinaus, durch welches eine frische, herbstliche Kühle strömte und dichte Finsternis sich wälzte.

An einem Teilchen des Himmels sah ich einen winzigen bleichen Stern. Seine schwachen Strahlen trafen mich gerade in die Augen und der Gedanke begann sich in seine unendlichen, unabsehbaren Fernen zu verlieren und im Innern flüsterte mir etwas wehmütig zu, dafs, wie weit auch dieser Stern sein mag, dessen Gegenwart in diesem Augenblick erst um zweimal hunderttausend Jahre jüngere Menschengeschlechter als ich bemerken werden, mir dieser ferne Stern doch näher, doch ver-

wandter ist, als das „Ich“ des liebsten Wesens, seitdem es den letzten Atemzug getan!

Ach — und ich erschrak vor diesem bodenlosen Abgrunde, der sich mir in diesem Gedanken zeigte, und mit schrecklicher Verzweiflung starrte ich in die nächtliche Stille, die mir nichts bringt und nichts offenbart.

Und doch gab es etwas, das verursachte, daſs ich einen kalten Schauer vor dieser Stille empfand, vor dieser Nacht, vor der es mir ganz bange und ängstlich wurde, trotzdem mich die Vernunft beständig versicherte, daſs ich keinen Grund habe, eine Antwort auf meine Wünsche und Fragen zu erhoffen, und nichts anderes in dieser Stunde zu sehen, als daſs die Seite des Planeten, auf der ich mich befinde, jetzt von der Sonne abgewandt sei. Das Herz lieſs sich nicht beruhigen, jede Faser, jede Ader in ihm schrie nach Offenbarung.

„Ich gehe sofort auf den Friedhof — vielleicht wird sich dort! —“ denke ich laut und im selben Augenblicke entschlieſse ich mich und gehe hin. Ich lief geradezu und eilte, nur um vor Mitternacht noch den Friedhof zu erreichen.

III.

Nach einer halben Stunde war ich dort. In der ziemlich dunklen Nacht konnte ich kaum die weiſsen Mauern der Pfarrkirche in unklaren Umrissen unterscheiden. Nur ein Fenster war deutlich sichtbar, das in der Richtung des

ewigen Lichtes lag. Schwache rote Linien und gelbliche lichte Luken machten einzelne seiner Teile erkennbar. Die Linden vor der Kirche ahnte ich nur in den riesigen Umrissen schwarzer, unregelmäfsiger Massen, die sich in der dunklen Finsternis noch dunkler von den übrigen schwarzen Wogen der Nacht abhoben und hin und her wogten.

Den zerbrochenen Zaun des Friedhofes konnte ich erst in nächster Nähe entdecken. In der Hast blieb ich mit der Tasche des Rokkes an dem Gitter der Türe hängen, stolperte und wurde in meiner Eile aufgehalten.

Im ersten Moment werde ich bestürzt. Ein physischer Schreck vor etwas Unbekanntem bemächtigt sich meiner für einen Augenblick, und dann beklage ich doch die reale, natürliche Lösung des Rätsels. Aber dennoch erschauerte ich im Innern. Und eine Zeitlang war ich wirklich unzufrieden, dafs ich hergegangen bin. Nur aus Scham kehrte ich nicht um, beständig überlegend, wie dumm und närrisch es sei, was ich da begann.

Es ist nicht nötig, dafs wirklich etwas daran ist — aber die durch tausendjährige Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Vorurteile und der nachfolgende Schreck können an einem solchen Orte den kühlen Verstand erschüttern und die Phantasie erregen — die Augen sehen dann alle Überlieferungen und die erregten Nerven fühlen ihre eigenen Kinder — redete mir die Vernunft zu, während ich noch immer an der Türe stand und auf den Friedhof sah, der im nächtlichen Dunkel versunken lag, aus dem zwei

oder drei weiſse, steinerne Kreuze unsicher und zitternd herausragten. Unweit von mir glaubte ich noch den Stamm eines alten Weidenbaumes zu erkennen.

Aus dem Grase meldeten sich die dünnen und feinen Stimmen der Herbstgrillen. Durch die Luft schwirrten jeden Augenblick einzelne Fledermäuse und ich hörte den weichen Schlag ihrer Flügel. Dunkle Wolken zogen am Himmel dahin, ununterbrochen einen Stern nach dem andern verdeckend. Der östliche Horizont begann sich am Rande des entfernten, dunklen Bergwaldes rötlich zu färben, dann fiel von dort gerade auf das Hauptkreuz des Friedhofes ein schmaler, blutiger Lichtschein. Auch über den Turm der Kirche zog ein schmaler, lichter Flecken.

Einige Spannen ober meinem Kopfe fliegt ein riesiger Vogel vorbei, in dem ich an dem lautlosen Schwingen der Flügel eine groſse Eule erkenne, doch im selben Augenblick war sie schon irgendwo im Dunkel verschwunden. Die durch ihren Flug bewegte Luft berührt mein Antlitz.

Von dem Kirchturme schlägt es elf und drei viertel. Mit einem klaren, mir wieder so wunderlich erscheinenden Klange widerhallten die langtönenden Schläge des Metalls und das nachfolgende Geräusch des Rades in dem Werke der Uhr mischte sich grob und brummend mit diesen Schlägen. Zugleich mit dem Schlagen der Uhr meldet sich eine Nachteule von irgend einem Gipfel der buschigen Linden vor der Kirche. Ihre eintönigen klagenden Rufe

tönten weit in die stille Nacht und schienen aus den nächtlichen Tiefen etwas zu rufen und zu locken. Und in der Tat bald rollt der Mond hinter den Bergen herauf und zeigt seine runde Scheibe. Eine schwarze, längliche Wolke streift träge an ihm vorbei und vergoldet ihre Ränder in seinem Lichte, empfängt einen phantastischen, märchenhaften Glanz und verschwindet dann hinter dem Berge und der Mondschein ergiefst sich unbehindert über den Friedhof.

Und jetzt zeigen sich meinem Auge auf einmal alle die langen Reihen weifser, ergrauter und zerbrochener Holzkreuze. Hügel an Hügel tauchte jetzt aus dem, von den ersten Frösten versengten Unkraut hervor, und mancher war ganz mit hohem, von Herbstwinden gebeugten Grase bedeckt. Stellenweise ragte noch eine halbverwelkte rote Mohnblume aus dem Grase, im Mondlichte erglühend, zusammen mit irgend einem barbarischen Grabschmuck, der sich noch an dem oder jenem Kreuze erhalten hat. Schollen lehmiger Erde waren überall herum verstreut und unter ihnen schimmerten dünne, kurze, dann wieder längere Stückchen von etwas, das grau und wie rostig aussah, ähnlich ausgetrockneten und vom Regen abgewaschenen hölzernen Stäbchen, oder wieder den Scherben von einem gewöhnlichen, irdenen Gefäfs. Das Mondlicht glitt über diese Stücke und liefs sie deutlich von der Erde unterscheiden. An manchen konnte ich ganz genau wahrnehmen, dafs sie mit einem Netze von dünnen Fäden, die die Farbe der Erde hatten, übersponnen sind.

Bald erriet ich, daſs es Knochen aus den umgegrabenen, vergessenen Gräbern sind, und es wurde mir so bange, daſs ich mich nicht mehr traute auf den Boden zu blicken. Zunächst warf ich aber doch einen Blick zu Boden, ob mein Fuſs nicht auf so einem Überreste eines Wesens steht, welches einst ebenso dachte und fühlte, wie ich jetzt!

In diesem Augenblicke bewegt sich etwas zu meinen Füſsen — eine riesige Kröte kriecht faul weiter in das Gras, aber auch dieser kurze Moment war lang genug, um mich fühlen zu lassen, wie verwundert — böse und verächtlich sie mich mit ihren stumpfen Porzellanäuglein ansah. Ein Schauer überlief mich und eine Weile war es mir, als sähe ich in dieser Kröte nicht mehr einen Organismus, den unser Wissen in den Verband dieser oder jener Familie, Gattung und Geschlechtes eingeteilt hat, sondern ein Wesen aus einer geheimnisvollen, unbekannten, märchenhaften Welt.

Mit Gewalt erhebe ich den Kopf und blicke zum Himmel hinauf. Hier schienen sich die Wolken vor dem silbernen Glanze des Mondes zerronnen zu haben. Nur noch hie und da segelte eine am westlichen und nördlichen Horizonte und in der Mitte des Himmelsgewölbes, um den Zenith herum war alles klar und rein. Der Polarstern schimmerte und funkelte. Der kleine Bär glänzte mit allen seinen Sternen, ebenso leuchtete im groſsen Bären das mittlere, schwächste Sternlein klar und deutlich. In groſser Höhe bemerkte ich in derselben Ecke des Himmels ein riesenhaftes, dunkles

Dreieck, das sich geradeaus ruhig, lautlos und doch unglaublich rasch dem Süden näherte.

Erst als diese, im ersten Moment gespensterhaft anmutende Erscheinung in der Höhe ober mir ankam, unterschied ich ein undeutliches Schnattern und Zwitschern. Es waren Vögel aus fernem Norden, doch konnte ich sie wegen der riesigen Höhe nicht unterscheiden.

Mit Interesse folgte mein Auge den fernen Wanderern, und trotzdem ich diese ganz natürliche Erscheinung kannte, erbebte ich doch vor dieser Szene aus dem nichtmenschlichen und nächtlichen Leben und empfand plötzlich das Geheimnisvolle der Natur und ihre Majestät.

Und noch war die Schar der unerschrockenen Wanderer in den luftigen Höhen dem Auge nicht entschwunden, als ich dicht ober mir das Flattern und Rauschen von Flügeln vernehme, das sich, ähnlich dem Brausen eines geschwollenen Baches oder des durch Wind bewegten Waldes weit in die schlafende, stumme Nacht ausbreitet; ich schaue hinauf und sehe eine mächtige schwarze Wolke fliegen, immer näher und näher, einmal höher, einmal tiefer, übermütig wie im Spiele tief ober der Erde wogend. Es war eine Schar irgend welcher kleiner Vögelein, Zugvögel, die sich mit sichtlicher Wonne den Luftwellen hingaben, sich in der guten, stillen Nacht ganz sicher fühlend. Auf einmal wirft sich etwas laut- und geräuchlos von dem Kirchturme unter sie, wie eine grofse eiserne Kugel. Die Vögelein zerstreuen sich erschreckt in eine lange, zerrissene und ausgedehnte Fläche, um sich gleich

wieder zu einem festen Knäuel zusammenzufügen, und segeln wieder als eine dichte Wolke weiter dem fernen Süden zu, und jenes grofse Etwas kehrt im ruhigen lautlosen Fluge zum Kirchturme zurück und es wird ein schmerzlicher, verzweifelter Schrei eines kleinen Vögeleins hörbar, der Tod und das Leben feierten hier gemeinsamen Triumph!

Erzitternd richte ich mit Gewalt den Blick in die Weite gegen den Süden, wo schon von den beiden Scharen der Zugvögel jede Spur verschwunden ist. Und wieder war ich allein, ohne die Nähe eines andern Lebens, als meines eigenen, und es ward mir ganz bange, dafs mich die nächtlichen Wanderer so bald verliefsen. Einsam — einsam fühlte ich mich auf diesem Friedhofe — in dieser stillen Nacht, in der alles ruhte, nur die Wellen des Mondlichtes zitterten und wogten noch. Alles überfluteten sie mit ihrer Weifse und ihrem Silberglanz. Man sah, wie sie sich ausbreiten in der stillen lautlosen Gegend, selbst ohne Laut und ohne eine sichtbare Bewegung, begleitet von eben solchen weichen und stummen Schatten, die einmal schwarz, dann wieder halblicht und immer länglich und breit und durcheinander verflochten sind.

Zuweilen erglänzten stellenweise ganz beleuchtete Flächen oder Höhen, wie angehäufter Schnee, oder lange Leintücher, und in den schwarzen, beschatteten Winkeln wieder funkelte hie und da etwas, was man nicht unterscheiden konnte — war es ein Baum, ein Mensch, ein Heuschober oder etwas anderes? Und in der Ferne irrten in der Luft bläuliche

Flammen herum. Ganz unten in der Ebene, nahe am Bache, vor den Weiden und Eschen, begann plötzlich etwas zu wachsen, was sich immer höher erhob. Zunächst bloſs wie der Ärmel eines Frauenhemdes, dann auch die Form — schlieſslich auch die Umrisse einer Gestalt — lange, riesige Umrisse, und alles wellt und windet sich immer wunderlicher und phantastischer. In einigen Augenblicken wird aus dem kleinen Lappen — eine riesige Erscheinung, die alles, die schwarze Masse des Haines und den vom Mondlichte übergossenen Waldsaum in ein dichtes Dunkel hüllt und sich schon in der Richtung gegen das Gebirge zu hinzieht, sie bewegt sich faul und lautlos.

Jede Weile schleicht und huscht unter mir und um mich herum etwas — im Grase und in der Luft. Meinen Blick durchkreuzen dunkle, kleine Dinge, so rasch, daſs ich ihre Form nicht wahrzunehmen vermag. Es ist mir in der Seele, als fühlte und empfände ich die Hoheit des Geheimnisses „des Unbekannten", dessen Ewigkeit und dessen Unermeſslichkeit!

Ich konnte mich noch nicht recht fassen und zu einem natürlichen Entschlusse kommen, als von dem Turme wieder der Schlag der Uhr ertönt. Ich erstarrte. Vor den Augen ward mir blau und rot. Einen Augenblick war's mir, als wenn die riesige weiſse Masse aus der Ebene schon nach mir langte. Ich war nicht mehr Herr meiner Nerven.

Heiser schienen mir die Schläge der Uhr zu dröhnen, gespensterhaft tauchten sie in die unabsehbare, unklare Tiefe der groſsen starren Nacht, und der vielseitige Widerhall führte sie

von überall der dünnen Luft und dem silbernen, träumerischen Leuchten des besternten Himmels zurück. Es schien, als hätte dieser Widerhall etwas Lebendiges in sich. In ihm klangen die Schläge viel klarer und schärfer. Es war mir, als schlügen sie mir in die Schläfen. —

Und als die letzte Schwingung des letzten Schlages erstorben war, flüstere ich mechanisch: „Mitternacht", und es ist mir, als hätte mich ein kühler — kühler Hauch ganz umflossen, und ich erzittere am ganzen Körper. Nebel steigt vor meinen Augen auf und es scheint mir, als bewegten sich alle Gegenstände vor mir und als wären sie von ihrer Stelle gerückt. Ich sehe, wie ein steinernes Kreuz in der äußersten Ecke des Friedhofes auf seinem Standplatze schwankt, und siehe — es schreitet förmlich auf mich los — und ich gebe schon jener mechanischen Bewegung eines Menschen — eines furchtlosen Menschen, welcher sich von allem in der Nähe überzeugen will, — nach und schreite vorwärts, um mich im selben Augenblicke vor die Stirne zu schlagen und mich selbst in die Wirklichkeit zurückzurufen und zu überzeugen, daß das alles nur ein Spiel der erregten Nerven ist. Ich erkenne den feinen herbstlichen Nebel, der sich über die ganze Gegend ausgebreitet hat.

Da bemerke ich auch, daß ich noch immer auf derselben Stelle am Zaune stehe. Vor Scham erröte ich vor mir selbst und erinnere mich meines Vorsatzes. Da bricht auch wieder die mächtige Sehnsucht nach der geliebten Verstorbenen in meinem Herzen aus — und mit

beflügelten Schritten eile ich dem verhängnisvollen Hügel zu, unter dem sie mir der Tod verborgen hat.

Er lag da, noch frisch aufgeworfen. Der Mondschein umfloſs ihn mit seinem weiſsen Lichte. Alles ist still und bewegungslos — stumm und starr. Wie ich mich dem Grabe nähere, rollt ein Stückchen Lehmerde ab und eine kleine Maus huscht heraus. Eine alte Sage fuhr mir durch den Kopf, daſs die Seele der Verstorbenen die Gestalt der Maus annimmt und in demselben Moment weicht sie dem furchtbaren Gedanken, daſs diese Maus vielleicht eben aus dem Grabe herauslief — von ihr genährt!

Es überwältigt mich ein riesiger Schmerz, aus dem nur ein einziger Schrei sich löste, daſs die teuere Verblichene ihr Versprechen erfüllen und daſs sie mir erscheinen möge. Meine Erregung steigerte sich mit jedem Augenblicke; sie wurde immer stärker, je mehr die Zeit verging, und um mich herum starrte nur die stumme Nacht mit dem unabsehbaren Meere von Nebel, der alles, was einige Schritte vor mir lag, verhüllte, und mich glotzte nur das stumme, tote Grab an.

Aber die Uhr schlug die erste Stunde nach Mitternacht, sie schlug auch die zweite — und ich stehe trotzdem immer noch ohne jede Antwort da. Und es graute der Morgen, als ich noch immer am Grabe kniete und schmerzlich nur das immer gleiche Wort aussprechen konnte, das verzweifelte, schwere: „nichts — nichts.“

IV.

Ich könnte nicht sagen, daſs meine Nerven noch erregt waren, — zwei, drei Tage später. Wohl hatte der Schmerz nicht nachgelassen, wie auch das wahr ist, daſs ich beständig ihre letzten Worte wiederholte: „Auf Wiedersehen.“ Aber dennoch — ich fühlte, daſs jene physisch schmerzende Spannung der Nerven, bei der der Mensch glaubt, daſs er aus lauter Saiten besteht, die übermässig gespannt sind, oder aber, bei der er die beständige Empfindung hat, daſs er irgendwo hoch auf einem über den Niagara gespannten Seile geht, und daſs ihm dabei der Kopf schwindelt und kleine, winzige Ameisen ihm beständig am Körper herumkriechen, nicht mehr da war. Das alles war verschwunden. Ich fühlte mich im Gegenteil ganz gesund. Meinen Wünschen und Hoffnungen entsagte ich aber dennoch nicht und wollte sie auch nicht aufgeben. Noch immer trieb ich mich in den schwarzen Labyrinthen altertümlicher Märchen und Vorurteile herum, haschte nach den Lehren des altertümlichen Glaubens der alten orientalischen Welt, in den uns überlieferten Sätzen der ägyptischen, assyrischen und persischen Priester irgend eine Stütze für meine Phantasien suchend.

„Es könnte doch möglich sein,“ täuschte ich mich, beständig im Kampfe gegen die Beweisgründe der Vernunft und des Wissens.

Ach — wie gräſslich war mir dabei die Lo-

gik und die Wissenschaft mit ihrer stählernen Härte und Schärfe.

Ich haſste förmlich alle ihre Voraussetzungen und haschte wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, nach jedem noch so hinkenden Grunde, welche die moderne Skepsis dem modernen Empirismus entgegenzustellen hat. Vergebens rief mir die Vernunft die bekannten, wie aus Granit gemeiſselten Kant'schen Beweisgründe ins Gedächtnis zurück, daſs ich mit meinen, der physischen Welt angehörigen Sinnen nichts sehen und nichts wahrnehmen kann, selbst in dem Falle nicht, wenn die geliebte Verstorbene ihr individuelles Sein auch fortsetzen würde, denn die physischen Sinne können nur auf Ursachen der physischen Welt reagieren und demnach gibt es keine Mittel, mit welchen sich ein Verkehr zwischen mir und ihr herstellen lieſse. Trotzdem konnte ich mich diesem triftigen Grunde nicht fügen und lasse mich sogar von der närrischen und gedankenlosen Spielerei und Kinderei des amerikanischen Spiritismus verleiten, und habe stundenlang Tischchen beobachtet und vergeblich zu Griffel und Schiefertafel meine Zuflucht genommen.

Natürlich wartete ich auch den Anbruch des Morgens ab und wartete umsonst. Miſsmutig und von nihilistischen Gedanken erfüllt, gebe ich meine Versuche auf, und den Griffel wegwerfend und die Tafel zu Boden schleudernd, bedecke ich das Gesicht mit den Händen und fange bitterlich — bitterlich an zu weinen. Als hätte ich erst in diesem Augenblicke das Furchtbare empfunden und er-

kannt, daſs wir für immer geschieden sind und daſs unsere märchenhafte, glühende Liebe begraben — für ewig begraben ist!

Nicht Verzweiflung, aber eine unabsehbare Traurigkeit erfüllte meine Seele und im Herzen entbrannte stärker als je die Sehnsucht nach ihr. Ich wand mich förmlich vor Bedürfnis, sie zu sehen, sie an die Brust zu pressen, auf daſs sich das Auge wieder mit ihrer zauberhaften Schönheit betäube, auf daſs ich den Duft ihres dunklen Haares einatme, ihre feine sammetweiche Hand liebkose, ach — daſs ich wieder dieses stille, immer kindische Lachen höre, dieses zeitweise unschuldige Schwatzen, dann wieder ihre vornehmen Vernunftschlüsse einer kleinen Gelehrten, die nicht weiſs, daſs sie eine solche ist.

„Jelene — Jelene!“ rufe ich vor Sehnsucht, laut, leidenschaftlich, und Gott weiſs warum, ich wende mich plötzlich zu der Türe des Nebenzimmers.

In diesem Moment öffnet sich die Türe zur Hälfte, eine schlanke, zarte Frauenhand im eleganten langen taubengrauen Handschuh schiebt die Portiere zur Seite.

Ich fahre auf — und im nächsten Augenblicke sehe ich hinter der zurückgestreiften Portiere das schöne Antlitz meiner Jelene, frisch und voll zarten Lächelns, einen Hut von „Alt-Wiener Façon“ auf dem Kopfe, in dem sie mich so oft bezaubert hat und der ihr leidenschaftliches Antlitz eines feurigen Weibes in das zarte Gesichtchen eines „Bébé“ umwandelte.

„Ach!“ entschlüpft mir ein freudiger Ruf. Als wenn mich mitten im Winter eine warme

Welle des Julimorgens gestreift hätte, so angenehm warm wurde es mir in diesem Augenblicke. Keine Spur von Furcht — oder Verwunderung und Unverständnis! Ich zweifelte gar nicht, ich fragte nicht, was es bedeute, daſs eine verstorbene Person in ihrer ganzen lebendigen Frische und Anmut vor mir steht. Es schien mir, daſs es ganz natürlich ist, wenn wir uns hier gegenüber stehen, beide die Arme ausgebreitet — um das Gelübde unserer ewigen Liebe zu erneuern.

„Auf Wiedersehen — Lucio — Lucio — mein Einziger!“ erklangen ihre leidenschaftlichen Worte, lieblich, warm und süſs, schmachtend in leidenschaftlichem Beben und in der Glut der Gefühle. Und schon legt sie den Kopf an meine Brust und ich küsse sie wieder auf die Stirne, auf die Brauen, auf die Augen und Lippen.

„Ach, dieser Hut!“ flüstert sie und mit der anmutigen Bewegung eines mutwilligen Kindes löst sie plötzlich das breite Band unter dem Kinn und den Hut wegwerfend, neigt sie den Kopf zu meinen Lippen und ich konnte ihr duftendes, volles Haar liebkosen und küssen.

Und wie früher in glücklichen Tagen gingen wir hinunter in unseren groſsen alten Garten, um dort — in unserem liebsten Verstecke — im Gartenhäuschen einige glückliche Augenblicke zu verbringen, und dann wieder, gleich glücklich wie einst, auf den schmalen Pfaden zu lustwandeln und im Schatten der buschigen Allee Küsse zu tauschen.

Wir hielten uns an der Hand, wobei sie nach ihrer Gewohnheit, wie ein zufriedenes Kind ihre und meine Hand hoch schwang — und wieder wie ein kleines Kind zwei, drei Schritte vorauseilte, ohne dabei meine Hand loszulassen, sich nach halb verwelkten Blumen bückend; und da sah sie sich jedesmal nach mir um und hob auf eine allerliebste Art das Gesichtchen zu mir, mich mit glühenden Blikken einladend, ihre grofsen, glückstrahlenden Augen und ihre langen Wimpern, weich wie Seide, abzuküssen.

So besuchten wir nach der Reihe — ohne vorherige Besprechung — alle unseren teueren Plätze in dem weiten lauschigen Garten.

Durch die Luft strömte ein ziemlich kühler Hauch des frühesten Morgens. Die Sonne hatte den dichten Nebel noch nicht durchdrungen und von den östlichen Höhen strömte ein gelbliches Licht herüber, das die Wipfel der Pappeln und der höchsten Ahornbäume wie poliertes Metall glitzern machte.

Als wir auf dem offenen Balkon des Gartenhauses standen, übergofs auch sie dieser Schein mit einer halblichten Welle, so dafs ihre dunkelblaue Toilette zeitweise wie mit Goldstaub besäet schien.

Kaum sichtbar erzittere ich in der Morgenkühle. In diesem Augenblicke erschauert auch sie und schmiegt sich ganz eng an mich, mit ihren lieben Blicken mich betrachtend, mit demselben Lächeln auf den Lippen, mit dem sie mich so oft bezaubert hat.

Bis nun hatten wir noch nicht ein Wort gewechselt. Im stillen, wortlosen Glücke schrit-

ten wir nebeneinander, eine Zeitlang mit trägem, vergnügtem Schritte, dann wieder in kindischer, sorgloser Eile, uns ganz der Seligkeit der Gegenwart überlassend, die wir nur mit glücklichen zusammenhanglosen Rufen, glühenden Küssen und warmen, engen Umarmungen ausfüllten. Wir frugen nicht nach der Zukunft, und auch die verhängnisvolle Vergangenheit mit ihrem furchtbaren Grabhügel starrte uns nicht an — wir lebten und dachten nur an den gegenwärtigen Augenblick, der uns wieder zusammenführte, und alles andere schien nicht gewesen zu sein.

Ich war ganz von der Gröſse der süſsen Wonne überwältigt, daſs ich diese reizende Jugend, diese wundervolle Schönheit wieder neben mir hatte, und ihre Glut und ihre duftige Nähe.

So wie früher immer streichelte ich wieder ihren weichen, samtenen Teint und bedeckte wieder mit Küssen die feinen blauen Äderchen, die diese zarte Haut durchflochten — ach — wie könnte ich mich all' dieser Liebkosungen erinnern — all' dieser Augenblicke einer groſsen Liebe!

Und ich dachte nicht an dieses „Wieder". Ich kann mich wahrlich aller Nuancen in meiner Seele während dieser Zeit nicht erinnern. Das groſse Glück erfüllte mich auch zu sehr und machte jedes Überlegen unmöglich. Dennoch weiſs ich aber sicher, daſs mir gar nicht in den Sinn kam, was dieses „Wieder" für eine nachhaltige und auſserordentliche Bedeutung hat. Es war mir so — wie früher jedesmal, wenn wir uns nach einer längeren Tren-

nung wiedersahen. Und ich weiſs mich gut zu erinnern, daſs ich nicht einmal daran dachte, daſs mein teueres Kind dort auf dem Friedhofe begraben ist. Deshalb frug ich auch gar nicht, was mit mir vorgeht, was es bedeutet, daſs neben mir das lebende Wesen einherschreitet, das ich vor acht Tagen begraben habe.

Ach — mein Wollen und Denken ging nur dahin, daſs ich das Glück dieser Begegnung genieſse!

Wir kamen zu einem Beete von Teerosen. Der Herbst hatte schon die meisten derselben versengt. Nur hie und da war die eine oder die andere noch halb frisch.

„Ach — meine Blume — meine teuere Blume!“ ruft sie mit kindlicher Freude und läſst meine Hand los.

„Mein Gott, wie hat sie der schreckliche Herbst zugerichtet — meine schönen Theas! Leid tun sie mir — so leid! Wenn wenigstens eine schöne unter ihnen wäre, daſs ich mich mit ihr schmücke! — Ach — dort ist eine, rückwärts — und sieh' — gerade eine Maréchal Niel — und gelb — ach, das ist die Farbe meiner Liebe! Verstehst Du mich?“ scherzt sie mutwillig und springt auf die andere Seite des Beetes, wo sie sich durch die Rosenstöcke hindurchwindet und streckt die Hand nach der noch immer entfernten und unter den Blättern versteckten Blüte.

„Ah — mein ist sie!“ ruft sie freudig aus dem Grün und eilt wieder zu mir und steckt mir die gepflückte Rose in das oberste Knopfloch — gerade über der Brust.

Dankbar ziehe ich sie an meine Brust, sie wehrt sich aber scherzend, indem sie auf die Blume deutet, daſs ich sie zerdrücken würde. Ich gebe aber nicht nach, erhasche sie, um sie leidenschaftlich zu küssen.

„Oho — sieh, ich befleckte Dir das Hemd mit Blut. Ich habe mich an dem Dorn der Thea gestochen," sagte sie plötzlich nachdenklich und hob ihren ein wenig blutenden Finger zu meinen Lippen.

In demselben Moment fällt gerade hinter uns ein Schuſs. Sie erzittert ganz, ich lasse sie plötzlich aus meinen Armen los und wende mich nach der Richtung um, von wo der Knall kam. Ich bemerke, daſs ein getroffener Vogel durch die Luft fällt und auf einer kleinen Anhöhe hinter mir steht mein Heger, das abgefeuerte Gewehr in der Hand.

„Der ist's!" sage ich laut und zugleich verspüre ich im Kopfe einen ähnlichen Schmerz, wie wenn der Mensch plötzlich aus tiefem Schlafe aufwacht. — Ich wende mich wieder zum Beete — sie war nicht mehr da; ich sah aber nicht, daſs sie fortgegangen wäre, und ich hätte doch jede, auch die kleinste Bewegung bemerken müssen. Sie war verschwunden, als wenn sie die Erde verschlungen hätte.

„Was ist das?" frage ich laut, mich nach allen Seiten umschauend.

Ich greife mir an die Stirne, noch immer auf derselben Stelle stehend, und sehe die Beete und Sträucher um mich herum an, in dem Glauben, daſs Jelene vielleicht im Scherze sich irgendwo versteckt habe. Ich konnte mich der Empfindung nicht entledigen, daſs wirk-

lich sie mit mir hier war, und es war mir gerade so, wie Einem oft nach einem lebendigen Traume zu sein pflegt, wenn man, halb wach, noch immer die Decke fest hält und nicht begreift, daſs es nicht das Mädchen sei, von dem man geträumt.

„Was war das?“ frage ich wieder und empfinde etwas wie Angst und Verwirrung, eine gewisse Unsicherheit. Wie denn auch nicht? Ich stehe im Garten, wach und bei Sinnen wie am hellichten Tage: weiſs, daſs ich noch einen Augenblick vorher ein liebes, lebendes Geschöpf in den Armen hielt, es klingt mir noch ihre silberne, liebe Stimme in den Ohren, ihr reizendes Lachen — ich erinnere mich ihrer Worte — ich weiſs, daſs ich sie ansah, fühlte, hörte — und jetzt plötzlich auch nicht eine Spur von all' dem. Und es ist nicht möglich, daſs alles das nur ein leeres Phantom war — bloſs ein Spiel der erregten Phantasie — und — da, auf der Brust leuchtet die gelbe gepflückte Rose, und noch mehr — auch das kleine Blutfleckchen rötet auf dem Hemde.

War sie es wirklich? Ist sie zurückgekehrt — aus jener Welt? — Aber — all' die Traditionen von solchen Wiederkünften, die durch meinen Kopf wirbelten, waren nicht im Einklange mit der Erscheinung, die ich gesehen habe, mit der ich gesprochen habe. Keine Spur jenes geheimnisvollen „clair-obscure“, jener nebeligen Unklarheit — jenes Schreckens — welchen die menschliche Fabel mit solchen zurückgekehrten Seelen verknüpft hat! Nichts von dem. Im Gegenteil, ich sah ein junges, schönes Leben — warmes, reales Leben, sie ganz so,

wie sie war, ich fühlte ihren Atem und empfand ihren Duft. Und noch mehr — ich verkehrte mit ihr nicht anders, als wie wenn sie lebendig wäre, und des grauenhaften, schrecklichen Todes, der uns für ewig trennen sollte, gedachten wir mit keinem Worte.

„Was war es also?“ fragte ich wieder, unfähig, zu einer Vermutung zu gelangen.

Keinen Augenblick konnte ich an der Wirklichkeit der Begebenheit zweifeln und mir das Ganze als eine Halluzination zu erklären, dazu vermochte ich mich nicht zu entschliefsen. Und andererseits steckte wieder allzusehr der moderne Rationalismus in all' meinen Schlufsfolgerungen, als dafs ich gleich in eine „andere Welt“ hätte übergehen können. — Wie soll ich mir das aber erklären? Und ich mufste zugeben, dafs ich vor etwas Geheimnisvollem, Rätselhaftem stehe. Von allen Seiten wehte mich der mystische Hauch einer Welt an, die aufserhalb der Grenzen unserer armseligen fünf Sinne existiert, und ich mufste mich vor der grofsen Wahrheit beugen, dafs sich der Mensch in einer Welt bewegt, die er nicht kennt und bezüglich welcher er nur über Kleinigkeiten vermuten kann, die ihm seine schwachen Nerven zeigen — so zeigen, wie es ihnen ihre Schwäche und Unsicherheit zu zeigen erlaubt!

„Sie — sie war es!“ erhob ich mich triumphierend über die Skepsis, um gleich wieder in sie zurückzufallen.

Endlich rufe ich den Heger, um ihn zu fragen, ob er mich gesehen, bevor er das Gewehr abfeuerte.

„Ich bemerkte Sie nicht, erst als ich auf die Höhe kam," antwortet er, ohne Verständnis in mein aufgeregtes und unruhiges Gesicht schauend. — „Erst als ich den Vogel wahrnahm, sah ich, daſs der gnädige Herr im Garten ist."

„Du hast mich also gesehen!" rufe ich ganz auſser mir. -- „Und war ich allein — wo und wie hast Du mich gesehen?"

Der Heger verwundert sich noch mehr. Man sah es ihm an, wie er sich beherrschen muſste, um mich nicht zu fragen, was mit mir sei.

„Hm! Dort standen Sie — Sie hatten mir den Rücken zugekehrt. Bei den Rosen standen Sie und schienen dort etwas zu tun. Und ja — jetzt entsinne ich mich dessen — es schien mir, daſs Sie mit jemandem sprechen, ich achtete aber weiter nicht darauf."

„Wahrlich — hast Du gesehen, mit wem ich sprach?"

„Nein — ich habe es nicht beachtet, ich glaubte, daſs der gnädige Herr mit dem Gärtner spreche — ich dachte nur an den Vogel. Ist vielleicht ein Dieb in den Garten gedrungen?" fragte mich zum Schluſs der Heger.

Ich antworte aber nicht und entlasse ihn.

Eine starke Erregung bemächtigte sich meiner, die einige Tage anhielt.

V.

Ich konnte mich ziemlich lange nicht beruhigen. Während der ganzen Zeit hatte ich keine Erscheinung — oder wie ich mein Erlebnis bezeichnen sollte.

Meine Unruhe wurzelte eigentlich nicht in der Seele, sie war vielmehr physischen Ursprunges. Das kleinste Geräusch erregte aufserordentlich meine Nerven. Wenn zum Beispiel eine Sache zu Boden fällt oder etwas in einer Ecke sich rührt, oder draufsen ein verwelktes Blatt vom Baume sinkt — im selben Augenblicke erzittere ich ganz und schaue mich um, ob sie nicht kommt.

Merkwürdig — ich brannte förmlich vor Sehnsucht sie wieder zu sehen, durchkostete im Geiste alle Wonnen ihrer Nähe, den ganzen Reiz ihrer Erscheinung und lieblichen Zauber des Zusammenseins — und doch wehrte sich mein ganzes physisches Wesen dagegen, dafs ich wieder eine solche Begegnung erleben könnte, solche Stunden — wie unlängst Morgens. Es überlief mich kalt, ich erstarrte förmlich am ganzen Körper, wenn ich mir dachte: siehe da, sie kann ja diesen Moment vor mir erscheinen! Es war dies jene elementare Angst und jenes Erschauern des lebendigen, realen Wesens vor der unbekannten Welt — jene menschliche, physische Furcht vor überirdischen Dingen, die das menschliche Wesen seit jeher in der Brust trägt, und von der sich der

Mensch bis jetzt noch nicht zu befreien vermochte.

Anderseits wieder — keimte und wogte beständig etwas in meinem tiefsten Innern, was immer wollte, dafs sie komme und dafs wieder die Zeiten unserer Liebe aufdämmern. Eine Art Dualismus begann sich in meinem Innern zu regen. Öfters fühlte ich ganz klar, dafs ein doppeltes Wesen in mir lebt.

Ich verbrachte ganze Stunden, die verwelkte gelbe Thea mit Verwunderung und totaler Verständnislosigkeit betrachtend. Ich sah sie nicht mit kühler Ruhe an, im Gegenteil, mein Blick war furchtsam und unsicher. Aber — auch mit starker Bewegung — mit Liebe und Treue — betrachtete ich das mir so teuere Ding und dachte nur, dafs es schliefslich doch möglich sei, dafs die Rose gerade von ihr stammt!

Und wie hätte es auch anders sein können? Ich war vollkommen bei Besinnung, sah mit meinen eigenen gesunden Augen, wie sie die Blume pflückte — und — warum zweifle ich, warum überlege ich noch! Schliesflich gebe ich sogar zu, wenn auch das kein Beweis wäre — wenn ich noch so deutlich gesehen hätte — ist doch die Möglichkeit einer Halluzination nicht ausgeschlossen — ich habe aber da vor mir das „corpus facti". Da gibt's keinen Zweifel mehr! Ich habe sie doch nicht selbst gepflückt. — Und jedesmal nahm ich ein Vergrösserungsglas, um auf den Blättchen der Rose den Rest des Blutfleckchens zu suchen.

Dies alles hatte zur Folge, dafs ich von Tag zu Tag immer nervöser wurde. Ich dachte schon daran, zum Arzt zu gehen, denn ich

empfand in der Tat im ganzen Körper Schmerzen. Schlaflosigkeit, Aufregung, Abspannung und ein unbestimmter Schmerz in allen Gliedern quälten mich so, dafs ich oft wie aufser mir war. Ich verschob aber den Besuch beim Arzte von einem Tage zum andern. Etwas in mir widersetzte sich diesem Besuche. Als wenn ich gefürchtet hätte, dafs ich mit diesem Besuche „sie" für immer verlieren könnte, sie, die ich immer noch so wie einst liebe und von der ich keinen Augenblick gezweifelt habe, ob ich sie noch lieben könnte. Das war wahrscheinlich der Grund, dafs ich mich bemühte, wieder Ruhe zu gewinnen. Endlich — in der wunderschönen Gebirgsgegend, in der wohltuenden Ruhe des Landlebens, unter dem Einflusse des schönen, lichten Herbstes und seiner Poesie, — gelingt es mir mich zu erholen, die physischen Schmerzen liefsen nach. Täglich ging ich auf die Jagd, jagte Hasen und Schnepfen und zum Schlusse konnte ich ruhig an die ganze Angelegenheit denken.

Sie mir aufzuklären, vorzustellen — das konnte ich zwar nicht — aber — „gut, Hauptsache ist, dafs ich auch nach ihrem Tode Augenblicke erlebte, die so waren, als wenn ich sie nie verloren hätte!"

Am Vorabende des Allerseelentages wartete ich ganz ruhig die Zeit ab, da ich auf den Friedhof gehen werde, und gesammelt und mit gewissenhafter Genauigkeit ordnete ich alles an, was nötig war, um ihr Grab zu schmücken und zu beleuchten.

Ich war bei weitem nicht in einer solchen

Stimmung, wie in jener unseligen Nacht, als ich zum erstenmal auf den Friedhof ging.

Angesichts des Grabes — und noch mehr später, als ich mit dem Diener die Lichter anzündete, bezwang mich für einen Augenblick eine mächtige Traurigkeit, die aber bald einem leichtsinnigen, halb kindischen Gefühle wich, bei dem es mir vorkam, als wäre dieser Hügel nur scheinbar da. Fast hätte ich gesagt: „Du spreizest dich vergeblich hier, du wirst sie mir nicht rauben!“ — Es wird wieder die Hoffnung in mir wach, daſs ich sie sehen werde — ach, ich war beinahe überzeugt, daſs sie sich mir zeigen wird, sobald nur der Friedhof ganz leer sein wird. Gleichzeitig mit dieser Hoffnung erfüllt mich auch eine fanatische Sehnsucht nach ihr, ich werde ganz ungeduldig und schicke den Diener nach Hause. Und die wenigen Leute, die hier zwischen den Gräbern herumirrten, wurden mir immer lästiger, und erst als sich hinter dem letzten Menschen — irgend einem alten Weibe — das Tor geschlossen, wurde ich zufrieden.

„Jetzt kommt sie!“ sage ich mir und folge mit gespannter Aufmerksamkeit jedem Geräusch — jedem Schatten um das Grab. Aber die stille, milde Nacht, gewiegt vom trägen Westwinde, blieb öde und stumm, ohne mir etwas zu bringen. Und es empfing mich der graue, in dichten Nebel gehüllte Novembermorgen, und ich stand noch immer vergebens vor dem Grabe, auf dem die letzten Flammen der Lichter eine nach der andern verlöschten.

Unsagbar traurig kehrte ich heim, und zwei, drei Tage später glaubte ich fast, daſs ich nie

mehr eine solche Begegnung erleben werde. Und meine Seele blutete mir vor Trauer. Der Schmerz über die ewige Trennung meldete sich wieder. Tiefe Melancholie breitete ihre Schatten über mich. Ich mufste schon daran denken, ihr zu entfliehen. Zwei, drei Versuche, in die Gesellschaft zu gehen, schlugen fehl. Einerseits die brutale Neugierde der Menschen, noch mehr aber die unabsehbare Gleichgültigkeit Deiner Mitmenschen für Deinen Kummer, bewirkten, dafs mir jede Gesellschaft unerträglich wurde. Ich entschlofs mich daher eine Reise anzutreten, obgleich mich da stets wieder etwas zurückhielt, denn es fiel mir schwer die Orte zu verlassen, die Zeugen meines einstigen Glückes waren und mir beständig von ihm erzählten.

Den nächsten Tag sollte ich schon abreisen. Die Koffer und Reisesäcke waren schon Nachmittag vorbereitet, abends wollte ich noch den Schreibtisch und verschiedene Schriften ordnen, ach — und da kam mir zuerst unter die Hand ein Päckchen ihrer Briefe — jener reizenden Billets, denen sie zuerst unsere geheime Liebe anvertraute — die unsere ersten Postillons d'amour waren.

Das blaue Seidenband löste sich — und goldgeränderte Karten fielen auf den Tisch und mit ihnen zugleich ein Notenblatt, auf dem ich las: Schubert „Warum" — ihre erste Botschaft, in der sie mich um unsere Liebe fragte.

Ach — mein Herz erzittert süfs bei dieser Erinnerung — und in demselben Augenblicke höre ich drüben aus dem Salon — einen Kla-

vierakkord — den ersten Klang des Liedes „Warum".

Ich eile in den Salon, um zu sehen, was es gibt.

Eine Lichtwelle aus meinem beleuchteten Zimmer fällt gerade in die Ecke, in der das Klavier stand. Dieses war geschlossen und alles sah so aus, wie wenn schon lange niemand die Klaviatur berührt hätte; und doch — von wo kam der Akkord — niemand hat die Tasten berührt!

„Und ich hörte doch ganz deutlich!" rufe ich laut.

„Ha — ha — ha!" erschallte in der dunklen Ecke hinter mir eine mutwillige, frohe Lache, in der ich sofort ihr liebes Lachen erkenne.

„Jelene, Du bist's!" rufe ich freudig und wende mich rasch gegen die Ecke, beide Arme ausbreitend.

„Ich bin's — ich bin's — und Du hast doch nicht gleich meine Nähe erraten — und ich konnte mich verstecken!" sie klatscht in die Hände und lauft im Halbdunkel zu mir, um sich stürmisch an meinen Hals zu hängen und alle meine ersten Fragen mit glühenden Küssen zu ersticken.

„Und wo warst Du so lange? — Eine ganze Ewigkeit verging, seit wir uns gesehen haben — Du mein Lieb' — meine Seele!" sage ich endlich leidenschaftlich, als sie mich loslieſs und in mein Zimmer hinüber ging.

„Frage jetzt nicht — jetzt bin ich hier und Du darfst nicht an meiner Liebe zweifeln. Oh, ich komme so gerne!" antwortete sie ebenso, wie so oft im Leben, wenn ich zu lange auf

ein verabredetes Stelldichein warten mufste, zu dem sie regelmäfsig zu spät kam.

Ihr schönes Gesicht nimmt auch jetzt einen vorwurfsvollen und zugleich leidenschaftlich liebenden Ausdruck an.

„Nein — nein, ich wollte Dir keine Vorwürfe machen!“ fange ich an, sie gleich um Entschuldigung zu bitten, ihre kalten Händchen liebkosend.

„Und was machst Du hier? Meine Briefe — sieh — meine ersten Briefe! Wie glücklich waren wir da! Aber — auch jetzt lieben wir uns gerade so — nicht wahr? Ja — ja — wir lieben uns, wie in den ersten Tagen!“ — und in einer Hand das halbgeöffnete, vergilbte Papier haltend, zog sie mich mit der andern zart zu sich näher und lehnte ihren Kopf nach rückwärts an meinen Arm, während ich, hinter ihr stehend, die Schönheit ihres Halses bewunderte.

Während dieser ganzen Zeit fiel es mir gar nicht ein an ihren Tod zu denken, ich weifs, im Gegenteil, ganz gut, dafs mir so war, als würde ich mich seiner gar nicht erinnern. Es war mir gerade so, wie früher zu ihren Lebzeiten. Ich wunderte mich auch nicht und es war mir auch nicht bange, dafs sie vor mir in ihrem weifsen Hauskleide da stand — und ich wufste doch, dafs ich sie nicht mehr im Hause habe, dafs sie von irgendwo kommen mufste. Aber ich fragte nicht einmal danach.

„Und warum gehst Du auf Reisen?“ fragt sie mich auf einmal.

„Wie weifst Du das — erst heute habe ich den Entschlufs gefafst.“

„Oh — mein Liebling — ich weiſs alles! Vor mir kannst Du keine Geheimnisse haben!“ sagt sie scherzend und übermütig, als ob sie wirklich alle meine Schritte überwachen würde.

„Geh nicht — ich bitte Dich, geh nicht! Was soll ich ohne Dich — sieh: das ist unsere Welt — die Welt unserer Liebe — unserer Erinnerungen; — warum solltest Du sie verlassen? Tue es nicht, versprich mir es!“

„Du wünschst es wirklich? Dann gut — ich bleibe!“

„So — so ist's recht — jetzt bin ich zufrieden!“ ruft sie wie ein lustiges Kind, das ein Geschenk erhalten hat, und küſst mich unzähligemale.

„Aber — unter einer Bedingung. — Ich bleibe, Du muſst aber öfters kommen.“

„Ich werde kommen — werde kommen!“ beginnt sie mir leidenschaftlich zu versichern.

Mir fiel es auch jetzt nicht ein nach dem Grunde zu fragen, warum sie nicht beständig bei mir ist, und warum ich sie bitten muſs, daſs sie öfters komme. Ich wuſste nur, daſs ich diesmal lange warten muſste, und habe empfunden, daſs es ganz natürlich ist, daſs ich sie nicht mehr für immer neben mir habe. Erregt vor Freude, daſs ich von der Reise abliefs, geht sie einigemal durch das Gemach — und dann schreitet sie, um mich zu belohnen — wie sie sagte — mit dem Leuchter in der Hand in den Salon, setzt sich zum Klavier und spielt zuerst das Schubertsche Lied „Warum“, meine Lieblingskomposizion, und dann die Es-dur Sonate von Beethoven, „Les adieux“.

Die wunderbare Musik entführt mich weit in die Erinnerungen. Das ganze Glück meiner Liebe von ihrem ersten Augenblicke zog langsam an mir vorbei und zuletzt kam auch der verhängnisvolle Augenblick, und ich sah wieder ihre Sterbestunde. Ich erzitterte — es war mir, als hörte ich nicht mehr die Musik, ich öffne die Augen, sehe zum Klavier, das wirklich offen stand, und die Kerze brannte noch auf ihm, aber — der Stuhl vor ihm war leer.

„Jelene!“ schreie ich laut, aber meine Stimme hallt mir nur mit schwachem Echo aus den leeren Gemächern entgegen.

Ich war wieder allein — wieder meiner gewöhnlichen, öden Umgebung zurückgegeben.

VI.

Von jetzt an kam sie oft, sehr oft. Manchesmal geschah es, daſs ich ihre liebe Erscheinung ganz plötzlich neben mir fand. Und es ist richtig, wenn ich sage, daſs sie meistens dann kam, wenn ich es am wenigsten geahnt habe. Dagegen bemerkte ich, daſs sie nicht erschien, wenn ich nach einer Gelegenheit und Möglichkeit ihres Kommens suchte.

Noch etwas störte mich. Jedesmal hatte ich mich entschlossen, daſs ich sie um die Lösung des Rätsels fragen werde, daſs sie mir erkläre, was das alles bedeute, denn wenn mir auch der Verstand fortwährend zuredete, daſs das alles eine Halluzination höchsten Grades ist,

konnte ich mir dennoch nicht erklären, von wo zum Beispiel jene Blume stammt, jenes Fleckchen Blut — das geöffnete Klavier; schliefslich habe ich bei jeder Begegnung nicht ein Phantom gesehen, sondern eine vollkommen klare Erscheinung, hörte Worte, unterhielt mich, fühlte Berührungen — und alles wie in der Wirklichkeit!

Ich kam aber nie dazu, zu fragen. Während unseres Beisammenseins fielen mir diese Vorsätze nicht ein, und wenn ich auch entfernt und ganz unklar an Ähnliches dachte, war jedesmal auch schon die Zeit um und — die Erscheinung verschwand.

Einmal lasen wir zusammen Puškin, der in der letzten Zeit unser Lieblingsdichter war.

Sie safs in einem tiefen Lehnstuhle neben dem Kamin. Die Füfschen streckte sie auf dem Bärenfell aus, auf das ich mich niederliefs; mit einer Hand über ihr Kleid streichend, halte ich in der andern das Buch und lese laut.

„Ach, wie schön das ist!“ ruft sie bei einem Vers, wo der Dichter glühend seine Liebe besingt, dann springt sie auf und eilt zu ihrem niedrigen Schreibtischchen.

„Das mufs ich mir in mein Album eintragen!“ sagt sie, mich kokett betrachtend.

Das war stets ihre Gewohnheit, dafs sie sich die liebsten Stellen aus gelesenen Büchern in ein eigenes Album notierte. Das Album lag noch auf derselben Stelle wie früher.

„Sieh — da gibt's keine Tinte!“ sagt sie, die Feder vergebens in das ausgetrocknete Tintenfafs tauchend. Gleich aber geht sie in mein Zimmer, bringt Tinte von dort und fängt

an aus dem Buche, das ich ihr geben mufste, in das Album abzuschreiben.

„Mit dem Diktando ginge es nicht — denn mit der russischen Orthographie stehen wir nicht auf dem besten Fufse!“ sagte sie scherzend, halb zu mir gewendet.

Bald war sie fertig und zum Schlusse setzte sie noch das Datum und die Stunde mit ihrer Unterschrift hinzu.

„Ist's so gut?“ fragt sie mich und reicht mir das Album. Mit Vergnügen sehe ich die teuere Handschrift, plötzlich aber denke ich verwundert, wie es möglich ist, dafs sie das schrieb, sie, die tot ist. Ich hebe die Augen — und sehe nur ihre unklare Erscheinung — fast durchsichtig.

„Teuere, erkläre mir es doch!“ stiefs ich mit gröfster Anstrengung hervor, aber — in demselben Augenblicke war ich allein im Zimmer. Von ihr war keine Spur. Ich halte das Album in der Hand und lese den kaum geschriebenen, noch feuchten Vers, und erkenne ihre Handschrift — es ist in der Tat ihre Handschrift. Ich eile zu meinem Tische, suche ihre Briefe hervor, vergleiche sie mit der Schrift im Album, und finde auch hier — dieselben Schriftzüge. So tat ich und verglich die Schriften morgen und übermorgen — fortwährend. Immer fand ich dieselben Schriftzüge.

Schliefslich traute ich dennoch meinen eigenen Augen nicht. Ich ging daher zum Nachbarn. Mein Geheimnis wollte ich ihm natürlich nicht anvertrauen. Er war ein guter Mensch, aber ein grofser Schwätzer und überdies — von

transcendentalen Begriffen hatte er in seiner unschuldigen Seele nie geträumt.

Wie zufällig zeige ich ihm das Album.

„Sie haben sich also noch nicht beruhigt?“ war sein erstes Wort. — „Es ist nicht gut, daſs Sie beständig an die Verstorbene denken — und dann — es ist geradezu töricht, daſs Sie ihre Sachen mit sich herumtragen — und noch dazu solche Sachen!“

„Es ist mir doch ein wenig leichter zu Mute,“ antwortete ich, als hätte ich an seine Bemerkung gedacht.

„Übrigens, es gibt sehr schöne Auszüge in dem Album!“ fuhr ich fort, um ihn endlich auf die letzte Eintragung aufmerksam zu machen.

„Hm,“ sagt er und betrachtet nachlässig das Papier. — „Aber das haben doch Sie geschrieben, das Datum ist neu, — aber — siehe, siehe, wie gut Sie die Handschrift der Verstorbenen nachgeahmt haben — wunderbar. Als hätte sie es selbst geschrieben. — Bei Gott — Sie sind ein gefährlicher Mensch, wenn Sie so meisterhaft fremde Handschrift nachzuahmen verstehen. Ha — ha — ha! Oder macht das — bei Gott — das war nur möglich, weil Sie die Selige so sehr geliebt haben. — Ja — übrigens — in dem kenne ich mich nicht aus.“

Mir genügte das. Jetzt wuſste ich, daſs mich meine Augen nicht täuschen, daſs das „ihre“ Handschrift ist. Rasch verlasse ich den langweiligen Nachbar und gehe nach Hause.

Seit dieser Stunde habe ich nicht mehr gezweifelt, daſs in meinen Erlebnissen etwas Eigenartiges — Unbegreifliches — Geheimnis-

volles lag. Was geschieht mit mir? Wie liefse sich die ganze Sache anders erklären, als dafs sie schliefslich doch — zu mir kommt. Und immer fester wurde der Entschluſs in mir, bei ihr Aufklärung zu verschaffen. Es dauerte aber ziemlich lange, bevor sie erschien, denn ich war im Banne einer starken Erregung, und wie immer in einem solchen Zustande, hatte ich auch diesmal keine Erscheinung.

Eines Abends, der einem mit langweiligen philosophischen Studien ausgefüllten Tage folgte, safs ich in meiner Bibliothek.

Eben legte ich Du Prels „Philosophie des Mystischen“ zur Seite und griff nach Göthes „Faust“, der immer im Bereiche meiner Hand war. In demselben Moment öffnet sich leise die Türe und sie tritt in das Zimmer ein.

Diesmal hatte sie ihr dunkelgrünes Winterkostüm an, mit weifser Pelzmütze und ebensolchem Pelze. Ich sah ihre von der Kälte geröteten Wangen und fühlte, wie von ihr der kalte Hauch von draufsen strömt.

Ohne Kappe und Muff abzulegen, küfst sie mich, reifst mir das Buch aus der Hand und spricht den Wunsch aus, dafs wir in ihr Zimmer gehen. Dabei lächelte sie lieb und machte mutwillige Witze über meine Philosophen. Mir kam dabei gleich der Gedanke, dafs ich sie heute über alles befragen werde. Aber schon in ihrem Zimmer vergafs ich darauf. Zuerst legte sie den Pelz ab und ging dann in ihr Boudoir, um ihr weifses Hauskleid anzuziehen, und nun folgten wonnevolle reine Augenblicke der Liebe, in denen nur die Gefühle ihren

Triumph feiern können. Sie nahm ihren gewohnten Platz im Lehnstuhle am Kamin ein und ich mufste mich ihr zu Füfsen auf das Bärenfell niederlassen; mein Kopf ruhte auf ihren Knien und ihre Hand streichelte mein Haar. Sie war mit dem Kopfe tief im Lehnstuhle zurückgelehnt und erhob sich von Zeit zu Zeit und neigte sich mit ihrem Oberkörper ganz nahe zu mir, so dafs ich ihr Haar und Augen, ihren Hals und ihre Schultern, die aus den Spitzen und dem Atlas ihres Leibchens hervorlugten, küssen konnte. Dann begann sie von der glücklichen Zeit unserer Liebe zu erzählen, in ihrer geistvollen, von Feuer und Rührung durchglühten Art.

„Ach — und jetzt!“ seufzt sie plötzlich. — „Ich weifs, Du wünschst Dir zu erfahren, Du peinigst und quälst Dich — was ich bin und wie ich komme — ich, die nicht mehr lebt. Du glaubst nicht an mich, fürchtest Dich vor Dir selbst und vor mir!“

„Jelene, wie könnte ich!“ rufe ich aus.

„Leugne nicht, denn — für mich gibt es keine Grenzen einer individuellen Persönlichkeit mehr, die nur um die Gedanken innerhalb ihrer Vorstellungen weifs. Jeden Deinen Gedanken, jede Deine Empfindung habe im selben Momente auch ich.“

„Dann sage es — erkläre es mir — Du meine Seele!“

„Wie Du das Wort richtig gewählt hast! — Ich bin jetzt hier — nur mit Deinem Willen, oder vielmehr mit Hilfe Deines Willens, den ich noch zur Zeit meines Lebens — Du weifst ja, an jenem unseligen Abend — durch die

Stärke meines Willens in meine Gewalt brachte. In die Welt Deiner fünf Sinne — Deiner Empfindungen und Deines physischen Bewufstseins kann ich ohne Deine Hilfe nicht mehr dringen. Aber dennoch — sähest Du mich nicht unter der inneren Einwirkung jener Gehirnzellen, die die Erinnerungen bergen, wären sie es nicht, die die Netzhaut des Auges reizen, so wäre ich hier wirklich als bloſse Halluzination. Das Bild meiner Gestalt — der Stimme — und alles — empfangen Deine Empfindungen wirklich durch einen rein physischen Prozefs. Denn durch Deinen und meinen Willen, der in Deinem Organismus fortwirkt, strömen aus der Peripherie der Atome, die zusammen Deine Vorstellung bilden, so viel Teilchen, als notwendig sind, dafs für Dich in der physichen Welt die Vorstellung entsteht, in der Du mich siehst!"

„Ach, wie wäre das möglich!" unterbreche ich laut ihre Rede.

„Sieh — Du begreifst nicht. Du begreifst nicht, weil Du nicht weifst, dafs alles um Dich herum, auch die festeste Materie, schliefslich nichts anderes ist, als ein Kind Deiner Seele und ihres Willens. Das Bild der Welt, wie Du sie siehst und kennst, ist nur Deine Vorstellung, und diese gibt Dir Dein Wille ein. — Durch diesen Willen siehst Du die Atome in der Gestalt der Sonne, der Sterne, der Blumen und des Meeres, und wie es Dir dieser allmächtige Wille ermöglicht, dafs Du die Atome in diesem Bilde siehst, so ermöglicht er Dir jetzt, dafs Du gewisse Atome in der Form meiner

Erscheinung schaust — daſs Du mich neben Dir hast."

„Dann — dann wäre unsere Seele eine Schöpferin!"

„Das ist sie auch — gewissermaſsen."

„Nun gut — demnach bist Du doch nicht die, die ich früher besaſs — Du bist also ein ganz anderes Individuum."

„Ach — Individuum! Das ist ein Begriff Deines physischen Gehirns. Ich habe natürlich nicht eben jene Atome zur Verfügung, die ich hatte, als ich lebte, ich sagte Dir aber, daſs ich nur mit Deiner Hilfe bestehe. Du siehst aber, daſs ich seelisch dieselbe bin wie früher. — Allerdings ist es nur mit Hilfe Deiner Seele möglich, die sich zu diesem Zwecke förmlich in zwei Wesen spalten muſs, von denen das Eine alles in sich aufnimmt, was mich betrifft. In dem Zustande, in dem Du Dich befindest, und der Dich weit von Deinem normalen physischen Sein entführte, in dieser Verfassung ist dies möglich. — Schlieſslich, sehe mich nicht so verwundert an. Das, was ich Dir sage, kannst Du wenigstens annähernd ähnlich tagtäglich im wirklichen Leben sehen, in Zuständen, die allmählich die transcendente Welt berühren. Begegnet Dir denn nicht dasselbe im Traume? Schafft da Deine Seele nicht verschiedene Wesen? Oder nehme das dichterische Schaffen. Muſs denn nicht auch da eine Seele denken und empfinden und sprechen für verschiedene Individuen, für kontrastierende Charaktere und längst verrauschte Ereignisse? Sieh — durch diese Kraft Deiner Seele kann es geschehen, daſs ich hier stehe und existiere!"

„Aber — ach — dann bist Du es nicht — sondern ein Phantom — Du bist nur ein Kind meiner Phantasie — meiner Nerven!“ rufe ich ganz enttäuscht aus. — „Dann bist Du eine Vision — Halluzination, und ich bin wahnsinnig!“

„Ach — was sprichst Du da! Ein Phantom, das Dir Blumen spendet, das Dir schreibt — ist das lediglich eine Vision? Ich bin dieselbe — ganz dieselbe, wer und wie ich zu meinen Lebzeiten war — und noch mehr — jetzt bin ich gerade die, die ich war, denn in dem Zustande, in den ich Dich durch meinen und Deinen Willen versetzte, gibt es für Dich keine Grenzen, die Dich hindern könnten, meine ganze Erscheinung aufzunehmen und zu übersehen, und eben deshalb, mit Hilfe Deiner Vorstellung kann ich alles in der wirklichen Welt tun, wie ehedem.“

„Gut denn, das ist aber doch nicht das, was ich denke und was sich der Mensch wünscht. Das ist eigentlich nicht die Fortsetzung Deiner Individualität. Schliefslich ist das blofs eine Teilung meiner Seele — meines Gehirnes — und wenn diese aufhört, hörst auch Du auf zu sein. Ich wünsche mir aber zu wissen, ob Du als Individuum in der andern Welt bestehst, ob Du unsterblich bist — wie — was?“

„Du fragst mich so, wie nur ein Mensch aus der Welt der Wirklichkeit fragen kann. Individuum, andere Welt — das sind alles Begriffe Deiner physischen Verfassung. Du kannst nicht anders! Deshalb eben kann ich mich Dir nicht ganz verständlich machen. Solange Du nämlich bei Bewufstsein bist, bist

Du auch in Deinen Gedanken an physiche Gesetze gebunden, und deshalb könntest Du den wahren Sachverhalt nie begreifen. Deshalb ist es eben möglich, dafs Du mich in der früheren wirklichen Gestalt siehst."

„Aber — bestehst Du?"

„Ich sagte Dir doch, dafs ich bestehe — hier bei Dir!"

„Und — unabhängig von mir?"

„Wieder so eine menschliche Frage! Es nützte auch nichts, es anders zu sagen. Nur in somnambulem Zustande könntest Du alles begreifen. Was nützte das aber? Die Erinnerung daran könntest Du nicht in den wachen Zustand mit hinübernehmen, und wenn Du es auch könntest, hättest Du wieder die geistigen Mittel nicht, um es auszudrücken und sich es vorzustellen, denn Deine Begriffe, an Physiologie und physisches Gehirn gebunden, können nur das aussprechen, wofür sie eingerichtet sind — und das ist so ziemlich der kleinste Teil jener wirklichen Welt, der sie angehören und die Deine unvollkommenen, armseligen fünf Sinne umfassen."

„Du bist also noch in jener andern Welt, und um Dich zu sehen, bedarf es nur meiner Mitwirkung!"

„Du sprichst immerwährend gleich! Diese Welt — die andere Welt, das alles sind Begriffe Deines Gehirnes. Es fehlte noch, dafs Du mich fragtest, wie viel Kilometer diese andere Welt entfernt ist, oder ob sie oben oder unten ist — und so weiter! Frage nicht danach! Es gibt nur eine Welt — und nur deshalb war es möglich, dafs ich meinen Willen für das

physische Stadium dieser Welt in Deiner realen Vorstellung erhalten habe — in Deinem Gehirn, indem ich Dir den Auftrag gab, daſs Du mich weiter sehen, mir begegnen, mich lieben — und empfinden sollst.

Diese Tat, oder besser ein Teil meines Willens konnte der physischen Welt erhalten bleiben, unabhängig von meiner physischen Erscheinung und ihrer Dauer, eben so wie ihr zum Beispiel die menschliche Stimme auf einer unorganischen Masse erhalten könnt, und der Phonograph wird auch nach Jahren noch die Worte und Laute wiedergeben, nachdem die Kehle, die sie gesprochen, schon längst aufgehört hat zu existieren. Schlieſslich ist alles ein und dasselbe — der menschliche Wille und auch das, was ihr elektrische Kraft nennt — alles — alles — ist Wille. Und wie ihr, um einen Laut oder ein Wort zu erhalten, einen Apparat braucht, so muſste auch ich mir Dein Gehirn sichern, um in der physischen Welt erscheinen zu können."

„Du tust aber mehr — als daſs Du mir bloſs erscheinst!" unterbreche ich sie.

„In dem Zustande, in den ich Dich mit meinem Auftrage versetzte und in dem Du Dich jenen Gegenden näherst, die über die Peripherie Deiner fünf physischen Sinne hinaus gelegen sind, in diesem Zustande ist es mir möglich, mit Hilfe Deiner mir zur Verfügung stehenden Organe all dies zu tun — ach — vielleicht noch mehr als das!"

„Was sagst Du?"

„Frage nicht mehr. — Deiner Auffassung sind enge Grenzen gezogen. Geh', laſs ab von

diesen schweren Gedanken. Sie kommen alle — von diesen Deinen unglückseligen Büchern. Küsse mich lieber!“

Und sie löscht die Kerze aus. Durch das Fenster ergoſs sich eine breite weiſse Welle des Mondlichtes und der klare Winterhimmel mit seiner blassen Bläue und den unzähligen kleinen Sternen wurde sichtbar. Auf den Ästen der kahlen Bäume schimmerten die diamantenen Ränder des Reifes, während in der gegenüber liegenden Ecke des Gemaches der rote Schein von dem im Kamin glühenden Feuer lag; die Flamme leuchtete weit hinaus und umsäumte mit ihren lichten Wogen ihre über das Bärenfell ausgestreckten Füſschen. Ich lieſs mich zum Boden nieder und bedeckte mit Küssen diese märchenhafte zarte Schönheit.

In der Früh erwachte ich, von den späten Sonnenstrahlen, die gerade in mein Gesicht schienen, geweckt, auf derselben Stelle, vor dem Fauteuil liegend. Sie war nicht mehr bei mir. Auf dem Bärenfell fand ich nur die aufgelöste Perlenschnur, die sie stets am Halse zu tragen pflegte.

VII.

Endlich hörte ich auf viel nachzudenken, wie ich mir die Wunder, die mit mir und um mich herum geschahen, zu erklären hätte. Dagegen überlieſs ich mich ganz der Empfindung und Überzeugung, daſs ich in einen ungewöhn-

lichen Zustand verfiel, der voll unfaſsbarer Geheimnisse und unseren alltäglichen Eigenschaften ganz fremd ist. Aus dem Ganzen fühlte ich heraus, daſs ich mich den unabsehbaren Tiefen ewiger Geheimnisse genähert habe. Von allen Seiten umschwebte mich etwas Mysteriöses, das mich mit seiner Unermeſslichkeit vernichtete und anderseits wieder meine Seele hoch, hoch zu einem unabsehbaren Horizonte erhob, in irgend eine leichte — leichte Sphäre, wo es mir vorkam, daſs ich nicht mehr ein chemisch-physikalisches Wesen bin, an dem schwerer Erdenstaub haftet.

Und die Hauptsache — mein ganzes Innere erfüllte ein groſses Glück, daſs ich meine Liebe nicht verloren habe.

Von jetzt an war sie fast jeden Tag bei mir. Deshalb hielt ich mich jeder menschlichen Gesellschaft ferne und empfing überhaupt niemanden. Selbst die Bediensteten erhielten strenge Weisungen und ich bestimmte genau die Stunden, wann sie bei mir eintreten durften. Nichts durfte meinem ungewöhnlichen Verkehre hinderlich sein.

Sie kam bei Tag und in der Nacht. Sie begleitete mich auch auf meinen einsamen Spaziergängen — und weilte ganze Stunden bei mir, währenddem ich beim Tische saſs und in meinen Büchern studierte. Wir lasen gemeinsam unsere Lieblingsschriftsteller und wie einst — rezitierte und deklamierte sie auch jetzt die Gedichte, die sie auswendig kannte.

Diese Stunden könnte ich ihrer Schönheit und ihres Reizes wegen für den schönsten Traum halten, aber ihre Realität machte sie

zu Tatsachen, zu Erlebnissen — zu einem Leben, das zwar von einem ganz unbegreiflichen Mystizismus durchwoben war, dessen jeder Augenblick aber von einem zauberhaften Lichte aus dem tiefsten Innern der Seele verklärt war, annähernd dem Lichte ähnlich, das in unseren Augen flimmert, wenn wir sie fest geschlossen halten.

Eines Abends saſsen wir wieder in der Nähe des Kamins — glücklich und fröhlich. In ihrer Seligkeit sang sie mit leiser Stimme eine liebliche französische Melodie. Dabei hatte sie den Kopf an meinen Arm gelehnt. Auf einmal zuckt sie zusammen und verstummt. Ich sehe sie, wie sie erschreckt auf eine Stelle starrt, erblaſst und am ganzen Körper zittert.

„Mein Gott, was ist Dir?“

„Ach — schrecklich! Um Gottes willen — helfet ihr! Da — sie wird verbrennen. — Mein Gott! — Ach — meine arme Gema!“

„So sprich — was gibt's?“ rief ich erschrocken aus, denn ich sah ihr von Schmerz und Entsetzen verzerrtes Gesicht und die in unbestimmte Fernen starrenden Augen.

„Was ist? Da — Gema — ist in ihrem Boudoir — beendet eben die Balltoilette — das Mädchen warf den Leuchter vor dem Spiegel um — die Flamme ergriff die Seide — ach — sie brennt — sie brennt — schreit — weint — jetzt lauft sie — sie hat den Kopf verloren, auch das Mädchen — ach — und es kommt niemand — die Flamme wird immer gröſser — sie brennt schon lichterloh — mein Gott — mein Gott! Sieh — sieh auch Du — sieh!“

Und plötzlich schien es mir, als wären die

Wände vor mir versunken — und ich sah eine ferne Gegend — und wieder eine andere Gegend — hinter ihr das Meer — und da sah ich ein elegantes Boudoir in dem alten Palais am Rialto und in ihm Qualm und die seidenen Vorhänge und Spitzen an dem riesigen Spiegel in Flammen, und ich sah auch eine schöne, junge Frau in Balltoilette, wie sie verzweifelt durch das Zimmer läuft und in ihrer Todesangst noch mehr der Flamme verfällt, die schon ihre Röcke ergriff, die Ärmel — und das üppige Haar. Und ich erkenne in der Unglücklichen — die Freundin meiner Jelene, die schöne Komtesse Gema, die erste Vertraute unserer Liebe.

Und das entsetzliche Bild verschwindet. Ich sah wieder mein Zimmer. Jelene saſs noch immer wie erstarrt neben mir. Vor Schmerz und Verzweiflung konnten wir kein Wort sprechen. Das währte über eine halbe Stunde. Dann rührt sie sich zuerst und wendet plötzlich den Kopf zum Fenster, wo im selben Moment etwas heftig an die Glasscheibe schlug. Die Uhr auf der Wand erklingt, als wenn der Mechanismus erzittert wäre und der Pendel bleibt stehen. Der Zeiger zeigte auf zehn und blieb so stehen. Eine kühle, eigentümliche Empfindung geht durch meinen ganzen Körper, als ich in demselben Augenblicke sehe, wie Jelene ans Fenster trat, wo in schütteren, unregelmäſsigen — fast durchsichtigen Umrissen — die Gestalt Gemas sichtbar wurde.

In der Aufregung, die sich meiner bemächtigte, springe ich auf — und will zum Fenster — beim ersten Schritte aber war schon alles ver-

schwunden. Ich sah weder Gema noch Jelene mehr.

Nach drei Tagen erhielt ich einen Brief aus Venedig, in dem mir die betrübte Familie Gemas mitteilt, daſs die Ärmste durch Unvorsichtigkeit ihrer Zofe beim Anziehen zum Balle ein Opfer der Flammen wurde und einige Minuten vor zehn Uhr Abends verschied — gerade zu der Zeit, für die der Gondolier bestellt war, um sie zum Balle zu führen.

Wenn irgend etwas meine Überzeugung bestärken konnte, daſs meine ungewöhnlichen Erlebnisse nicht lediglich bloſse Phantasien seien, so war es dieser letzte Vorfall. Ich wagte jetzt nicht mehr zu zweifeln. Meine Erscheinungen stimmten mit Ereignissen zusammen, die weit von mir und ganz unabhängig von jeder Einfluſsnahme meinerseits sich ereignet hatten.

Auch mit Jelene sprach ich von Gema. Ich wollte sie ausfragen — sie sagte mir aber nur das, was ich schon aus verschiedenen okkultistischen und telepathischen Büchern wuſste. Sie wich jedesmal jeder weiteren Aufklärung förmlich aus. — Schlieſslich interessierte ich mich für die Sache nicht allzusehr, es genügte mir, daſs ich mich mit einer gewissen Sicherheit und Überzeugung dem süſsen wonnevollen Verkehre mit Jelene hingeben konnte, die für mich zur zweifellosen Wirklichkeit ward — zu einer Wirklichkeit, die geheimnisvoll war und einer Sphäre entstammte, in der die Grenzen der Zeit und des Raumes unserer fünf Sinne nicht mehr bestehen. Wie ein Sieger betrachtete ich fortan den Tod — und es

stärkte und begeisterte mich irgend ein Gefühl von Beständigkeit und Unvergänglichkeit.

Oft erwachte in mir der Wunsch, durch Siegesposaunen der sämtlichen Menschheit meine Wahrheit zu verkünden und ihr einen Trost zu bringen, es hielt mich aber die Furcht zurück, dafs vielleicht Jelene dann aufhören würde zu kommen. Und so hütete ich auch fernerhin meine Einsamkeit — ohne sie indes bis an das Ende zu bewahren.

Durch meinen schwatzhaften Nachbar erfuhr auch mein alter Freund, mein entfernter Verwandter X. etwas über mein Album. Der Schwätzer machte ihm die Ohren voll, wie viel ich leide, dafs ich den Verlust Jelenens nicht verschmerzen könne, dafs ich im Gegenteil absichtlich und bewufst mich dem Schmerze hingebe und die schwere Wunde immer von neuem aufreifse. Er fügte noch bei, dafs er mindestens zehnmal vergebens zu mir kam, und dafs, so wie er, auch alle übrigen Bekannten mich nicht besuchen konnten. Der Mensch schlofs schon aus dieser meiner freiwilligen Einsamkeit, ich könnte wahnsinnig werden, oder sei es gar schon.

Mein Freund wurde dadurch in Aufregung und Unruhe versetzt. Er eilt geradeaus zu mir und verschafft sich mit Gewalt Einlafs bei mir. Und er findet mich eben, wie ich ihrer Ankunft harre. In der letzten Zeit konnten wir schon unsere Zusammenkünfte auf bestimmte Stunden verabreden. Auch diesmal sollten wir zusammentreffen. Der Besuch des Freundes kam mir daher sehr ungelegen. Ich mufste

mich zurückhalten, um ihn meinen Ärger nicht merken zu lassen.

Er war allerdings so von meiner Trauer überzeugt, daſs er einen liebenswürdigen Empfang gar nicht erwartet hatte. Schon die Begrüſsung muſste ihm zeigen, daſs er zu einem Menschen kam, dem alle Hoffnung und alle Freude ins Grab gesunken sind. Gewiſs hatte er auch meinen Ärger und meine Ungeduld so aufgefaſst und sich so erklärt.

„Wie ist es möglich, daſs Du Dich nicht zu bezwingen vermagst!“ fängt er endlich in elegischem Tone an. — „Ich begreife Dein Unglück und Deine Trauer, die Zeit aber muſs und kann alles heilen. Der Mensch darf sie aber in diesem Tun nicht absichtlich hindern. Und Du tust es, bei Gott! Beruhige Dich doch — versuche zu vergessen. Und, glaube mir, alles wirst Du schlieſslich überwinden.“

In dieser Art setzte er seine Rede fort. Schlieſslich verlieſs mich alle Geduld.

„Sprich nicht so!“ unterbreche ich lebhaft seine Rede. — „Ich bin nicht unglücklich und habe auch keinen Grund es zu sein.“

„Wie?“ fragt der Freund verblüfft und starrt mich mit offenen Augen an.

„Ich bin nicht unglücklich, denn ich habe meine Jelene nicht verloren.“

„Was?“ und er springt erschrocken einige Schritte von mir weg, um dann gleich wieder ganz nahe an mich heranzutreten.

Und ich begann ihm alles zu erzählen. Es bemächtigte sich meiner eine Art von Schwindel, in dem ich nur den Wunsch hegte, alles

zu sagen und meinen Freund von meinem Glücke zu überzeugen.

„Ach!“ ein schmerzlicher und besorgter Ausruf entrang sich seiner Brust, als ich meine Erzählung beendigte, und teilnehmend faſst er meine Hand. Dann beginnt er mich zu überreden, daſs ich gleich mit ihm diesen Ort verlasse und auf Reisen gehe.

„Ich kann nicht und will auch nicht!“ weise ich sein Anerbieten ab. — „Sieh, wenn Du nicht gekommen wärest, wäre ich jetzt mit ihr. Nur einige Augenblicke noch — und sie wäre hier gewesen. So hatten wir es verabredet.“

„Freund, Du bist krank, — Du bist — Du bist —“

„Sage nur, daſs ich wahnsinnig bin!“ falle ich ihm erbost in das Wort.

„Nein — das nicht, aber doch —. Höre mich und verlasse diesen Ort so bald als möglich — jetzt gleich. Denn — nun — Du wirst mich schon entschuldigen, wenn ich Deine Geschichte anders auffasse. Und — ich will es Dir ganz offen, ohne Umschweife sagen: Deine Erscheinungen sind Halluzinationen, und zwar in einem so hohen Grade, daſs hier ein Fachmann eingreifen müſste. So darfst Du hier nicht bleiben.“

„Du haltest mich wirklich für wahnsinnig, und ich sage Dir, daſs da nicht der geringste Zweifel obwalten kann, — ich erlebe wirklich alles, was ich Dir erzählte. Wenn ich wahnsinnig wäre, ach — dann müſste ich doch in den lichten Momenten die Empfindung haben,

daſs alle meine Erlebnisse nichts als eine Krankheit — meines Gehirnes sind."

„Höre mich! Ich sage nicht, daſs Du wahnsinnig bist — daſs Dein Gehirn erkrankt, daſs Dein Geist umflort ist, aber — heute wissen wir schon, was die Autosuggestion vermag. — Du hast Dir all' diese Erscheinungen selbst aufgenötigt."

„Und was ist dann mit der Handschrift — was mit der Blume — und was mit der Vision von Gemas Unglück?"

„Was — was!" fängt der Freund zu faseln an — ich aber hörte ihn nicht weiter, denn in demselben Augenblicke — genau zur bestimmten Zeit — tritt Jelene in das Zimmer.

„Da ist sie!" flüstere ich ihm zu und gehe ihr entgegen.

„Wer? — Lucio — um Gotteswillen — wohin willst Du — was ist Dir? Sieh doch — glaube mir — niemand ist hier — nur Du und ich sind im Zimmer. Ach — mein armer Freund!" ein verzweifelter Aufschrei entringt sich seinen Lippen. Ich sah es seinem Antlitz an, daſs er an meinem Wahnsinn nicht mehr zweifelte.

„Du bist doch gekommen?" wende ich mich an Jelene.

„Es war so bestimmt — ich muſs! Und es ist auch gut, wenigstens werden wir Deinen Freund überzeugen, daſs Du nicht wahnsinnig bist."

„Er sieht Dich aber nicht — er behauptet, daſs auſser ihm und mir niemand mehr im Zimmer sei!"

„Lucio — was sprichst Du? Höre mich doch — Du sprichst mit Dir selbst, neben Dir steht ja niemand!“ ruft mein Freund.

„Hörst Du ihn?“ sage ich zu Jelene, die sich auf das Sopha niederliefs und ihren Paletot abgelegt hatte.

„Ich höre ihn — und es ist ganz natürlich, dafs er mich nicht sieht und nicht hört, denn seine Organe sind nicht in jenem Zustande, in dem sich die Deinen befinden und in dem allein es möglich ist, dafs er mich wahrnimmt.“

„Dann mufs er also denken, dafs ich wahnsinnig bin!“

„Ja! Aber — Du kannst ihn in denselben Zustand versetzen, in dem Du Dich befindest, dann wird er mich sehen.“

„Kann ich das?“

„Natürlich. Du brauchst nur zu wollen und zu wünschen, die Grenzen seiner Individualität zu durchbrechen und ihm aufzutragen — dafs er mich sehe, ebenso wie Du — und er wird mich sehen.“

„Freund!“ wende ich mich zu ihm und gebe ihm den Auftrag, wie Jelene sagte. Er lächelt verächtlich und nickt mit dem Kopfe — ich brauchte aber meinen Auftrag nicht zu wiederholen, denn sein Gesicht nimmt plötzlich einen verwunderten Ausdruck an — und er starrt nach der Stelle, wo Jelene safs.

„Siehst Du jetzt? — Nicht wahr, Du siehst?“

„Ja — ich sehe — aber —“

„Kein aber — jetzt wirst Du wohl nicht mehr behaupten, dafs ich wahnsinnig bin, oder mufstest Du dasselbe von Dir denken.“

„Ja — ja. Ich sehe — aber —“

„Zweifle nicht mehr. Und Du, Jelene, sage ihm, daſs Du wirklich hier bist.“

„Hier meine Hand. — Es soll Ihnen so, wie dem ungläubigen Thomas geschehen. Die Berührung wird Sie überzeugen,“ sagt Jelene und reicht ihm mit reizendem, liebenswürdigem Lächeln ihre schöne Hand.

Ich lachte laut und triumphierend auf — in demselben Moment aber verschwindet Jelene. Weder er, noch ich sahen wir sie mehr.

Vor Verwunderung, Schrecken und Verwirrung blieben wir im ersten Moment still.

Ich ergriff zuerst das Wort:

„Nun, was sagst Du jetzt?“

„Nichts. Dasselbe wie früher. Ich gebe zu, daſs ich sie sah, aber — das hatte die Suggestion, Hypnose bewirkt.“

„Ach — Du bist unverbesserlich!“ rufe ich wütend.

Das Ende unserer Auseinandersetzung war, daſs er den ganzen Fall als mystisch und transzendental anerkannte. Er behauptete aber, daſs solche Erlebnisse der Gesundheit der Seele gefährlich seien, und ich muſste ihm versprechen, daſs ich mit ihm nach Paris oder Nancy zu einem der dortigen berühmten Hypnotiseure reisen werde.

Und so bin ich jetzt bei Charcot, dem ich, über seinen Wunsch, in diesen Blättern mein ganzes Erlebnis treu schilderte.

* * *

ANMERKUNG DES VERFASSERS.

Als ich vor zwei Jahren in Paris war, machte ich im Zuge, der nach Versailles ging, zufällig die Bekanntschaft eines jungen russischen Studenten, der Charcots Vorlesungen besuchte. Als ich ihm sagte, von wo ich sei, schlug sich der junge Mann vor die Stirne und rief:

„Eh — Sie sind also ein Landsmann des unglücklichen Lucio Ranjičić! Vielleicht kennen sie ihn?“

„Persönlich kannte ich ihn nicht. Aber aus den Zeitungen weiſs ich, daſs er — glaube ich — aus unglücklicher Liebe, wenn ich nicht irre, einen Selbstmord beging, aus Trauer über den Tod seiner Braut.“

„Schön — schön! Das ist derselbe. — Wissen Sie aber noch etwas? Vor seiner Tat kam er her, um dem Professor sein Erlebnis zu erzählen. Einen ganzen Roman hat er darüber geschrieben. Charcot hat ihn gelesen, er fand darin einen auſserordentlichen Fall von Autosuggestion, gab die Papiere auch mir zu lesen, und wir heilten ihn. In der Hypnose wurde ihm der Auftrag erteilt, daſs er alles vergessen müsse, was seine Visionen und Halluzinationen betrifft — gleichsam als wären sie nie gewesen. Und wirklich, es ist wunderbar gelungen. Lucio hat seinen ganzen posthumen Roman und die unsterblichen Seelen vergessen — alles aus seinem Gedächtnisse wie ausgelöscht.

*

Jetzt geschah es ihm aber, daſs er noch immer seine ihm entrissene Geliebte betrauerte. Der Schmerz hatte ihn so überwältigt, daſs er in seiner Verzweiflung nach dem Revolver griff. Wer hätte sich gedacht, daſs er so ist! Wenn Sie das Manuskript seiner Beichte wünschen, kann ich es Ihnen geben.“

So kam ich zu Lucios Geschichte.

EUGEN KUMIČIĆ:

UNGEWÖHNLICHE MENSCHEN.

I.

Eines Abends, es war im Jahre 1875, im Monate November, schlenderte ich auf dem Boulevard Italien. Meine Augen hatten sich schon an den Pariser Lichtglanz und das bunte Gewühl gewöhnt. Ohne Ziel durch die Pariser Gassen zu bummeln, dürfte die angenehmste Beschäftigung auf der Welt sein. Als ich genug gegangen war, überlegte ich, wie ich den Abend zubringen sollte. Im Théâtre Italien gab der berühmte Ernesto Rossi den Hamlet. Ich verliefs den Boulevard und in kurzer Zeit stand ich auf dem Platze Ventadour vor dem Théâtre Italien. Sah auf die Uhr: Oho! noch eine halbe Stunde bis zur Kassaeröffnung. Auf dem kleinen Platze auf- und abgehend, drehte ich mir eine Zigarette, hatte aber kein Feuer. Da bemerkte ich einen Mann, der an ein Eisengitter angelehnt, gesenkten Hauptes rauchte. Ich trat zu ihm und bat ihn französisch um „ein wenig Feuer". Der Mann verneigte sich und

reichte mir seine Zigarre. Während ich die Zigarette anzündete, betrachtete ich ihn. Er war blafs und mager.

„Warum sehen Sie mich so an, mein Herr?“ fragte er mich trocken.

„Ich? ... Entschuldigen Sie!“ gab ich etwas verwirrt zur Antwort.

„Wir kamen zu früh. Wollen Sie ins Theater?“ setzte er liebenswürdig fort, mit einer schönen Aussprache des Französischen.

„Ja, mein Herr.“

„Haben Sie Rossi schon gesehen?“

„Ja, schon öfters.“

„Und Salvini?“

„Auch ihn.“

„Welcher gefällt Ihnen besser?“

„Salvini; übrigens beide sind grofsartig, wahre Riesen!“ sagte ich lebhaft. Der Mann öffnete die Augen, sah mich mitleidig an, nickte und sagte kühl:

„Riesen! Riesen! Man sieht, dafs Sie aus dem Süden Europas sind, mein Herr. Alles kann Sie begeistern. Sind Sie nicht ein Italiener?“ fragte er mich italienisch.

„Nein, ich bin ein Kroate,“ erwiderte ich ebenfalls italienisch.

„Sieh da, dann sind wir Brüder!“ fing er kroatisch an.

„Brüder?“ wunderte ich mich.

„Ja, ich bin Russe,“ nickte er und reichte mir die Rechte. Ich verspürte einen starken Druck seiner Hand.

„Es freut mich!“ verbeugte ich mich.

„Kennen Sie russisch?“

„Leider noch nicht.“

„Schande! Entschuldigen Sie... Aus welcher Gegend Kroatiens sind Sie?“

„Aus Istrien.“

„Ich kenne Istrien. Sein östliches Gestade ist schön.“

„Dort bin ich geboren.“

„Ich lebte einige Monate in Fiume.“

Ich wuſste nicht, was ich mir von diesem sonderbaren Kauz denken soll. Ein sehr interessanter Mensch. Dieser Herr Russe konnte höchstens fünfunddreiſsig Jahre alt sein. Ein blonder Vollbart schmückte sein männliches, sehr geistreiches Gesicht. Einzelne, stark hervortretende Züge um die geschlossenen, schmalen Lippen zeugten von groſsen Anstrengungen, schweren Entbehrungen und vom wilden und unglücklichen Leben. In seinem ganzen Wesen lag eine groſse Strenge, körperliche Zähigkeit und seelische Stärke. Seine Stimme klang scharf, kurz und trocken. Sein schwarzer Anzug, bis zum Halse geschlossen, sein blasses Gesicht und die eigenartige Sprache, das alles flöſste mir eine unerklärliche Scheu vor ihm ein.

Eine Zeitlang unterhielten wir uns noch vor dem Theater. Er fragte mich manches über meine Heimat, und ich überzeugte mich bald, daſs ihm die „Situation“ in Kroatien klarer war als mir selbst. Dies wunderte mich auch gar nicht, denn bevor ich nach Paris ging, las ich die kroatischen politischen Blätter nur sehr flüchtig. Als die Kassa geöffnet wurde, gingen wir Karten lösen.

„Nehmen Sie einen Platz im Parterre?“ fragte mich der Russe.

„Nein. Ist mir zu teuer: acht Francs.“

„Entschuldigen Sie, was machen Sie in Paris?“

„Ich? ... Besuche die Universität.“

„Haben Sie denn keine ernstere Beschäftigung?“

„Wie meinen Sie das?“ wunderte ich mich.

„Nichts, nichts!“ nickte er und trat an den Schalter der Kassa.

Ich wollte mir eine Eintrittskarte kaufen, er gab es aber nicht zu: „Nein, lassen Sie es, ich wünsche, daſs Sie neben mir sitzen. Ich bitte Sie, erlauben Sie es mir. Ein anderesmal werden Sie die Karten besorgen.“

Ernesto Rossi spielte wie immer: wunderbar, und erntete stürmischen Beifall. Der Russe saſs ruhig neben mir, die Arme über die Brust gekreuzt; er saſs unbeweglich, zeitweise nur strich er mit der Hand über sein üppiges Haar. Nach dem zweiten Akte bemerkte ich, daſs er mit einem leichten Neigen des Kopfes jemanden in einer Loge grüſste. Sein Gesicht heiterte sich etwas auf. Später fragte er mich plötzlich, ob meine Eltern noch leben und wie alt ich bin. Die Antwort nicht abwartend, sagte er leise: „Es ist mir angenehm, daſs Sie neben mir sitzen. An meiner anderen Seite sitzt ein Franzose. Wenn Sie nicht neben mir wären, hätte es mir passieren können, daſs ein Deutscher an meiner Seite säſse, und in dem Falle wäre ich nervös, könnte Rossi nicht zuhören. Ich danke Ihnen!“

Als wir nach der Vorstellung auf die Gasse hinaustraten, nahm er mich unter dem Arme und sprach:

„Sie sind heute mein Gast. Wir wollen zusammen soupieren.“

„Ich danke Ihnen; leider kann ich aber Ihre Einladung nicht annehmen, ich muſs nach Hause.“

„Gehen wir nur! Die Nacht ist kühl, Sie könnten sich verkühlen,“ sprach der Russe und zog mich mit Gewalt mit sich fort.

Auf keine Art konnte ich mich von ihm freimachen. Am Wege nannte ich ihm meinen Namen und fragte nach dem seinen.

„Peter!“ antwortete er kurz.

„Peter . . .?“

„Ja, Peter. Das weitere ist nicht nötig. Zu was? Und wer fragte nach Ihrem Namen?“

„Aber . . .“

„Sie Sind lächerlich.“

„Was meinen Sie mit diesen Worten?“ fing ich ernst an.

„Daſs Sie lächerlich sind, nichts anderes.“

„Herr, ich bitte Sie . . . Sie wissen — in der Welt ist es Sitte . . .“ sagte ich und riſs mich von ihm los.

Er faſste mich wieder an der Hand und sagte nachlässig:

»Die Sitten, das ist die dümmste Sache auf der Welt. Die ganze Fäulnis unseres Zeitalters beruht eben auf diesen Sitten. Ihr Kroaten, Ihr habt viel, sehr viel solcher nationalen Heiligtümer. Euere Toaste, Euer abscheulicher Patriotismus bei Tische, Euere Tischherren und ihre Füchse, auch das gehört zu Eueren verderblichen Sitten. Glauben Sie mir, lieber Herr, ich kenne keine andere Nation, die für ihr

Vaterland so viel wie die Ihrige — trinkt. Ist dem nicht so?“

Mich brannte es im Herzen. Während dem traten wir in das glänzende Restaurant „Maison dorée“ und setzten uns in eine Ecke. Das Souper war gut, der Wein vorzüglich, ich konnte aber keinen Bissen schlucken. Der Russe aſs anfangs und schwieg. Einigemale bat er mich, zu essen.

„Mein Herr, die Franzosen sind groſse Meister im Kochen und im Aufstellen von Barrikaden,“ sagte der Russe und nach einer langen Pause setzte er fort: „Sie sind also ein Kroate... Kroate! Nun, hören Sie, ich bedauere Sie, ja, vom Herzen bedauere ich Sie...“

„Sie scherzen wohl!“ erwiderte ich, Messer und Gabel auf den Tisch legend.

„Ich scherze nie und es war auch nicht meine Absicht Sie zu beleidigen. Beruhigen Sie sich, lieber Herr.“

„Warum bedauern Sie mich? Erklären Sie mir das. Sie behandeln merkwürdig Ihren Gast.“

„Sagen Sie mir aufrichtig. Ja, aufrichtig, mein Herr,“ sagte der Russe und sah mich mit seinen groſsen, lichten Augen durchdringend an. In diesen Augen bemerkte ich jetzt ein stilles Leuchten groſser Gutmütigkeit, Sanftmut und Teilnahme. Der Russe nickte und setzte fort: „Ja, Ihr Volk verdient bedauert zu werden. Seine Vergangenheit, die alte Vergangenheit, ist ganz schön, wenn Sie wollen, ruhmvoll. Armes Volk!“... Der Russe verstummte, seine Züge waren traurig. Dann belebten sich seine Augen, er schaute mich scharf an und

sprach gedämpft weiter: „Ich kenne Ihr Volk, lange Zeit war ich in Ihrer Heimat. Ihr seid vom fremden Geiste verpestet, hunderte von tiefen Wunden nagen an Euerem Körper. Von der politischen Moral habt Ihr keine Ahnung und daran trägt der abscheulichste Materialismus die Schuld, und strafbare Genufssucht. Ihr könnet nicht verachten und nicht hassen, was der Verachtung und des Hasses wert ist. Euer gesellschaftliches Leben ist zerrüttet, unmoralische Menschen wollen sich überall hervortun und finden ihre Anhänger. Was ehrlich ist, versinkt in dem Kote des moralischen Bankerottes. Ihr beschimpft Euch, wie man die Dienerschaft in einem adeligen Herrenhause schimpft, und beim Weinglase hebt Ihr Euch gegenseitig in den Himmel. Das Wort Freiheit ist in Euerem Munde meistens nur ein leerer Schall, ein falscher, empörender Schwur. Sie werden blafs!... Entschuldigen Sie, ich spreche so, wie ich fühle. Übrigens man kann nicht sagen, dafs an all' diesem Übel Euch allein die Schuld trifft. Ihr seid ein kleines Völkchen, durchdrungen vom deutschen Geiste, und Euere Muttersprache tut ihr selbst vernachlässigen. Euere Aristokraten, euere Beamten, ihre Frauen und Kinder, ja sogar Euere Professoren und Lehrer sprechen deutsch. Ich hörte in Ihrer Heimat, wie man dort jene Geschäftsleute, die vor zehn Jahren zu euch kamen, deshalb verachtet, weil sie keine kroatischen Patrioten sind. Wie kann man so etwas von einem Fremden verlangen, dem die deutsche Sprache Muttersprache ist, wenn so mancher intelligenter Kroate... Aber, genug von

dem. Ich behaupte, daſs Ihr der Freiheit nicht würdig seid, daſs Ihr ...“

„Mein Herr, Sie beleidigen mich. Warum sind wir der Freiheit nicht würdig? Ich bitte Sie, überlegen Sie früher ...“

„Nein, Ihr seid ihrer nicht würdig. Habt Ihr schon für sie gekämpft? Wiſst Ihr, was Selbstaufopferung ist? Alle Euere Märtyrer der neueren Zeit lassen sich an den Fingern abzählen. Wie viele von Euch sind in den Gefängnissen gestorben, wie viele am Galgen? ...“

Diese Worte machten mein Herz erschauern; meine Kehle zog sich zusammen, ich stand rasch auf und verbeugte mich kühl vor ihm. Ich war verwirrt und vernichtet. Der Russe richtete seine durchdringenden, glänzenden Augen auf mein Gesicht, nickte mir zu und sagte freundlich: „Es war mir sehr angenehm, mein Herr, daſs ich Sie kennen gelernt. Adieu! Auf Wiedersehen, in voller Gesundheit!“

Mit einer leichten Verbeugung verlieſs ich das Restaurant und trat auf den Boulevard hinaus. Lange schlenderte ich durch das wunderbare Paris, damit es mir leichter wird, damit sich das Herz beruhige. Endlich ging ich nach Hause, legte mich nieder, hatte aber eine unruhige Nacht. Die ganze Nacht wälzte ich mich im Bette herum, der Russe stand mir fortwährend vor den Augen und jedes seiner Worte stach mich im Gehirne, keines konnte ich aus ihm herausreiſsen, als wären sie mir für die Ewigkeit in das Gehirn geschlagen.

II.

Es war gegen Ende Mai, als ich eines Morgens bei meinem Spaziergange auf den Platz kam, wo stolz der Turm „La Tour St.-Jaques de la Boucherie“ in die Lüfte ragt. Der Turm ist beinahe in der Mitte der Stadt, und steigst Du auf ihn hinauf, schwindelt Dir der Kopf vor Verwunderung. Ein herrlicher Ausblick auf die Riesenstadt! Es war ein klarer Tag und ich nahm mir vor, hinaufzusteigen. Es war acht Uhr. Der Turmwächter sagte mir freundlich: „Sie sind zu früh gekommen, Herr. Es ist noch niemand oben und laut Vorschrift darf eine Person nicht hinaufsteigen. Wenn Ihnen etwas zustoſsen würde, wer sollte es mir melden? Ich bitte Sie ein wenig zu warten. Es wird bald jemand kommen.“

Ich muſste nicht lange warten. Ein junges, hübsch, aber einfach gekleidetes Mädchen trat zu dem Turmwächter und fragte ihn, ob es schon erlaubt ist, auf den Turm zu steigen. Der Wächter öffnete uns die Türe und machte uns aufmerksam, langsam zu steigen, da es bis hinauf gar viele Treppen gibt. Das Fräulein trat ein und fing an die schmalen Stufen hinaufzusteigen. Ihre Gestalt und Wuchs, im engen schwarzen Kleide, war schlank und üppig, wunderschön. Wie sie reizend hinaufstieg! Ein kleines, dunkles Hütchen bedeckte ihr goldblondes Haar, das wellenartig über den Nacken fiel. Das Haar trug sie kurz. Anfangs stieg sie rasch, in einer Weile kam sie auſser

Atem und sich zu mir wendend, sagte sie keuchend:

„Bin schon müde.“

„Wollen Sie ausruhen,“ gab ich zur Antwort.

Sie setzte sich auf die Stufen. Durch das hohe und schmale Fenster fiel ein goldener Strahl der Morgensonne auf ihren Kopf und Schultern. Es war ein sehr schönes Mädchen, ihr Gesicht war ernst, aber sehr angenehm.

„Heute wird eine schöne Aussicht vom Turme sein,“ sagte sie zu mir französisch, und fügte gleich bei: „Sind wir schon in der Hälfte?“

„Ich glaube ja.“

„Sind Sie auch schon müde?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Wie Sie mich verwundert anschauen!“ lächelte das Mädchen.

„Ich bewundere ...“

„Wie meinen Sie? ...“

„Ich bewundere Ihre schönen Augen,“ scherzte ich.

„Wie Sie galant sind! Nein, Sie sind es nicht, denn alle galanten Menschen sind oberflächlich.“

„Sind Sie eine Russin, Fräulein?“ fragte ich plötzlich, mich des Russen erinnernd, mit dem ich vor sieben Monaten im Theater war. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen

„Ja, ich bin Russin. Und Sie?“

„Ich bin ein Kroate,“ sagte ich und nannte meinen Namen.

„Ich frage nicht nach Ihrem Namen. Es freut mich, daſs ich an Ihnen einen slavischen

Bruder kennen lerne. Ich heiſse Marie. Kennen Sie russisch?“ fragte sie mich liebenswürdig.

„Noch nicht...“

„Ihre Kinder werden russisch kennen!“ sagte sie.

„Glauben Sie?“

„Wenn ich es bloſs glauben würde, hätte ich gesagt: ich glaube, daſs ihre Kinder russisch kennen werden. Jetzt gehen wir aber, nicht vorwärts, sondern höher!“

In einer Weile langten wir oben an. Es war ein heiterer, klarer Tag. Das bezaubernde Paris lag weit und breit vor uns: Häuser und Häuser, wohin das Auge reichte. Riesenhafte Paläste erhoben sich stolz wie Marmorinseln aus dem Häusermeere, die Façaden mit hohen Säulen geschmückt; Türme verschiedenen Stiles zeichneten sich scharf am hellen Blau des Himmels ab, vergoldete Kuppeln, majestätische Triumphbögen, das saftige Grün reizender Gärten, ausgedehnte Plätze, Reihen monumentaler Brücken, Wellen der Seine, schnelle Dampfer, starkes Gewimmel in den unabsehbaren Gassen, alles badet, lebt, glänzt, wiegt und bewegt sich im Meere goldenen Sonnenlichtes.

Die schöne Russin war bezaubert. „Ach, wunderbar, wunderschön!“ jubelte sie und ihre klangvolle, warme Stimme flog von dieser in jene anderen Höhen voll Gold und Licht. Ihre schlanke, edle Gestalt im engen schwarzen Kleide stand wie ein reizendes Bild in dem glänzenden Sonnenlichte. Ihre Brust hob sich rasch; durch die leicht geöffneten roten Lippen schimmerte das Weiſs ihrer Zähne. Die

Morgenluft strömte zart über dem Turme und liebkoste ihr holdes Gesicht, ein frisches Rot auf ihre Wangen lockend, und dieses Rot stach scharf von ihrer weifsen, fast durchsichtigen Haut ab. Ihre ziemlich hohe Stirne war nicht im Einklange mit dem holden Antlitze, denn es mangelten ihr jene weiblichen, so anziehenden, so anmutigen Linien, die zu einem zarten und lieben Abglanz des Liebesgedankens verschmelzen, wenn die Mädchenseele von einer zauberhaften Welt träumt. Auf ihrer Stirne glänzte nur der kühle Verstand und es war leicht zu bemerken, dafs diese Stirne scharf zu urteilen und angestrengt zu denken gewohnt war. Der liebliche Schwung ihrer Lippen, ihre feuchte, glänzende Röte, ihre ganze gesunde, feurige, brennende Korallenfarbe verriet doch das weibliche Gemüt, weibliche Empfindungen, Sehnsucht nach Liebe, nach Küssen. Ihre reizende, natürliche Schönheit und Lieblichkeit konnte der eiserne Wille und eine Art unbewufster Entschlossenheit nicht verwischen. Dieses merkwürdige Mädchen schien ein Held und gleichzeitig ein verschämtes Kind zu sein. In ihren tiefen, hellblauen Augen schienen zwei Wesen zu streiten. Einmal flammten sie feurig auf, um gleich wieder zu verlöschen, in sich selbst zu versinken, in Marias Seele, die sich dann in den ruhigen Augensternen unschuldig und zufrieden spiegelte. Die Russin mochte vielleicht zwanzig Jahre alt sein. Lange sprachen wir über die schöne Aussicht. Jeden Moment machte sie mich bald auf diesen, bald auf jenen Punkt der Riesenstadt aufmerksam. Manchmal sprach sie mit grofser Begeisterung.

„Sind Sie schon längere Zeit in Paris, Fräulein?“ fragte ich sie.

„Drei Tage, ich war aber früher schon einmal hier. Sehen Sie, wie dort in der Ferne die Seine funkelt. Wie schön jenes Grün ist!“ rief sie, dann wurde sie nachdenklich und fuhr fort, die Augenbrauen zusammenziehend: „Herrlich sind diese Paläste, nur darf man nicht vergessen, daſs sie auf den Gebeinen von Sklaven aufgebaut sind, daſs jeder einzelne seine dunkle, blutige Geschichte hat. In diesem törichten Glanze gibt es ungelöschte Blutspuren von hungrigen Verzweifelten, Märtyrern. Jahrhunderte floſs das Blut unter jenen goldenen Dächern, in den reizenden Sälen und unausgesetzt reizte es die Nüstern des gequälten Volkes, dann brach das Feuer aus, es kam die Umwälzung und viele glaubten, daſs sich der Mensch nun seine Menschenwürde errungen habe. Manches ist eingestürzt, noch ist aber der Brandgeruch vergangener Jahrhunderte nicht verflogen, überall erheben sich noch Haufen von Lumpen, Haufen verfaulter Asche. Und wühlt man die Haufen auf, findet man in ihnen die beschmutzten Perücken verschiedener Ludwige, die schmierige Wäsche der Pompadour und die Saat von Liedern der Hofsänger. Das alles reinzuwaschen, bedarf es noch gar vielen Blutes,“ schloſs die Russin ruhig, als spräche sie zu sich selbst.

Sie wurde nachdenklich und senkte den Kopf. Ich beobachtete sie und bemerkte, wie in ihrem Gesichte die ängstliche Spannung der Nerven sich langsam löste. Eine süſse Traurigkeit umwob ihr Antlitz mit unbeschreibli-

chem Liebreize, und plötzlich aus ihren Gedanken erwachend, fragte sie mich unerwartet:

„Sind Sie glücklich?“

„Warum fragen Sie?“

„Entschuldigen Sie. Jedes Weib ist neugierig.“

„Ich glaube, Fräulein, dafs Sie nicht glücklich sind, dafs Sie ...“

„Ich?!“ erschrak die Russin, sah mich rasch an und lächelte bitter. Ihre schneeweifse Haut rötete sich ein wenig.

„Ich sagte, dafs ich glaube ...“

„Nun gut! Kann denn jemand glücklich sein auf dieser Welt, unter Millionen von Leidenden? ... Lassen wir das ... Sind sie verheiratet?“

„Nein.“

„Warum nicht, scheint es Ihnen so erhaben, sich zu verheiraten? Ich sage Ihnen aber, dafs es noch erhabener ist, sich verheiraten und doch ein Mädchen zu bleiben. Warum wundern Sie sich? Sie bedauern mich? ...“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ist auch nicht nötig. Sagen Sie mir, ob Sie je geliebt haben?“ fragte sie mich plötzlich und kehrte mir gleichgültig den Rücken zu.

„Wie kann Sie das interessieren, ob ich ...“

„Was sagen Sie?“ wendete sie sich plötzlich zu mir.

„Sie fragten mich ...“

„Was weifs ich, was ich Sie gefragt habe ...“ fiel sie mir ins Wort und gleichgültig mit den Achseln zuckend, rief sie: „Wie grofs der Louvre ist! Gestern war ich im Museum.“

„Wie viel Herrlichkeiten dort aufgestapelt sind!“

„Das Palais Louvre wäre ein schönes Krankenhaus.“

„Und die Bilder und andere Sammlungen?“ fragte ich.

„Alles verbrennen. Was stellen diese Bilder dar? Meistenteils Vorurteile. Das sind Sachen für satte Menschen, für reiche Abenteurer. Ein Hungriger fühlt vor dem Rafael, Murillo und Tizian nichts anderes, als — Hunger.“

„Ich bin überzeugt, mein Fräulein, daſs Sie nicht hungrig waren, als Sie gestern die Bilder jener Künstler besichtigt haben. Und haben Sie, vor Rafael stehend, in Ihrem Herzen nichts gefühlt? Hat Murillo Ihr Herz nicht gerührt, Ihre Mädchenseele nicht hingerissen?“

„Nein ...“ gab sie still zur Antwort und senkte den Kopf.

„Sie lieben also die Kunst nicht?“

„Ich liebe die Natur, die Wahrheit und die Kunst ist Lüge ... Murillo? ... Ja, schön ist diese heilige Familie ... nur göttliche Eingebung kann ein solches Werk ... was rede ich aber? Als wäre ich verrückt. Wenn mich so meine Freunde hörten! Entschuldigen Sie, mein Herr, Paris hat mich bezaubert und ich weiſs nicht, was ich spreche. Glauben Sie mir, ich hasse die Kunst; nein, sie kann mein Herz nicht erwärmen. Sehen Sie, jetzt bin ich doch ganz aufrichtig? ...“

Ihr Gesicht erblaſste, die Lippen zitterten.

„Sie sind aufgeregt, Fräulein. Vielleicht sind Sie nicht wohl?“

*

„Die Bläue des Himmels hat mich betäubt, dieser herrliche Tag, der eigentümliche Duft, der um mich herum weht, dieser Pariser Frühling. Ach, Sie sind glücklich, Sie können mich nicht verstehen! Haben Sie schon etwas über die Russinnen gelesen?“

„Nur wenig.“

„Und wie beurteilen Sie die Russinnen?“

„Daſs sie sehr schön sind und — rätselhaft.“

„Galante Menschen sind gewöhnlich oberflächlich ... Entschuldigen Sie! Wie lächerlich seid ihr Männer! Sie zürnen mir doch nicht? Bleiben Sie gesund, mein Herr! Ich gehe nach Hause,“ sagte sie und reichte mir die Hand, dann öffnete sie ihre glänzenden Augen und mich lieb anblickend, fragte sie wieder: „Sie zürnen mir nicht?“

„Nein, ich kann Ihnen nicht böse sein: im Gegenteil, es ist mir sehr angenehm ...“

„Genug, genug!“ unterbrach sie mich und sprach weiter: „Ich wohne im Hotel de Richemond, Boulevard Sebastopol, im ersten Stock, Türe Numero sieben. Wenn es Ihnen angenehm ist, kommen Sie heute abend zu mir zum Tee.“

Ich verbeugte mich, den Namen des Hotels und Boulevards wiederholend.

„Ja, so ist es richtig. Kommen Sie. Es wird auch meinem Peter angenehm sein ...“

„Ihrem ...?“

„Meinem Gemahl Peter.“

„Er heiſst Peter? Ob es nicht ...?“

„Über was denken Sie nach?“

„Nichts. Vor sieben Monaten ...“

„Ach!“ sie sah mir lebhaft in das Gesicht.

„Wurde ich mit einem Russen bekannt, der auch Peter hieſs . . .“

„Peter Kissanow!“ fiel sie mir ins Wort.

„Ich weiſs nur, daſs er sich Peter nannte.“

„Ihr waret zusammen im Théâtre Italien. Deshalb kommen Sie mir so bekannt vor. Ich war an jenem Abende in der Loge des russischen Gesandten und sah Sie mit Peter, Sie saſsen neben ihm im Parterre. Später ginget ihr in das Restaurant „Maison dorée“. Sie sind also jener Kroate? Kommen Sie abends, ich werde Sie mit Peter versöhnen. Er hat mir alles erzählt.“

„Jener Russe ist also Ihr Gemahl?“ fragte ich verwundert.

„So sagen die Leute. Kommen Sie auf jeden Fall. Adieu, mein Herr!“ Sie grüſste lächelnd, wandte sich rasch um und verschwand auf den Treppen.

Einige Augenblicke hörte ich noch das Rauschen ihres Kleides, dann lehnte ich mich über die Brüstung des Turmes und wartete, um sie am Platze noch einmal zu sehen. Ich bemerkte sie gleich, sie blickte zu mir hinauf und winkte mit der Hand. In einer Weile verlor sie sich in dem Gewühl der Straſse.

III.

Ich saſs vor dem „Café des Princes“ am Boulevard Montmartre, hielt eine Zeitung in der Hand und betrachtete das bunte Gewimmel der Menschen. Eine groſse Unruhe bemächtigte

sich meiner, die Zeit wurde mir lang. Ich konnte den Abend kaum erwarten, um zu der Russin zu gehen. Ich dachte mir, daſs sie mir sagen wird. was sie in Paris macht, daſs ich in die Seele der merkwürdigen Menschen eindringe. Ich ahnte, was sie sind, konnte über sie aber nicht klar werden. Lange dachte ich über die Sache nach. Gegen drei Uhr erscheint plötzlich ein hoher Mann vor mir, nimmt meine Rechte und begrüſst mich kroatisch.

„Guten Tag, mein Herr!“

„Sie?!“ erschrak ich fast, den Russen erkennend. — „Sie sind es?!“

„Nun natürlich: ich bin immer ich!“ erwiderte er und nahm neben mir Platz.

„Ich hätte nie geglaubt...“

„Daſs ich Sie hier finde? Ich sehe Sie oft. Sie wohnen im Hotel de Castille.“

„Wie wissen Sie das?“ wunderte ich mich.

„Ich weiſs, wer Sie sind. Sehr gut kenne ich Sie. Oder glauben Sie, daſs ich mit Ihnen sprechen würde, wenn ich wüſste...? Nein, Sie schickte niemand nach Paris, daſs Sie mich beobachten.“

„Nein.“

„Eine Russin, Namens Marie, sagte mir, daſs sie Ihnen heute zufällig begegnete. Marie bat Sie heute abends zum Tee, ich bitte Sie aber, nicht zu ihr zu gehen. Wir wollen es aufschieben. Etwas Unerwartetes, was ich Ihnen nicht sagen kann... Entschuldigen Sie! Gefällt Ihnen Marie?“

„Was soll diese Frage?“

„Marie ist ein verständiges und kühnes Mädchen.“

„Ist sie nicht Ihre Frau?“

„Ja und nein. Sie heiratete mich, weil sie für die Sache begeistert ist, die die gröfste Aufopferung verlangt. Sie wissen nicht, was die Welt ist. Ich und einige meiner Freunde brauchen Marie, denn sie ist, wie Sie gesehen haben, ein wunderschönes Mädchen. Sie ist bereit, für ihre und unsere Ideale alles zu opfern, ihre Jugend und ihr Leben, wenn es notwendig ist. Sie verstehen mich doch?“

„Ich verstehe. Habe gelesen, dafs es Russinnen gibt, die manchen Russen als Mittel...“

„Ruhe! Ich spreche aufrichtig mit Ihnen, weil ich glaube, dafs es Ihnen vom Vorteile sein kann, dafs Sie manches lernen können...“

„Nie, denn Euer Treiben ist mir verhafst; Ihr seid ein Unglück Eueres Vaterlandes, Sie und alle Ihre Gleichgesinnten. Euere Arbeit führt nicht zur Freiheit. Ihr seid nur Waffen in fremder Hand, ohne es vielleicht zu ahnen.“

Der Russe lächelte und fragte mich:

„Fürchten Sie den Tod?“

„Wieder eine besondere Frage!“

„Der Mensch übergeht in die vierte Dimension, ohne es zu merken.“

„Ich glaube.“

„Heut' sind Sie schlechter Laune. Haben Sie sich vielleicht in die Marie verliebt! Armes Mädchen!... Hören Sie, ich glaube, dafs es der höchste Genufs auf der Welt sein mufs, das geköpfte Haupt eines Mädchens zu sehen, das für die Freiheit des Vaterlandes fiel. Herr, die Welt wird noch vieles von Russinnen hören! Ihr Kroaten lebt in der Nähe der Türkei, deshalb sehen viele von Euch in dem Weibe

ein untergeordnetes Geschöpf. Bei Euch, in Eueren armseligen Salons findet alles Beifall, was das Weib spricht, und wenn es auch der gröfste Unsinn ist. Ihr lachet dazu wie zu einem Kindergeschwätz und dadurch erniedrigt Ihr das Weib, weil Ihr ihm nicht gestattet, dafs es mit Euch über vernünftige Dinge spricht."

„Waren Sie lange in Kroatien?"

„Ein Jahr lebte ich unter Euerem Volke. Euer Volk ist schön, gutherzig und sehr gastfreundlich, die Gastfreundschaft aber ist keine Tugend. Euer Volk liefse sich noch erleuchten, es wird aber schwer gehen, denn die Gebildeten töten in ihm alle edlen Empfindungen. Ganz natürlich, denn Euere gebildete Klasse ist durch die Anschauungen des goldenen Internationalismus vergiftet, der in seinem Dienste alle deutschen Blätter hat. Diese Zeitungen sind für Euch Kroaten die heilige Schrift, sie haben euch ganz überflutet. Sie wissen das nicht? Ach, mein Herr, ich spreche in den Wind hinaus? Bleiben Sie gesund!" nickte der Russe, lächelte schwermütig, stand auf, drückte mir die Hand und entfernte sich.

IV.

Von der Montmartre-Höhe wehte ein angenehmes Lüftchen über die grofse Stadt, strömte zwischen den grofsen Palästen und fiel sanft auf die Seine. Am Fenster angelehnt, atmete ich gierig die frische Morgenluft, horchte dem Getöse, jenem riesigen, dumpfen Gemurmel

zu, und blickte über die unabsehbaren Dächer, die in der Morgensonne glänzten. Ich wohnte im vierten Stocke des Hotels de Castille, an der Ecke der Rue de Richelieu.

Jemand klopfte an die Türe meines Zimmerchens. Ich öffnete und rief überrascht: „Sie?!“ — Vor mir stand Marie, die schöne Russin. Marie reichte mir trüb lächelnd ihre schöne Hand und sagte leise:

„Ja, ich bin es!“

„Gnädige Frau, Fräulein ... diese Ehre? ...“

„Ach, ich bitte Sie!“ winkte sie mit der Hand und setzte sich. — „Sie wundern sich? ...“

„Bin überrascht ... Ist was geschehen?“ fragte ich sie, denn ich bemerkte ihre auffallende Blässe.

Marie seufzte, sah mich scheu und bittend an, dann erhob sie sich, drückte mir die Hand und sprach mit fester Stimme:

„Mein Herr, erlauben Sie mir, bis zum Abend in Ihrem Zimmer zu bleiben. Ich werde ruhig sein, werde Sie nicht stören, wenn Sie beschäftigt sind.“

„Bitte ...“ verbeugte ich mich.

„Abends reise ich ab, nach London. Wie wunderlich es zugeht auf dieser Welt. Vorgestern bat ich Sie, mich zu besuchen ... Sie werden es mir nicht verübeln. — Wie unglücklich ich bin!“

„Ihnen etwas verübeln? Nie, mein Fräulein.“

„Seit vorgestern ist manches geschehen ... Soll ich Ihnen etwas sagen? ...“

„Wie Sie wünschen.“

„Vorgestern erfuhr ich von meinem Manne, daſs mein Bruder nach Paris gekommen sei. Wir ahnten, daſs er kommen wird, wenn er erfährt, daſs wir hier sind. Der Bruder kam, und dann ...“

„Sie sind nicht wohl? ...“

„Dann, der Tod meines Mannes.“

„Was?! ...“

„Mein Bruder tötete ihn ...“

„Fräulein!“

„Tötete ihn gestern im Bois de Vincennes.“

Ich wurde verlegen.

„Meine Freunde teilten mir mit, daſs mein Mann im Duell gefallen ist und befahlen mir nach London zu flüchten.“

„Zu flüchten?“ ...“

„Ich bitte Sie, schicken Sie um die heutigen Zeitungen.“

Ich verlieſs das Zimmer; als ich zurückkehrte, sagte mir leise die Russin: „Wir alle bedauern Peters Tod. Er war ein kühner und sehr gescheidter Mann. Ich liebte ihn nicht, nein, nie ...“

Nachdem sie die letzten Worte gesprochen, runzelte sie finster die Stirne, ein bitteres Lächeln glitt über ihre Lippen. Ich sah sie verwundert an.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein ... gnädige Frau ... ich weiſs nicht, wie ich sagen soll ...“

„Ach, das ist gleichgültig. Ich bin schon ganz ruhig. Ich ahnte es, daſs wegen mir Blut flieſsen wird. Es floſs. Peter hat sich zu sehr auf seine Fechtkunst verlassen. Ich sagte immer, daſs wir auf eine andere Art unseren Gegner vernichten sollten.“

„Gegner?“

„Ja, meinen Bruder,“ sprach Marie und erblaſste.

„Das ist gräſslich!“ schrie ich auf und trat einen Schritt zurück.

„Gräſslich? Was bin ich in Ihren Augen? Ein Scheusal, ein Tier! Gräſslich? Und das Leiden eines groſsen Volkes? ...“

Die letzten Worte sprach sie mit trockener und bitterer Stimme. Ihre Finger zitterten, plötzlich drang ihr das Blut vom Herzen unter die schneeweiſse, durchsichtige Haut des Gesichtes. Sie sah mich scharf an und senkte den Kopf. Da brachte der Diener die Zeitungen; Marie riſs sie ihm aus der Hand, zeigte auf eine Stelle und sagte mir, ich möge mit ihr lesen. Ich las: Der Heger N. N. in Bois de Vincennes hörte gestern gegen 7 Uhr abends in einer Waldecke Waffengeklirr. Er lief hin und sah einen Mann tot, mit einer tiefen Stichwunde in der Brust, im Grase liegen. Der Heger zeigte seine Entdeckung beim nächsten Polizei-Kommissariate an. Der Tote liegt seit gestern, unbekannt, in der Morgue. Es folgte die Personsbeschreibung des Toten.

„Nach der Beschreibung: Peter ... Schade!“ seufzte Marie.

„In der Zeitung heiſst es, daſs der Mann unbekannt ist ... Menschen sehen sich ähnlich. Vielleicht ist es gar nicht ...“

„Peter?“

„Ja.“

„Möglich. Sie kennen ihn, würden Sie sich nicht nach der Morgue bemühen?“

„Wenn Sie es wünschen?“

„Ich bitte Sie darum.“

Ich stand auf, ging hinaus und nahm eine Droschke. In kurzer Zeit war ich in der Morgue. Unbekannte Tote werden dort neben einander hinter Glasscheiben ausgestellt. Ihre Kleidungsstücke hängen an der Wand. Wenn jemand einen Toten erkennt, meldet er es dem Sicherheits-Kommissär, wenn er will. Auf den Marmorplatten lagen zwei Tote: ein junges Weib, ganz blau, weil sie wahrscheinlich schon längere Zeit in der Seine gelegen war, und Peter. Das schwarze Haar des Weibes war mit Flufssand bedeckt.

Ich verliefs Morgue und wandelte am Ufer auf und ab. In diesem traurigen Hause, das schon durch den strengen Stil, in welchem es erbaut ist, seinen Zweck bekundet, liegen die Toten, hängen die blutigen und beschmutzten Kleider und vor mir, längs der Ufer der Seine erheben sich majestätische Paläste, schimmern Kuppeln, glänzen wunderbare Brücken im Sonnenlichte. Ich war erregt, bedurfte der Ruhe; ich fühlte das ganze Paris um mich herum, alle seine Liebe und seinen Hafs, all' sein Vergnügen und all' sein Elend. Es bemächtigte sich meiner jenes unbeschreibliche, mehr wonnige als schmerzhafte Pariser Fieber, la fièvre parisienne. Wenn ungewöhnliche, grofse Ereignisse das Herz erschüttern, wenn Du mit jener schönen und rätselhaften Russin gesprochen und die blutigen Toten gesehen hast, wenn hinter Dir die furchtbare Morgue und vor Dir am anderen Ufer der Seine der herrliche Louvre ist, wo in prächtigen, stillen, riesenhaften und lichten Galerien der Geist

grofser Genies wandelt, wo die Venus von Milo lächelt: dann empfindest Du das erwähnte Fieber, die ganze Riesenhaftigkeit dieser Stadt, da durchströmt Dich eine eigenartige Wärme, weil Du im Herzen der Welt, im Herzen der Menschheit weilst. Und wenn Du noch des Ruhmes des französischen Volkes gedenkst, alles dessen, was dieses edle Volk für die Menschheit getan, dann empfindest Du in Deinem Herzen ein neues Gefühl und wirst erkennen, dafs der gute und geistreiche Massimo d'Azeglio der Welt eine Wahrheit gesprochen, als er sagte, dafs jeder gebildete Mensch zwei Heimatländer besitzt, zuerst das seine und dann Frankreich.

Eine Zeitlang irrte ich herum, betäubt und in Gedanken versunken, dann ging ich nach Hause. Vor meinem Zimmer begegnete ich einer jungen Dame, schlank und schön, so viel ich unterscheiden konnte; sie verliefs eben meine Wohnung. Ich trat in das Zimmer; Marie stand blafs und zitternd neben dem Sopha.

„Haben Sie ihn...?"

„Ja, ich habe ihn gesehen. Er liegt dort neben einem Weibe. Schrecklich!"

„Ich fürchte nicht den Tod... ich wünsche mir ihn, ich will sterben, darf aber nicht. Ach, wenn Sie wüfsten!..."

„Beruhigen Sie sich."

„Ich bin sehr unglücklich!" seufzte sie und bedeckte das Gesicht mit ihren zitternden Händen.

„Fräulein..."

„Jetzt bin ich Witwe, ja, Witwe... und Mädchen!" rief sie mit gedämpfter Stimme

und Tränen traten ihr in die Augen. — „Mein Herz," setzte sie fort, „es möchte heute nicht so bluten, wenn ich nicht in den Verband der edlen Verzweifler getreten wäre. Ich vernichtete mein Glück, ich zertrat mein Herz, riſs alle süſsen Gefühle aus ihm heraus... Wie er mich liebte!... Ja, ich liebte einen edlen Mann, vergiftete mir das Leben durch meine Untreue, und er lebt, liebt eine andere, er hat geheiratet und ist glücklich, selig, weil er mich wahrscheinlich vergessen hat... Alles opferte ich unserem groſsen Ideale, alles, alles. Die Jugend, die Liebe, das Leben. Die Eltern sind früh gestorben, ich blieb allein mit meinem Bruder; meine heutigen Genossen zogen mich in ihren Kreis, damit ihnen meine Jugend, wie sie sagten, als Mittel zur Erreichung ihrer groſsen Ziele diene. Ich heiratete Peter, um Mädchen zu bleiben, um mich frisch und jung zu erhalten, und so manche Menschen leichter verführen, betören zu können: unsere Henker und Spione. Wenn ich Kinder hätte, sagten sie, möchten meine Wangen verwelken und ich möchte nur an die Kinder denken. Peter heiratete mich, weil er glaubte, daſs ich ihn verraten könnte, wenn ich Mädchen bliebe. Ich bin nicht allein... Ach, gräſslich!" seufzte sie mit bebender Stimme.

Sie zitterte, ihre Augen blickten scheu und ängstlich, die Wangen glühten in Fieberhitze und so sprach sie, abgebrochen, wie im Fieber, als spräche sie zu sich selbst. Ich stand beim Fenster, überrascht und traurig. Marie schwieg eine Weile wie in Gedanken versunken und nickte verzweifelt mit dem Kopfe. Plötzlich

preſste sie die Hände gegen die Stirne und schrie schmerzhaft auf: „Und mein Bruder! Gräfslich, mein Bruder, auch er muſs sterben! Dieser blinde Gegner der Freiheit dürstete nach dem Blute Peters, er wollte mich an Peter rächen. Ach, Ivan, geliebter Bruder! Was sollen deine Kinder, dein Weib — in einigen Tagen Witwe? Fluch fiel auf meinen Kopf. Sie, Olga, meine einstige Freundin, sie muſs ihn vernichten! Olga ist schön, und mein Bruder leichtsinnig, sie wird ihn verführen und vernichten. Ach, warum muſstest Du nach Paris kommen, Ivan?! Bist schon zum Tode verurteilt, ja, meine Genossen haben Dich verurteilt, und Dein Henker ist — Olga... Olga... Gräfslich!“

„Beruhigen Sie sich, Fräulein.“

„Gräfslich, gräfslich, Olga war bei mir, sagte mir, daſs sie meinen Bruder... er ist verurteilt... nein, nein, sie darf ihn nicht töten... das ist entsetzlich... ich gehe zu ihr, sie war vor einer Weile hier, wie Sie nach Hause kamen...“

„Jene hohe Dame?“ erschrak ich.

„Ja, sie wird meinen Bruder... ich gehe zu ihr... ich gehe... furchtbar... ich gehe...“

Verzweifelt stand Marie auf und eilte gegen die Türe, dann hielt sie plötzlich, erzitterte und fiel rücklings zu Boden. Ich sprang auf und kniete neben ihr nieder. Sie war totenblaſs, die Augen hielt sie geschlossen. Ich bespritzte ihr Gesicht mit Wasser, hob sie auf den Divan und öffnete ihr das Kleid am Halse, um ihr das Atmen zu erleichtern.

Als sie wieder zum Bewuſstsein kam, sah sie mich verwundert an. Tränen traten ihr in die Augen und sie weinte still bis gegen Abend. Dann stand sie auf, reichte mir die Hand, richtete ihre noch tränenfeuchten Augen auf mein Gesicht und sprach mit zitternder, warmer Stimme:

„Jetzt muſs ich zur Bahn und fort, nach London. Wie soll ich Ihnen danken? Heute habe ich die letzten Tränen vergossen. Jetzt habe ich nichts mehr zu verlieren auf der Welt; mein Herz ist für alles tot, nur für das Vaterland nicht. Die Russen haben eine groſse, schwere Aufgabe; sie müssen vieles für sich und für die Menschheit tun. Die groſse französische Umwälzung versetzte die Welt in Staunen... doch war dies nur ein Versuch, nur der Anfang. Das russische Volk, groſs, gut und edel, wird das begonnene Werk zu Ende führen."

„Sind Sie davon so fest überzeugt?"

„Ja, ich bin dessen sicher."

Hier brachen wir das Gespräch ab. Ich begleitete sie im geschlossenen Wagen zur Bahn. Bevor sie in das Coupé einstieg, drückte sie mir die Hand, sah mich traurig an und sagte leise:

„Nochmals: besten Dank! Adieu! Vielleicht sehen wir uns noch einmal — wenn ich nicht gehängt werde."

JOSIP KOZARAC:

TENA.

I.

In ihrem sechzehnten Jahre war sie hoch aufgeschossen und schlank, als wäre sie aus dem Wasser gesprungen, und es schien, daſs sie zu groſs sein werde; ihre Freundinnen fingen schon an ihr verschiedene unschöne Spitznamen zu geben. Ihr Gesicht war etwas düster, von jener unbestimmten Farbe, aus der man noch nicht schlieſsen konnte, ob sie eine blasse oder rosige Brünette werden wird. So unentwickelt, gefiel sie zunächst niemandem besonders. Wer sie aber aufmerksam ansah, der muſste bemerken, daſs ihr Gesicht in jedem seiner Züge regelmäſsig, die Nase gerade und klein ist, die wie eine Sichel gewölbte Stirne begann erst in der oberen Hälfte weiſs zu werden, der untere Teil des Gesichtes zog sich etwas in die Länge und rundete sich allmählich erst, kein Knochen, kein harter Zug störte den zarten, regelmäſsigen Einklang des ganzen Antlitzes. Das Gesicht aber war noch tot, ohne jeden belebenden Hauch; nur die dunk-

len, glänzenden Augen versprachen, als hätten sie sich zu früh geöffnet, ähnlich dem Dufte halbreifen Obstes, daſs diese regelmäſsigen Züge, bis sie ausgefüllt und geordnet sein und sich mit der Farbe der ersten Jugend beleben werden, eine Schönheit erschaffen, mit welcher die Natur nur wenige Frauen schmückt. Wer sie von der Hitze oder Arbeit erhitzt sah, der sagte ohne langes Überlegen, daſs sie eine Schönheit sein werde; wer sie dagegen frierend und blau von der Kälte antraf, der betrachtete sie mit mitleidigem Auge, als sähe er eine Schwerkranke. Sie gehörte nicht zu den frühen Schönheiten, sondern zu denen, die spät, aber um so vollkommener aufblühen.

Ihre Mutter war kränklich und konnte kaum erwarten, daſs Tena ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht, damit sie sie verheirate, und wenn sie auch zwei Tage nach der Hochzeit sterben sollte. Die Mutter hatte auch allen Grund, mit Tenas Verheiratung zu eilen, denn wenn sie sie unverheiratet hier zurückliefse, Gott allein weifs, was aus ihr neben solch' einem Vater, wie Tenas Vater war, würde. Jerko Pavletić war ein träger, nachlässiger Mensch, der sich selbst und alles um sich herum der Gnade Gottes überliefs, und dabei noch so ein armer, guter Kerl, welcher der Gesellschaft zulieb auch die Kappe auf dem Kopfe vertrinken würde. In dem kroatischen Slavonien sind solche Leute nicht selten. Ebenso langsam, wie er ging, dachte und arbeitete er auch; sogar beim Essen war er schwerfällig, als zwänge ihn jemand dazu. Wenn er sein Weib nicht hätte, würde es in seinem Hause weder Brot

noch Geld geben; sein Weib knetete den Teig fürs Brot und tränkte die Pferde und besorgte auch noch selbst alles in der Hauswirtschaft. Nur wenn sie schon verdrieſslich wurde, packte sie den Mann bei der Schulter und beutelte ihn, wie wenn er ihr Kind und nicht ihr Mann wäre: „Schämst Du Dich denn nicht vor Gott und den Menschen, daſs ich, die ich so kränklich bin, für Dich und mich arbeite, und Du Dich nur streckst wie der Kater am Speck? Rühr' Dich doch, das Elend soll Dich davontragen!“

Darauf hin spuckte er nur aus, schob die Pfeife aus dem einen Mundwinkel in den andern, lächelte so faul — als fiele ihm auch das zu schwer und wie wenn er nicht begreifen könnte, warum sie ihn zur Arbeit zwingt! Wenn es ihr einmal gelingt und er sich wirklich erhebt, dann hat Gott geholfen; jedesmal geht es aber nicht so, er bleibt, wo er war, nickt nur mit dem Kopfe und murmelt etwas in den Bart, und dann muſs sie auch ruhig sein, denn wenn sie ihm noch ein Wort sagt, steht er auf, wie wenn er an die Arbeit gehen wollte; scheinbar tut er da und dort etwas, in Wirklichkeit aber trachtet er unbemerkt vom Hofe zu verschwinden und dann geht es geraden Weges ins Wirtshaus. Und jetzt kannst Du, mein teueres Weib, bis übermorgen auf mich warten! Das Herz hüpfte ihm vor Freude, daſs er sie so drankriegte. Gewöhnlich konnte sie ihn aber nicht abwarten, sie muſste ihn selbst abholen und mit Gewalt nach Hause ziehen.

„Ihren Jerko geht sie holen!“ pflegten die Leute im Dorfe zu sagen, wenn sie sie mit

geraden und entschlossenen Schritten zum Wirtshause gehen sahen.

So war er schon! Und daſs er so war, war nicht er allein, sondern auch sein träges Wesen schuld. Solange noch die Familien-Genossenschaft Pavletić bestand, war er Schweinehirt; während des ganzen gemeinschaftlichen Lebens tat er nichts anderes, als Schweine hüten. Als sich die Genossenschaft auflöste, war er dreiſsig Jahre alt und nun sollte über die Nacht aus dem Schweinehirten ein Hausherr und Landwirt werden. Er weiſs nicht einmal, wie er den Pflug zu führen hat, kann den Wagen nicht auseinanderlegen, hat keine Ahnung, daſs jeder Steuern zu zahlen hat. Bis jetzt träumte ihm von all' dem nicht, er brauchte es nicht zu wissen: der Hausherr hat ihn zum Schweinehirten bestimmt und damit war ihm fast für sein ganzes Leben eine Aufgabe gegeben. Jeden Morgen bekam er seine Portion Brot und Speck, und es kümmerte ihn nicht, ob es im Speicher noch Mehl genug gibt oder nicht, es kümmerte ihn nicht, wo der Hausherr das Geld hernimmt, um im Herbst für alle Kleidung und Beschuhung zu beschaffen; es kümmerte ihn nicht, ob die Felder geackert oder gesäet waren, ob das Vieh umkam oder sich vermehrte.

War es denn seine Schuld, daſs diese ganze ungeheuere Arbeit plötzlich auf seine Schultern fiel, daſs sein ganzes Leben jetzt aus dem müſsigen Halbschlummer aufgerüttelt wurde, daſs er auf einmal ein Mann geworden war, der alles verstehen soll, alles von der Aussaat bis zur Ernte? Bis jetzt war er einer Säule

ähnlich, die mit vielen anderen Säulen einen riesigen Bau stützte — der die Genossenschaft hieſs — jetzt aber, nachdem man das Dach abgetragen, die Balken und Latten auseinander genommen, konnte er nicht allein bestehen, weil man ihn in dem Bau nicht so plaziert hatte, damit er allein stehen könne, sondern stets nur von andern gestützt. Kaum daſs man ein wenig mit ihm rührte, fiel er auch schon um.

Ist es ein Wunder, daſs dieser plötzliche Übergang seine ganze bisherige Weltanschauung verwirrte, daſs dieser gesellschaftliche Umsturz ihn in einen Abgrund hinabzog, in dem er sich nicht rühren konnte und wo er sich schlieſslich jener leblosen Sorglosigkeit überlieſs, jener eisigen Apathie gegen alles, was ihn umgab?

In solchen Verhältnissen wuchs Tena auf. Dieses häusliche Leben übte aber keinen Einfluſs auf sie aus; erstens deshalb, weil es nichts Auſsergewöhnliches im Dorfe war, und dann deshalb, weil sie nicht so feinfühlig war, um so etwas zu empfinden; sie ist ganz dem Vater nachgeraten.

„Was wird aus Dir werden, Tena, wenn ich sterbe?“ bedauerte sie oft die Mutter.

„Und was sollte aus mir werden? Es wird just so sein wie jetzt,“ gab sie mit einer Stimme zur Antwort, mit der sie weder die Mutter noch sich selbst bedauerte.

In ihrem siebzehnten Lebensjahre begann sie sich zu entwickeln und zwar so rasch, daſs sie jeden Tag eine andere wurde, mit jedem Tage schöner. Die bis jetzt schlummernde Lebens-

kraft brach plötzlich aus ihr hervor; sie wuchs nicht mehr in die Höhe, ihre Formen rundeten sich nur ab, bis ihre Fülle mit der Höhe vollkommene Harmonie erreichte. Die Weiberjäger aus dem Dorfe richteten das Auge auf sie und begannen ihr nachzusteigen. Die Mutter wufste, welche Zeit für sie kam und hütete und wehrte sie, so gut sie eben konnte. Es gab auch Burschen, die ihr die Hand anboten, ihr waren aber alle gleich. Die Mutter wartete eine Zeitlang, um zu sehen, welchen sie wählen werde, da sie sich aber überzeugte, dafs in ihrem Herzen für keinen der jungen Leute das Liebesfeuer entbrannt sei, wählte sie selbst den Josa Matijević für sie aus, einen ganz hübschen und ziemlich vermögenden Burschen. Tena freute sich nicht besonders darüber und wehrte sich auch nicht gegen die mütterliche Wahl. Diese ihre Kühle, in der Zeit, wo in ihr alles gähren sollte, gefiel der Mutter nicht, aber sie atmete dennoch erleichtert auf, da sie wufste, dafs ihr Josa gut ist und dafs auch die Matijević gegen Tena nichts einwenden.

Bald nachher starb die Mutter.

Tena weinte ihr nicht lange nach, schon deshalb nicht, weil sie nicht weinerlicher Natur war, und dann auch deswegen, weil ihr jetzt im Herzen so wie einem mutwilligen Pferde war, das sich losgerissen hatte und in die weiten Fluren und Felder, in die goldene Freiheit davongesprengt ist...

Tena war zu Mute, als hätte sie bis jetzt nicht mit ihrem Kopfe gedacht und mit ihrem Herzen gefühlt; ihre Führerin, die selige Mutter, verstellte mit ihrer Person, mit ihren Leh-

ren den ganzen Ausblick vor ihr, so daſs sie von der ganzen Welt nichts sah und hörte, als eben nur ihre Mutter. Und jetzt auf einmal öffnete sich eine unabsehbare Perspektive vor ihren Augen, und dies alles, was sie nicht kannte, verfloſs zu einem einzigen Begriff: ich bin ich; alles, was an mir ist, ist mein!... Welch' eine Wollust erfüllte sie bei dem Gedanken, daſs sie nun selbst ihren Willen, ihre Gedanken, ihren Körper lenken werde... Und ihr schwarzes Auge erglänzte, erweiterte sich, als wollte es die ganze Welt mit seinem Blicke umfassen und sie in die üppige, junge Brust einsaugen. Sie erzitterte bei dem Gedanken, daſs jetzt die ganze Welt ihr gehört.

Zu dieser Zeit besetzten die österreichisch-ungarischen Truppen das ganze Savegebiet, um im geeigneten Augenblicke in Bosnien einzumarschieren. In Jerkos Hause wurde der Zugsführer Jaroslav Beránek untergebracht. Dem jungen Manne stand fast der Verstand still, als er Tena erblickte. Der erste Gedanke, der ihm in den Kopf schoſs, war der, daſs er glaubte, ein Liebling der Götter zu sein, weil man ihn gerade in diesem Hause einquartiert hat. Als Soldat kam er in manche Städte und Dörfer, manchem Mädchen hat er den Kopf verdreht, in manches schöne Auge hatte er geblickt, aber so eine Schönheit wie Tena hatte er noch nirgends gefunden. Tena, dieses wundervolle Mädchen, betörte ihn gleich im ersten Augenblick und sein Herz schlug laut vor Freude, denn er war überzeugt, daſs diese reizende Tena, dieses unschuldige Mädchen, die zarte Rose sei, die seine heiſse Sehnsucht stil-

len werde. Ja, er war überglücklich, daſs gerade ihm dieses Glück zuteil wurde.

Als ihn Tena zum erstenmal so geschniegelt sah, die Kappe nach Stutzerart schief aufgesetzt, eine dünne Virginiazigarre im Munde, die rote Unteroffiziers-Diensttasche auf der gewölbten Brust, wie er sie so keck und verliebt betrachtet, da hätte sie fast eine helle Lache angeschlagen und ihm am liebsten gesagt: „Da bin ich, sprich, wenn Du der richtige Mann bist!“ ...

Und die Flamme, die dabei aus ihren Augen schoſs, bekräftigte ihn nur in dem Gedanken, daſs sie ihm schon gehöre... Und er sprach sie auch tatsächlich an, und zwar so keck und lieb, wie es ihr Josa nie vermochte. Wie sie ihn mit dem ersten Blicke, so eroberte er sie mit dem ersten Worte.

Als sie Josa den nächsten Abend besuchte, verspürte sie Lust ihm zu sagen: „Und wer bist Du, und warum kamst Du?“ Er kam ihr so unbedeutend, so albern vor, daſs sie ihm ins Gesicht gelacht hätte. Wie könnte sie neben dem Zugsführer nur einen Augenblick an Josa denken? Der spricht mit ihr und erzählt ihr, was ihr auch alle andern Burschen im Dorfe erzählen können; er sagt ihr, daſs er sie gerne habe, wird in Worten und Gedanken verwirrt, wenn sie ihm etwas schärfer in die Augen blickt, und jener erzählt ihr von wunderschönen Städten, groſsen Festlichkeiten, von Königen und Generalen, wirbt um sie, schieſst mit seinen Blicken nach ihr, daſs ihr das Blut in den Adern stockt, und sie dann verwirrt,

machtlos das Gesicht nur auf seine Schulter neigt, und dann liebkost er sie.

Es war wirkliche Liebe, ihre erste Liebe. Wenn sie dem Zugsführer nicht begegnet wäre, vielleicht hätte sie in ihrem ganzen Leben nicht erfahren, was echte Liebe ist. Auf dem Dorfe, wo man sich gegenseitig kennt, wo Du von der Kindheit an mit jenen aufgewachsen bist, die zu derselben Zeit wie Du zu lieben beginnen, wo immer dieselben Menschen sind, an denen Du jede Veränderung in der körperlichen und seelischen Entwickelung von der Kindheit bis zum Mannesalter wahrgenommen hast, für diese Menschen kann das Herz nicht in der echten, göttlichen Liebe entbrennen, hier verdrängt der tägliche Verkehr die Liebe, hier bringt die Gewohnheit der Liebe den Tod. Damit sie flamme, bedarf sie einer bis dahin nicht gesehenen Person, einer unbekannten Stimme, ungewohnter Blicke, neuer Worte.

Auch er liebte sie, wenn auch nicht mit der ersten Liebe wie sie ihn, so war doch diese Liebe das mächtigste Gefühl seines Herzens. Er war ein Böhme (das ganze Regiment war böhmisch), noch unverheiratet und versprach ihr mit Bestimmtheit, daſs er sie gleich nach dem Kriege heimführen werde; er wird alles verkaufen, was er besitzt und zu ihr ziehen. Er erzählte ihr, wie bei ihnen eben gewirtschaftet wird, wie gearbeitet und gespart wird; wenn er fünfzehn Joch Grund hätte, wie ihr Vater, er wäre in zwei, drei Jahren der erste Wirt im Dorfe. Er konnte sich nicht genug über die brach liegenden, fruchtbaren Wiesen, über die verwahrlosten Gärten und zerstörten

Stallungen wundern. Er war ganz selig bei dem Gedanken, wie er das alles herrichten, wie dafs alles hier in Ordnung sein werde, wie in einem Bienenstocke ...

Sie hörte ihm zu, aber die Bedeutung seiner Worte interessierte sie nicht im mindesten, sie lebte nur für den Klang seiner Stimme, für den Duft seines Wesens, für den Blick seines Auges. Für alles andere war sie blind und taub. Was war ihr die Zukunft, wenn er jetzt und immer bei ihr ist? Gibt es denn eine Vergangenheit, eine Zukunft, ist denn nicht dieses ganze Leben nur ein einziger süfser Augenblick? Was ist die Zukunft, was ist die Heirat, was heifst das, Mann und Weib zu sein? Wozu das alles, wenn er auch so beständig vor ihren Augen steht, wenn sie etwas an ihn fesselt, was besser und dauerhafter ist als jede Trauung, wenn sie lebhaft empfindet, dafs er ein Teil ihres Lebens ist? ... Ach, das waren schöne, glückliche Tage! Ob Nordwind blies, ob Regen fiel, das alles bemerkte sie nicht, ihr leuchtete stets die süfse Sonne! Als hätte sie in diesem Glücke ihre eigene Person vergessen, bemerkte sie gar nicht, dafs sie zu vollkommener Schönheit aufgeblüht ist, dafs aus ihrem Antlitz der Zauber des Frühlings strahlte, dafs ihr ganzer Körper das duftende, üppige Leben eines vollerblühten Rosenstockes atmete. Sie sah das alles nicht, denn ihr schien die ganze Welt schön zu sein, so schön, dafs sie in dieser seelischen Schönheit ihre körperliche Schönheit gar nicht bemerkte. Sie wufste nicht, dafs sie lebt, und das ist der Höhepunkt menschlichen Glückes. Ihre Tage vergingen gleich-

förmig, sie erlebte nichts ungewöhnliches in ihrer Liebe, alles war einfach, alltäglich, ohne jede Besonderheit, ohne Veränderung und Hindernis. Wie sollte es auch anders sein, wenn sie mit ihm unter einem Dache lebte, mit ihm aus einer Schüssel aſs und aus einem Glase trank. Es tadelte sie niemand wegen ihrer Liebe und niemand beneidete sie. Es wurde zwar im Dorfe bemerkt, daſs sie immer schöner wird, daſs ihr keine andere gleichkommt, aber zu dieser Zeit kümmerte sich niemand darum, denn so manches Weib und Mädchen hatte seinen Soldaten, seinen Geliebten, alles war zufrieden, glücklich! Auch wenn ihre Mutter noch gelebt hätte, hätte sie diese Liebe nicht hindern können, denn mit der Ankunft des Militärs fiel die Liebe über alle gleich einer Seuche, die niemand aufzuhalten vermag. Nicht nur für Tena, für das ganze Dorf waren diese Tage eine unausgesetzte Reihe von Festlichkeiten, ein einziger Festtag, ein lustiger Hochzeitsschmaus ...

Schlieſslich kam die Stunde des Scheidens. Die Truppen erhielten den Befehl bei Brčka in Bosnien einzumarschieren. Jetzt begann ein Geschrei, Weinen und Wehklagen. Auch Tena jammerte; Tränen hatte sie nicht, aber die roten, unterlaufenen Augen, die blassen Wangen, der starre, irrende Blick einer Wahnsinnigen, das alles bewies, daſs ihr Herz vor Schmerz blutet. Den ersten Tag war sie wie bewuſstlos; sie konnte nicht essen und nicht sprechen. Erst den zweiten Tag raffte sie sich auf: den ganzen Nachmittag verbrachte sie im Dorfe und in der Nacht vor dem Abmarsche,

als er schon eingeschlafen war, machte sie dreimal das Zeichen des Kreuzes über ihn und band ihm ein kleines Muttergottesbild um den Hals. Und während er schlief, betete sie über ihm, und zwar solche Gebete, die in keinem Gebetbuche geschrieben stehen, die sich nur eine liebende, erschütterte Seele ersinnen kann. Es schien, als ob dieses Gebet ihr Herz erleichtert hätte; der erste sinnlose Schmerz liefs nach und sie erwartete mit klarem Blicke den Augenblick des Scheidens.

Als in aller Früh das Schlachtsignal ertönte, sprangen nicht nur die Soldaten auf, um sich für den Abmarsch zu rüsten, sondern alles, was im Dorfe leibte und lebte. Aufser der militärischen Bagage lud der Bauer alles, was er gutes im Hause hatte, auf den Wagen, um noch zum letztemale den zum Kampfe ausziehenden Soldaten bewirten zu können. Hinter dem Regimente der Soldaten zog ein Regiment Weiber, alle so gekleidet, als begleiteten sie ihre Brüder zum Grabe ...

Auf der sumpfigen Ebene unterhalb Brčka sah jedes Mädchen noch eimal ihren Soldaten, und als von dem schlanken Turme in Brčka die ersten Schüfse auf slavonischem Boden fielen und als auf diesen Grufs das Uchatius-Geschütz seine erste Granate über die Save sandte und der leichte Monitor die Save zu durchkreuzen begann, in dem Augenblick, als Brčka zu qualmen und zu brennen begann, überschritten die österreichischen Truppen die Save und betraten den Boden Bosniens. Und solange die Abteilungen durch die engen Gassen von Brčka marschierten, solange begleiteten sie die

letzten Blicke, begrüfsten sie die Seufzer vom andern Ufer der Save...

„Geh mit Gott, Du meine Sehnsucht! Adieu, mein Glück!..."

II.

Das war um die Mitte des Sommers. Mit dem Herbste begann im Dorfe wieder das frühere Leben, es wurde wieder gesungen und getanzt, am Sonntag wurde Kolo gespielt wie sonst immer, nur hie und da erinnerte ein schwarzes seidenes Kopftuch, dafs jemand jemanden noch nicht vergessen habe. Es gab nur noch wenige solche, aber unter ihnen war auch Tena: das schwarze Kopftuch war der Beweis, dafs sie noch an den Zugsführer denkt. Die Matijević wollten nach dem heiligen Michael Hochzeit machen, Tena wollte aber von der Heirat nichts hören und Josa heirate aus Trotz ein Mädchen aus dem Nachbardorfe.

Zu Aller Heiligen kamen schon die Holzhändler, damit sie über den Winter die schönen Eichen — Slavoniens Stolz und Zierde — bearbeiten, die sie früher bei der Versteigerung erstanden hatten. Statt der Soldatenabteilungen strömten ganze Truppen von Arbeitern aus dem Küstenlande und aus Krain herein und zerstreuen sich wie die Ameisen in den herrlichen Eichenwäldern. Unter den Holzhändlern gab es Wiener, Bayern, Engländer und Franzosen. Der Vertreter einer Pariser Firma war Léon Jungmann, ein geborener Elsässer. Er

hatte einen deutschen Namen, seiner Gesinnung nach war er aber Franzose. Er war ein junger, hübscher Mann, hatte kleine feurige Augen, eine gebräunte Hautfarbe, ein volles, dunkles Haar und einen blonden Bart. Kroatisch sprach er in kurzen, abgehackten Sätzen, manche Worte zu stark betonend, andere wieder verschluckend, so daſs man sich erst gewöhnen muſste, um ihn ganz zu verstehen. Als Vertreter einer groſsen Firma lebte Léon nach Herrenart; für seine Kanzlei und Wohnung mietete er das gröſste Haus, hielt sich Pferde und einen feinen Koch. Hübsch und galant, erwarb er sich bald die Zuneigung junger Weiber und viele boten sich ihm förmlich an. Sein Auge aber fiel auf jenes schlanke Mädchen mit dem schwarzen Tuche auf dem Kopfe, das trotz allen Aufforderungen in diesem Herbste nicht den Kolo tanzte, und abseits stehend, den Tanz nur beobachtete. Das schwarze Tuch, der schneeweiſse Rock und das Leibchen, die Augen wie zwei Blitze, die geröteten Wangen, ein kaum sichtbares überlegenes Lächeln, das auf den Lippen nur zitterte, ohne die vornehme Ruhe des strahlenden Gesichtes zu berühren, das alles fesselte Léon, als er sie so zum erstenmale beim Kolo sah. Er wandte das Auge nicht mehr von ihr ab, bis sie unterhalb des Tuches einen Blick ihm zuwarf, mehr aus Unwillen darüber, daſs er sie so betrachtet, als aus Neugierde. Indem diese Ruhe sie noch schöner machte, reizte sie ihn immer mehr.

Er hat bald erfahren, wer und wessen Tochter sie ist. Noch denselben Abend lud er sie

und noch einige der schönsten Mädchen ein, zu ihm zu kommen, damit er sie bewirten könne. Er bestellte Zigeunermusik und bereitete eine Auswahl von Leckerbissen vor... Alle kamen, nur Tena nicht. In den glänzend beleuchteten, mit französischem Komfort eingerichteten Gemächern tollten die Mädchen, aſsen Datteln und Chocolade, tranken Tee und süſse Liqueure, hängten sich Léon an den Hals, schmeichelten ihm, so schön als sie es nur kannten, nur um ihm zu gefallen; er lächelte aber nur, betrachtete sie neugierig und dachte dabei an — Tena.

Auch die folgenden Tage lud er sie ein, sie wollte aber auch jetzt nicht kommen. Die übrigen Mädchen verleumdeten sie bei Léon, daſs sie eine Soldatendirne sei, daſs sie ihren Zugsführer beweine; in Wirklichkeit war es ihnen angenehm, daſs Tena nicht zu Léon kommt, denn sie wuſsten, daſs sie ihre gefährlichste Rivalin ist. Es war ihnen auch nicht recht, daſs sie schon dreimal bei Léon waren und noch immer nicht erkannt haben, welcher von ihnen er am besten sei.

Während die Krainer Eichen zu Pfosten bearbeiteten, legten die armen Bauern aus dem Savegebiete das kleine Eschen- und Buchenholz in Stösse zusammen; mit ihnen arbeitete auch Jerko Pavletić. Gelegentlich der Lohnauszahlung erinnerte sich Léon seines Namens und den Werkführer befragend, erfuhr er, daſs er Tenas Vater sei.

„Sagen Sie Ihrer Tochter, daſs es nicht schön von ihr ist, daſs sie nicht zu mir kommen will. Wenn die andern Mädchen kommen

können, warum könnte sie es nicht? Da, geben Sie ihr das, und sagen Sie ihr, daſs ich sie nicht beiſsen werde, wenn sie zu mir kommt," sagt Léon halb scherzend, halb im Ernst und reicht Jerko drei Packete mit allerlei Zuckerwerk und auſserdem befiehlt er dem Koch, Jerko Wein und Schnaps zu geben.

Wie Tena in der Früh aufwachte und beim Bette diese Packete sah, war sie nicht wenig überrascht.

„Und was ist das, von wo?" fragte sie den Vater.

„Rate!"

Sie errötet, wie wenn sie jemand mit Purpur übergossen hätte, und ratet gut.

„Nun, ist es Dir vielleicht nicht recht? Eine andere wäre überglücklich, und Du tust spröde. Es wär' schon Zeit, daſs Du diesen Soldaten aus dem Kopfe schlägst, dem ist g'rad etwas an Dir gelegen! Siehst Du nicht, was die andern Mädeln tun? Die können den Abend kaum erwarten, wenn sie Herr Léon zum Nachtmahl einladet. Gestern hat jede ein seidenes Kopftuch bekommen, und Du gehst um sieben Uhr zu Bette, just wie eine Henne..."

„Bist Du verrückt geworden?"

„Verrückt oder nicht, es ist nicht gescheit von Dir, daſs Du nicht gehst, wenn er Dich ruft. Wenn Du sehen würdest, wie's bei ihm alles glänzt und strahlt, wenn Du sehen würdest, was es dort für Bilder gibt, was für Kästen, Schüsseln und Messer, und dieser Duft dort!..."

Und den ganzen Tag redete er ihr zu, warum sie nicht zu Léon gehe, und den ganzen Tag sprach er nur, wie gut es ihr gehen werde, wie sie nicht um Tücher und Schuhe zu sorgen hätte, wenn sie nur zu ihm hinginge.

Und sie ging. Er, der Vater, führte sie selbst hin.

Wie sie vor Léon trat, überfiel sie eine solche Scham, daſs sie den Mund nicht öffnen konnte, nur mit Mühe gelang ihr ein Lächeln. Als aber ihr Blick flüchtig die nie gesehene Pracht und Herrlichkeit der Gemächer Jungmanns streifte, als sie hörte, wie er ihr Schmeicheleien sagt und ihr die Cour macht, wie er ihr bald von dem, bald jenem anbietet, da faſste sie sich bald und wurde mutiger. Die weibliche Natur überwand bald die erste Schüchternheit und in kurzer Zeit fühlte sie sich hier zu Hause. Die glänzenden Bilder mit schönen nackten Weibern, die riesigen Spiegel an jeder Wand, das niedrige, breite, eiserne Bett, bemalt mit verschiedenen Blumen, mit weiſsen duftenden Kissen und einer blauseidenen Decke, das alles bezauberte sie. Allmählich schien es ihr, daſs alles das nur für sie geschaffen, daſs sie, ihr Körper, ein Teil dieses Prunkes und Glanzes sei.

Léon betrachtete sie nur und mit Sachkenntnis analysierte er die Gefühle und Gedanken, die sie in diesem Augenblicke beseelten. Er sah ihre Zurückhaltung und Scham nach und nach schwinden, sah, wie die neuen Gegenstände auch neue Gefühle in ihr wachrufen. Das waren die Augenblicke, in welchen so manches Weib sinkt und fällt vor der Macht

und dem Glanze des Reichtums. Er bemerkte es ganz gut, daſs sie mehr den Glanz bewundert, als ihn selbst; er kam erst in zweiter Reihe, nur als der Besitzer von all' dem in Betracht, er wuſste aber, daſs es anders nicht sein könne, da, wo die Liebe gekauft wird.

„Nun, wie gefällt es Dir?" fragte er sie, sicher, daſs sie schon besiegt sei.

„Gut, besser als Du!"

Er schlug eine Lache an und küſste sie auf den Mund. Sie erschrak nur in der Seele vor diesem Kuſse, aber ihr Äuſseres zeigte kaum, daſs ihr dieser Kuſs unerwartet kam.

Und er plauschte unausgesetzt, fortwährend zeigte er ihr das und jenes, liebkoste sie beständig, so daſs sie nicht einmal Zeit hatte, zu sich zu kommen und recht zu bedenken, was mit ihr geschieht. Sie war ganz in seiner Macht, die Kraft ihres eigenen Willens verlor sie vollständig und es war ihr, als irrte sie auf den schönen Gefilden eines süſsen Traumes ...

Als sie diese Nacht nach Hause kam und ganz erregt sich auf dem Bette wälzte, ohne einschlafen zu können, schossen ihr Gedanken durch den Kopf, ähnlich denen, die sie nach dem Tode ihrer Mutter hegte. Wieso ähnlich? Damals war sie noch ein unerfahrenes Mädchen, das nur wie durch Nebel die Wonnen der Welt ahnte, und jetzt — angebetet, sich ihrer Schönheit bewuſst, mit ruhigem Herzen, das schon tief in das Wesen der menschlichen Natur gedrungen war und eine Wonne und Freude nach der anderen gleichsam als Obst kostete. Sie kehrte in Gedanken zu den Tagen ihrer ersten Liebe zurück. Ach! Was war das

für ein strahlender, seliger Glanz in ihrer Seele im Vergleich mit dem Schimmer, der heute ihre Augen blendet... Sie liebte jetzt einen andern Mann, aber in dieser Liebe war nicht jener überirdische Zauber, wie damals, als sie ihr Zugsführer liebkoste! Und es zuckte ihr der Gedanke durch den Kopf, daſs es etwas im Menschen gebe, was nicht mit Gold zu erkaufen sei, etwas Göttliches, was nur einmal das Herz beglücken kann. Dieser Gedanke vermochte sie aber nicht lange zu beschäftigen; er wurde immer bläſser, getrübt durch die Eindrücke der heutigen Erlebnisse, die noch zu neu und ungewöhnlich waren, als daſs sie neben sich den alten Erinnerungen Raum gewähren könnten... Und ihre Gedanken und Gefühle weiter betrachtend, entschloſs sie sich, ihre Entwickelung bis zu dem Zeitpunkte zu verfolgen, wo ihr die Mutter sagte, daſs sie heiraten muſs, sie konnte aber den Spuren dieser Entwickelung nicht folgen. Sie sah nur zwei Punkte deutlich und klar, zwei Kreuzungen, aber den geraden Weg zu ihnen konnte sie nicht finden. Der Bruch mit Josa Matijević kam plötzlich, stark, wie ein Büchsenschuſs, nichts konnte ihn aufhalten, er war aber auch so natürlich, so notwendig, daſs es anders nicht kommen konnte. Der zweite Fall aber, dieser zweite Seitensprung von dem Wege, auf den sie die Liebe des Zugsführers gebracht und fast ein Jahr lang geführt hatte, dieser Fall schien ihr nicht mehr so natürlich und notwendig. Sie wuſste noch nicht, was sie in die Arme Léons geschleudert. War es das Zureden des Vaters, Léons Reichtum, oder jene unbegreif-

liche Neugierde, die am tiefsten Grunde des weiblichen Herzens verborgen ist, oder das alles zusammen? Und wenn sie früher den Zugsführer nicht geliebt hätte, hätte sie das tun können, was sie gestern getan hat? Diese Frage schien ihr noch in dem ganzen Nachgrübeln die interessanteste zu sein und sie hat sich dieselbe hundertmal mit „ja“ und hundertmal mit „nein“ beantwortet. Die Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit dem Zugsführer gab ihr ein entschiedenes „Nein“ zur Antwort; die Erinnerung an den gestrigen Abend bei Léon antwortete ihr ganz anders. Endlich erkannte sie, daſs sie mit ihrer Seele und ihrem Herzen nicht im klaren sei, daſs es etwas Stärkeres gebe, was sie vorwärts drängt, und daſs sie sich dieser unbekannten Macht überlieſs wie ein Holzsplitter der Welle, die mit ihm ihr Spiel treibt und ihn jetzt dem Strande zu, dann wieder vom Strande wegträgt.

Mit diesem Gedanken schlief sie ein und als sie aufwachte, war die Erinnerung an den gestrigen Abend so süſs und teuer, daſs sie nicht recht wuſste, was sie wirklich erlebt und was sie bloſs geträumt hat. Und dies Wonnegefühl dauerte den ganzen Tag an und sie wartete mit einem unheimlich angenehmen Gruseln den Abend ab — und eilte zu Léon.

So verlebte sie den Winter; es war ein Leben, ähnlich einem glänzenden Feuerwerke, das gleich strahlend zu Anfang wie zu Ende ist. Wie damals in dem reinen Genuſse seliger Liebe, die nichts anderes als nur Gegenliebe suchte, so lebte sie jetzt in der Wollust des Körpers und des grenzenlosen Sehnens. Sie

hatte alles, was nur das Herz begehrte, sie kleidete sich wie kein anderes Mädchen im Dorfe, sie wuſste nicht, was heute und was morgen ist. Sie wuſste nicht, was Tage sind und was Nächte, sie lebte nur für die kurze Dauer des Abends, wenn sie sich so schön, als sie nur konnte, ankleidete und zu Léon ging; sie kannte nur die zügellosen Augenblicke, wenn sie seine durchwärmten, duftenden Zimmer betrat und, ihre junonische Gestalt aufrichtend, mit jenem unsagbaren Lächeln, das mehr in den Augen als auf den Lippen schwebte, in der Mitte des Zimmers stand und wie im Erstaunen leise, ganz leise lispelte: „Und wo bist Du?“ ... Und er hatte sich irgendwo versteckt, und sie muſste dann alle Zimmer abgehen, bis sie ihn fand. Dann wurde getollt und gelacht ohne Ende.

Jeden Sonn- und Feiertag brachte sie drei oder vier ihrer besten und hübschesten Freundinnen mit sich und dann feierten hier bei den Klängen der Zigeunermusik die Schönheit und der Übermut ihre Triumphe, wie sie nicht einmal die elysäischen Gefilde sahen.

Oh, du süſse Zigeunermusik, sorgenlos und schelmisch, süſs und ungestüm wie das ganze Zigeunerleben! Du weckst die noch schlummernden Leidenschaften, du entfachst sie zu mächtiger Lohe, halbverglommene Kohlen entfachst du aufs neue, bis sie zur Gänze durch ihre Glut verzehrt sind! Jetzt loderst du gleich einer Flamme und dann klagst du wie die Windsbraut um die frosterstarrten Lumpen des Zigeunerzeltes.

Und während die Mädchen, angefeuert durch die wilde Musik, jetzt schamlos, dann ver-

schämt — trotzig die verführerischen Formen ihres Körpers zeigten, während die angefachten Funken ihres trunkenen Geistes sprühten, tolle Lieder sich ihren jungen Kehlen entrangen, während sie die Bilder der schönen, halbnackten Weiber auf der Wand, die von den Wänden diesen Reigen anstarrten, nachahmten und verkörperten, betrachtete Léon mit noch zwei oder drei Freunden in gesättigter Ruhe die Bewegungen dieser jungen weiblichen Körper, die vor Leidenschaft dampften und vor Erregung und Müdigkeit sich rosig färbten. Seine Phantasie versetzte ihn in die vergötterte Stadt der „armen Löwinnen", der „Kameliendamen", es war ihm in diesem Augenblicke, als wäre er nicht im slavonischen Walde, sondern in „Nanas Boudoir".

Und der junge, hübsche Zigeuner Gjorgje, dem in den Augen, auf dem gelockten Haar und den Perlenzähnen eine letzte Spur der orientalischen Rasse haften blieb, geigt und geigt, als wollte er den letzten Blutstropfen seiner Geige einflößen. Wie trunken, wie verrückt hüpft er mit ihnen, rollt mit den Augen, zuckt mit dem ganzen Körper, und wenn der Kolo um ihn herum wogt, dann neigt er sich rasch und richtet sich wieder auf, so daſs Du nicht unterscheiden kannst, ob er den Tanz dirigiert, oder der Tanz ihn.

Während Léon mit kühlem Blicke die Schönheit der Tänzerinnen betrachtete und fachmännisch abwog, was an der, was an jener Schönes ist — hat die Liebe Gjorgjes Augen getrübt und er sah niemanden sonst auſser — Tena. Die Leidenschaft tobte in ihm und sie hätte

ihn vielleicht erstickt, wenn er die Geige nicht hätte, in die er das stürmische Feuer seines Herzens goſs; er wiegte sich auf der eigenen Musik, er hielt sich beim Tanze beständig in der Nähe Tenas auf, jetzt ausweichend, dann sich niederbückend, als wollte er, daſs sie auſser den zartesten Tönen seiner Geige auch das Flüstern seines Herzens höre:

Hör', die Saite — wie sie klingt,
und, mein Herz, hör' — wie es springt!

So sang und flüsterte er ihr leise zu.

Und sie hoch und stolz wie ein Hirsch, aufgeregt und rot, nach Rosen duftend, warf nur kurze Blicke Léon zu, um zu erspähen, welches der Mädchen er am liebsten betrachtet. Für sie war Léon so viel wie Gjorgje, denn sie wuſste nicht mehr, was Liebe ist. Sie war in jener glücklichen Stimmung, wo sie empfand, daſs sie jeder bewundert, daſs sie jeder liebt, und sie niemanden zu lieben braucht. Früher, solange sie noch liebte, genoſs sie die ganze Wonne und das ganze Glück der Liebe, aber auch die Qualen und Schmerzen eines liebenden Herzens; jetzt hatte sie nur das Erstere, das Letztere gab es für sie nicht mehr. Sie fühlte sich leicht wie ein Vogel; sie kümmerte sich nicht darum, daſs sie so viele begehren, daſs Léon öfters eifersüchtige Blicke auf sie wirft, das Gjorgje Haus und Weib verlassen hat und sie wie wahnsinnig umschwärmt.

„Seid alle so reich wie Léon, dann werde ich auch euch angehören!“ So etwas Ähnliches verklang in der Tiefe ihrer Seele, wenn sie be-

merkte, daſs sie ein Männerauge verlangend betrachtet. So wie sie einst von keinem andern als von dem Zugsführer hören wollte, so erfüllte sie jetzt immer bestimmter das Gefühl, daſs sie nicht nur einem Manne gehört, und dieser Gedanke wurde ihr täglich zugänglicher. Einem Manne anzugehören, wo sich ihr so viele anbieten, schien ihr ungerecht. Immer mehr schwand aus ihrer Seele die heilige Flamme, die das Bild des einzigen Mannes hütete, ein anderes Wesen nicht einmal in die Nähe zulassend. In ihrem Herzen, in ihrer Auffassung der Welt und des Lebens bereitete sich eine Wandlung vor, ihre Gefühle begannen in neuer Form zu kristallisieren, und diese Form schien ihr jetzt viel natürlicher als jene, da sie nur den Zugsführer geliebt hatte.

Diese neue Kristallisation ihrer Gefühle bemerkte auch Léon, denn er beurteilte nicht nur anatomisch die Schönheit ihres Körpers, sondern verfolgte auch genau die Entwickelung ihrer Gedanken und Gefühle. Obzwar sie untereinander immer vertrauter wurden, hatte er doch wahrgenommen, daſs ihre Sprache immer freier wird, daſs ihre Gefühle immer loser und wilder werden, daſs ihr mit jedem Tage mehr jene weichen, verschämten Ausdrücke verloren gehen, mit denen das Weib die Nacktheit ihres Körpers und ihrer Seele verhüllt. Ihm lag aber nicht viel daran; er war nicht in sie verliebt, sie war nicht sein Weib, sie war ihm gleich wie jede andere, mit dem Unterschiede allein, daſs die Schönheit ihres Körpers nicht nur seinen Augen, aber auch dem Geiste wohl tat. Er kümmerte sich auch

darum nicht, ob sie ihn liebt oder nicht; das war für ihn das Wenigste, wenn er nur wuſste, daſs er sie nach Herzenslust lieben könne.

„Hast Du mich wirklich gern?“ fragte er sie einst, ihren entblöſsten Nacken mit seiner weiſsen vollen Hand streichelnd.

„Was soll ich Dir nur sagen? Oft denke ich mir: schau, wie es bei ihm schön ist und wie es Dir bei ihm gut geht, und jener Soldat hat gar nichts gehabt und doch hatte ich ihn gern, ich weiſs selbst nicht warum... Mein Gott, wie war ich damals doch dumm!...“

Und wenn bei diesen Worten ein kaum merkbarer miſsmutiger Zug sich in seinem Gesichte zeigte, umarmte sie ihn, zog ihn an sich und flüsterte:

„Ich hab' Dich gern; geh, blick mir in die Augen, so, schön, — nicht wahr, daſs ich Dich liebe?“ — Und sie streichelte ihn, wie man einen Jagdhund streichelt, küſste ihn einigemal und brach in Lachen aus, nur damit das Gespräch bald zu Ende sei.

Er wuſste gut, daſs sie sein Geld liebt, seine schönen Zimmer und das stürmische, tolle Leben in diesen Zimmern, das betrübte und ärgerte ihn aber nicht, er wuſste, daſs er nicht ein einsames Veilchen gesucht hat, das er in seinen Garten übersetzen wollte, sondern eine Rose, die er an seine Brust befestigen will, auf daſs sie dufte und ihm wohl tue — wenn auch nur für einen Tag. Er hatte sie so gerne, wie das Land, in dem er jetzt lebte: er kam nicht nach Slavonien, um ewig da zu bleiben, um ein Glied dieses Volkes zu werden, um mit ihm zu atmen und auszuatmen; nein, er

kam, um das auszubeuten, was schön und wertvoll in diesem Lande ist, er kam, um sich in diesem Lande zu bereichern und wenn er sich bereichert, um dann zu sagen: Adieu, du schönes Land, ich brauche dich nicht mehr, ich gehe in mein Land, unter mein Volk, um das zu verzehren, was ich dir genommen!... Und eben so viel bedeutete für ihn auch Tena...

Tena erstrahlte zu dieser Zeit in der vollen Entfaltung ihrer weiblichen Schönheit; ihre Jugend und Schönheit hatten jenen höchsten Punkt erreicht, der nie wiederkehrt. Den Reiz ihrer jungen Kräfte vermehrte noch das sorglose Leben, das ausgewählte Essen, die Reinlichkeit — sie badete jeden Tag wie Léon — und ihre Schönheit schien nie verwelken zu wollen, wie jene Blume, die jeden Morgen schöner blüht.

Gjorgje war wahnsinnig in sie verliebt; mit dem Fanatismus eines Orientalen träumte er nur von ihr; sie war für ihn „süfser als die Manna des Himmels". Er wufste von jedem ihrer Schritte, er folgte ihr vom weiten, wenn sie zu Léon ging, und begleitete sie, wenn sie von ihm heimkehrte; wegen ihr schlug er jeden Tag sein Weib, die kleine Zigeunerin Maruša, die trotz allen Schlägen mit einer unauslöschlichen Liebe an ihm hing, an ihrem schönen Gjorgje.

Gjorgje konnte kaum den Sonntag erwarten, um wieder zu Léon zu gehen, um wieder zum Tanze aufzuspielen und den Kopf an Tenas Brust zu neigen, um wieder einmal die Wärme und den Duft ihres weifsen, üppigen Körpers zu empfinden.

In einer warmen Aprilnacht, als sie durch die leere Gasse vom Léon nach Hause ging, erklang plötzlich hinter ihr leise und gedämpft die Geige. Es war Gjorgje; vom genossenen Wein etwas erhitzt, entschloſs er sich ihr nachzugehen und begann ihr stürmische, leidenschaftliche Melodien zu spielen, solche Melodien, die er und sie bis dahin nicht gehört hatten. Geigend begleitete er sie bis zu ihrem Hause und trat mit ihr in das leere Zimmer ein, blieb in der Mitte stehen und spielte und das Instrument tollte und jubelte in seinen vom Fieber glühenden Händen, lachte und klagte von Liebe und Sehnsucht, Leidenschaft und Wehmut, und es schien, als wäre seine Geige selbst von diesem dämonischen Gefühle beseelt und hingerissen und als sehnte sie sich danach, durch Weinen und Gesang das auszudrücken, was nun das Herz in seinen Tiefen unausgesprochen birgt. Und Tena, mächtig ergriffen von dem Schwunge dieser wehmütig innigen Melodie, lieſs ihren Körper und ihre Seele auf den Flügeln seiner dämonischen Musik davontragen. Das Blut stieg ihr zu Kopfe, sie zitterte wie ein welkes Blatt, bis sie endlich dem Sturme und der Leidenschaft unterlag und Gjorgje krampfhaft an sich riſs, stürmisch, eindringlich, mit der ganzen Anspannung ihrer Kräfte. Die Geige schluchzte auf, wie ein aus dem Nest aufgescheuchter Vogel und entfiel seiner müden Hand...

Tags darauf, als Léon aufstand — er stand nie vor zehn Uhr auf — erwartete ihn schon ein Weib vor der Türe, das sich mit Gewalt in sein Zimmer drängte. Er, gut gelaunt wie

stets, empfängt sie scherzend. Das Weib scheint anfangs verlegen die Worte zu suchen, mit denen sie ihm das Geheimnis anvertrauen wollte, das schon das ganze Dorf kannte, daſs nämlich Gjorgje Tenas Haus verlieſs, als schon die Sonne ziemlich hoch stand.

„Da sehen Sie, wie sie Ihnen dankbar sind," sagte sie, wie ein seine Ware anpreisender Verkäufer, „und Sie zahlen ihnen doch, daſs der Kaiser nicht besser zahlen würde und da sehen Sie, was diese Unverschämten da auf Ihr Konto treiben! Ich komme Ihnen die Augen zu öffnen, auf daſs Sie sehen, wie Ihnen diese Zigeunerin Ihre Liebe heimzahlt!... Statt Sie auf den Händen zu tragen, Sie wie Gold und Seide zu schätzen, treibt sie sich herum wie eine Landstreicherin. Und wenn's noch mit jemand anderem wäre, aber mit einem Zigeuner! Na, da haben Sie halt keinen glücklichen Fang gemacht, aber wenn Sie mich hören wollten, würde ich Ihnen ein Mädel bringen — eine Perle..."

„Eine Perle!?... So wie Du eine bist und die Tena! Geh nur, von wo Du gekommen bist, meine Liebe, ich weiſs schon, was Du brauchst —: Geld, Geld, alle seid Ihr gleich, alle seid Perlen, aus trübem Glas erzeugt..."

Und das Weib bei der Schulter nehmend, öffnet er die Tür und führt es selbst hinaus.

Wenn ihn auch die Mitteilung des Weibes nicht besonders überraschte, hörte er doch ihre geschickt berechneten Worte nicht gerne, die auſser Tena auch ihn herabsetzten.

„Eine Perle — Perle!... Der Teufel weiſs, von wo dieses Volk noch die Poesie hernimmt!

Kommt zu mir, um mir ein Mädchen zu verkaufen und nennt es eine Perle; kommt, um ein Mädchen zu besudeln, und das andere bietet es mir an; das eine ist eine „Landstreicherin", weil es schon verkauft ist, und das andere ist eine „Perle", weil es erst verkauft werden soll..."

So sprach Léon zu sich selbst. Und diese „Perle", die ihm das Weib angeboten hatte, war ihre eigene Tochter. Es hat nicht gelogen, ihre Tochter war wirklich noch eine Perle, denn sie hat eben erst das fünfzehnte Jahr erreicht.

Als Léon abends aus dem Walde nach Hause kam, fand er auf dem Tische einen Bogen Papier. Im ersten Moment sah es aus, als hätten Kinder mit Bleistift den weifsen Bogen bekritzelt, bei einiger Aufmerksamkeit aber sah man, dafs es Bilder und Verse sind. Diese Bilder und Verse stellten dar und besangen zottig, spöttisch und boshaft Gjorgjes Liebe, seit dem Augenblicke, da der Zigeuner die Geige in die Hand nahm, um aufzuspielen und verlangend Tena ansah, bis zu der Nacht von gestern... Sowohl Bilder als Verse waren voll des boshaftesten volkstümlichen Humors, so dafs Léon selbst lachen mufste.

„Da, nimm Dir das und lass' es Dir einrahmen, als Andenken," sagte er bissig zur Tena, als sie in das Zimmer trat.

Sie errötete, ihre Augen blicken auf und wütend packte sie mit der vollen Faust das Papier. Sie hatte schon gehört, dafs sie bei Léon etwas erwarte, nur wufste sie nicht, was es sei. Auf den ersten Blick erkannte sie die

Schrift jener Freundinnen, die mit ihr zusammen zu Léon kamen.

„Schau', diese Bestien! Sie wollen mich bei Dir anschwärzen, und wenn jemand über ihre Sünden schreiben wollte, würden drei dicke Bücher nicht hinreichen. Da hast Du, behalte sie Dir, wenn sie Dir lieber sind!...“ Und das Papier zusammenknitternd, warf sie es Léon zu Füfsen und verliefs stolz das Haus.

Nach dieser Begegnung sahen sie sich drei Tage nicht: sie wollte, dafs er sie rufe, und er wieder, dafs sie selbst reumütig zurückkehre. Den dritten Tag konnte sie nicht mehr widerstehen; erstens deshalb, weil sie schon zu gewohnt war den Abend bei ihm zuzubringen, und dann, weil sie sich fürchtete, dafs er sie gegen eine andere eintauschen könnte. Und das kränkte sie am meisten; es schien ihr, dafs sie es nicht überleben könnte, dafs statt ihr eine andere alles das Gute bei Léon geniefse, die schönen Stunden der Dämmerung und der Wonne in Léons Armen und sich dann rühme, dafs sie sie aus den eleganten Zimmern herausgedrängt habe. Dafs Gjorgje bei ihr war, das tat ihr am wenigsten leid; es war ihr, wie wenn an einem sonnigen Tage plötzlich ein Regenguls niedergegangen und sie dabei nafs geworden wäre, bevor sie die Strafse überschritt. Ist es denn ihre Schuld, dafs sie gerade im offenen Felde war, als der Regen am heftigsten prasselte, kann sie denn dem Regen befehlen!?... „Ich habe gefehlt — ja, es war nicht das erstemal und nicht das letztemal,“ war ihre Schlufsfolgerung.

Als Léon am dritten Tage etwas später aus dem Wirtshause nach Hause kam, fand er sie in seinem Zimmer, anscheinend böse, in Wirklichkeit aber konnte sie sich kaum des Lachens enthalten und versteckte sich beständig unter die Bettdecke. Er dachte diesen Tag schon daran, daſs er mit ihr brechen werde; wie er sie aber jetzt nach drei Tagen schöner als je sah, verführerisch, frisch, war ihm zu Mute wie damals, als er sie zum erstenmale sah, er vergaſs alles und verlangend pflückte er heiſse Küsse von ihren verlockenden Lippen, liebkoste sie stürmischer als am ersten Abend ... Es schien ihm sogar, daſs sie ihn jetzt mehr liebt, daſs sie glücklicher ist als früher.

Das waren Augenblicke, von denen man sagt, daſs die Sonne nach dem Regen glänzender strahle, als vor ihm. Aber auch sie währten nicht mehr lange, denn die Firma, bei der Léon angestellt war, kaufte an der Drau einen groſsen Eichenwald und Léon erhielt den Auftrag, so bald als möglich dorthin abzugehen.

Tena erblaſste bei dieser Nachricht, die selbst Léon ziemlich unerwartet kam. Die letzten Tage verlieſs sie ihn gar nicht, um nur dieses herrliche Leben zu verlängern. Bis dahin hatte er sie nicht traurig gesehen und bemerkte erst jetzt, daſs ihre schlanke junonische Erscheinung die erhabene Ruhe der Trauer besser kleide, als die wilde Freude. Eine vollendete Schönheit darf nicht die Spuren alltäglichen Lächelns an sich tragen. Die feierliche Ruhe ihres ganzen Wesens rührte ihn und weckte das Bedauern in ihm; unwillkürlich kam ihm auch der Gedanke, daſs dieses Wunder von Schönheit an-

dere Hände umarmen, andere Lippen küssen werden.

„Was wird aus Dir werden, wenn ich fortgehe?“

Sie antwortet nicht, sieht ihn nur an und zuckt mit den Achseln.

„Wird es Dir leid tun, bis ich nicht mehr hier sein werde?“

Auch jetzt antwortet sie nicht, aber ihr unwiderstehlicher, träumerischer Blick sagt, daſs sie es bedauern werde.

„Es wäre am besten, wenn Du heiraten würdest.“

„Das wäre wohl das Beste, wenn ich nur könnte. Wenn Du wüſstest, was das heiſst, nach solch' einem Mädchenstand zu heiraten, würdest Du mir das gar nicht anraten.“

„Du denkst doch nicht daran, immer Mädchen zu bleiben; Du wirst ja auch nicht immer jung sein?“

„Das ist eben das Böse; deshalb werde ich leben und genieſsen, solange ich jung bin.“

„Und wenn Du heiratest, und ich zufällig wieder herkomme — — —“

Bei diesen Worten erglüht ihr Gesicht, wie das eines Kindes.

„Dann werden wir uns sehen, werden uns treffen . . .“

„Und Dein Mann? . . .“

Tena lächelt wunderlich und zuckt mit den Achseln.

So schieden sie von einander. Beim Abschiede erglänzten Tränen in ihren Augen und sie küſste ihn dreimal auf der Schwelle, lebhaft, feurig, wie noch nie bis zu diesem Au-

genblicke, dann entfernte sie sich mit festen, schnellen Schritten, ohne sich noch einmal umzusehen. — — —

Den dritten Tag nach seiner Ankunft an der Drau erhielt Léon einen Brief von Tena, in dem sie klagt, wie sie vor Sehnsucht nach ihm verschmachte, während ihn vielleicht schon andere Hände streicheln und liebkosen. Sie schrieb ihm, so wie es beim Volke üblich ist, in Versen, sehnsuchtsvoll und zart, als sprösse ein Volkslied aus ihrem Herzen. Ihr Leid konnte sie nicht besser zum Ausdruck bringen, als durch ein wehmütiges Liedchen.

Oh! Du slavische Poesie, du weiches slavisches Herz! Wer vermöchte heute zu sagen, ob du einmal die Welt regieren wirst, oder ob du bis in die Ewigkeit über der heimischen Scholle nur von deiner Gröfse und Genialität träumen wirst!

So dachte Léon, nachdem er das traurige, aber herzliche und tiefempfundene Liedchen gelesen, in dem Tena all' ihrem Leid und Verlangen, all' ihrem Sehnen und ihren Wünschen, all' der Trauer ihres Lebens Ausdruck geliehen ...

III.

Die ersten Tage nach Léons Abreise beschäftigte sich Tena damit, die Kleider und die Wäsche, die sie im Laufe des Jahres von Léon erhalten, zu ordnen; bis dahin wufste sie noch gar nicht recht, was sie alles besitzt.

Als sie alles geordnet und das Geld noch einmal gezählt hatte, wurde es ihr leichter ums Herz, denn sie hatte von allem für ein ganzes Jahr genug. Das war Trost für sie, die erste Entschädigung für Léons Verlust.

Auch ihr Vater kehrte aus dem Walde heim; mit Léons Abgang hörte auch sein Dienst auf, und es war solch ein angenehmer Dienst, dafs sich Jerko Pavletić keinen besseren wünschen konnte. Fisolen, Kukuruzbrot und Speck gab es im Walde genug und mitunter gab's auch Wein, Schnaps und Tabak. Jetzt begann sich Jerko in dem leeren Hause umzuschauen; die Glocke im Walde rief nicht mehr zum Essen, aus dem Herrenhause wurden keine Schüsseln mit ausgiebiger Kost mehr herübergetragen ... An Tena hatte er schon fast vergessen und sah sie jetzt etwas mürrisch an, wie wenn sie daran schuld wäre, dafs die guten Zeiten für ihn bereits aufgehört hatten. In den ersten Tagen irrte er noch wie im Halbschlafe herum; das bisherige Leben konnte er noch nicht vergessen und an das neue konnte er sich nicht gewöhnen; er zog aus einem Wirtshaus in's andere, immer noch hoffend, dafs ihm jenes gute Leben plötzlich wieder in den Schofs fallen werde. In den Wirtshäusern wurde er aufgezogen, wo sein „Schwiegersohn" sei und wie es ihm jetzt ohne „Schwiegersohn" gehen werde. Und er nickte nur niedergeschlagen mit dem Kopfe und dachte bei sich, dafs es nie mehr ein solches Leben geben werde, nie mehr einen solchen „Schwiegersohn" ... In wenigen Tagen hatte er auch den letzten Kreuzer verklopft und fing nun

an, in Tena zu dringen, daſs sie ihm Geld gebe. Anfangs gab sie ihm wirklich etwas, nur um ihn loszuwerden; als er aber sie täglich zu plagen begann, entzog sie ihm ihre Hand zur Gänze. Jetzt blieb Jerko nichts anderes übrig, als zu überlegen, wie er zu Geld käme. Von ernster Arbeit war bei ihm keine Rede mehr; dieser Mensch, der nicht für Weib und Haus zu sorgen hatte, wurde ganz faul und verwahrlost. Da bietet ihm sein Nachbar, ein böhmischer Ansiedler, hundert Gulden für eine Wiese von fünf Joch an. Jerko, ohne lange zu überlegen, verkauft die Wiese. Es blieben ihm noch acht Joch und das Haus. Pferde und Kühe verkaufte er gleich nach dem Tode seines Weibes. Während er bei Léon im Walde arbeitete, kümmerte er sich gar nicht um sein Feld, er ackerte und säete nicht, und das Feld wurde immer mehr von allerlei Unkraut überwuchert. Steuern hatte er schon seit drei Jahren nicht gezahlt, und da er auch jetzt nichts abzahlen wollte, so wuchs die Steuerschuld immer höher an. Solange noch etwas von den hundert Gulden vorhanden war, verlieſs er nicht das Wirtshaus. Aufser etwas Kleidung und Beschuhung, die er sich anschaffte, hat er alles übrige vertrunken. Und als auch der letzte Kreuzer fort war, ging er selbst einen Käufer suchen, um auch noch das Feld zu verkaufen. Einen Käufer fand er, kam mit ihm zur Gemeinde, um den Kauf abzuschlieſsen, — es wurde ihm dies aber wegen der groſsen Steuerschuld nicht erlaubt.

Solange die Genossenschaft bestand, war es nicht schwer, 50 bis 100 Morgen Land an-

zubauen, als aber die Genossenschaft aufgelöst wurde, kamen 15 bis 20 Morgen Grund auf den Einzelnen und es begann allmählich der Ruin. Steuern und Nebensteuern für den ganzen Grund mußten gezahlt werden und ein einzelner Mensch konnte auch mit bestem Willen nicht einmal die Hälfte des Grundes bebauen. Der Boden blieb öde und unbebaut; die Felder überwucherte Hollunder- und Stachelbeerengesträuch, der Boden verwilderte immer mehr, und trotzdem er nichts abwarf, mußten für ihn Steuern gezahlt werden.

Und so stellte sich die Krisis ein, welche die scharenweise Ansiedelung der Böhmen in Slavonien zur Folge hatte.

Jerkos Grund kam zur Versteigerung und da er nicht verkauft werden konnte, verpachtete ihn die Gemeinde, um die Steuerschuld durch die Pacht wenigstens teilweise hereinzubringen. Jetzt hörte Jerko auf der Herr seines Bodens zu sein; er konnte ihn nicht verkaufen und auch nicht bebauen. Das hübsche Häuschen mit dem Obstgarten, in dem er und Tena aufgewachsen waren, war nicht mehr sein, er durfte keine Zwetschke und keine Birne mehr von den Obstbäumen pflücken, die seine Väter gesetzt und gepflegt hatten...

Tena wußte vielleicht von allem dem und vielleicht wußte sie auch nichts, sie kümmerte sich nicht darum; was geht sie denn das an, ist denn das ihre Sache? Nicht einmal die Weiber kümmern sich um die Wirtschaft, warum sollte sie, als Mädchen, es tun? Nur ihre Mutter war so närrisch, und deshalb ging sie auch vorzeitig ins Grab!...

Der Vater kümmerte sich nicht um sie und sie nicht um den Vater; er sah sie an, als wollte er sagen: „Ich hab' für Dich früher gesorgt, jetzt sorge Du für mich;" und ihre Blicke antworteten ihm: ‚Du bist ein Mann, kümmere Dich selbst.'

Wenn sie sich so angesehen hatten, gingen sie schweigend auseinander, jeder seines Weges. —

Tena war's langweilig, furchtbar langweilig. Vor kurzem noch hat sie die Nächte durchwacht und den Tag sorgenlos verschlafen, und jetzt mufste es umgekehrt sein. Etwas ging ihr ab, etwas trieb sie aus dem Hause, — wohin soll sie aber gehen? Das war nicht der Schmerz, den sie nach dem Fortgehen des Zugsführers empfunden; jener Schmerz verlangte nach Einsamkeit, auch ohne ihn lebte und sprach sie mit ihm; jetzt war's ihr aber ganz anders. Damals, wenn sie sich lebhaft den Zugsführer und seine Liebe vorstellte, strömte eine beseligende Wonne durch ihr Herz, ihr Auge wurde feucht und ihre Seele erleichtert; und jetzt — wenn sie sich der in Léons Wohnung verbrachten Stunden erinnert, zieht ihr ein eigenartiger Schmerz das Herz zusammen, der bald in Ärger und Bosheit übergeht, und statt der Tränen fühlt sie eine Wut im Herzen, dafs sie alles um sich herum zerreifsen möchte. Damals hat sie himmlische Wonnen verloren, jetzt die irdischen.

Zehn Tage hielt sie diesen Kampf aus; endlich entschlofs sie sich plötzlich, dafs sie diese Qual betäuben mufs, sei es auf welche Art immer.

„Wenn ich neben Léon den Zugsführer vergessen konnte, werde ich auch Léon neben einem andern vergessen . . .“

Und jene ihre Empfindung, dafs es nirgends geschrieben steht, dafs sie nur einem einzigen Manne angehören soll, fing jetzt erst feste Wurzeln in ihr und schien ihr eine wahre Erlösung zu sein.

Aber wie, wohin? Die jüngeren Kaufleute und Geschäftsführer, die auch ihre Liebsten wie Léon hatten, begannen schon langsam abzureisen, da die Waldarbeiten mit Ende April beendet werden; über den Sommer bleiben nur einzelne Aufseher da und die sind meistens verheiratet und wohnen fast alle im Walde. Sie müfste bis November warten, wo die Waldarbeit wieder beginnt; wer weifs, vielleicht würde sie wieder einen Liebhaber, wie Léon war, finden; wie soll sie aber drei bis vier Monate warten? Sie müfste verrückt werden, bliebe sie so einsam! . . . Wohin also, wen soll sie suchen? Schwer würde es ihr nicht fallen einen Liebsten zu finden, das ganze Dorf schaut ihr ja nach, sie brauchte nur zu wählen. Aber wen? Ein armer Kerl, der selber nichts hat, der ihr nichts geben, nichts kaufen könnte, was soll ihr so einer? Dann fängt sie an, alle verheirateten Männer aufzuzählen, — die Burschen hat sie gar nicht in Betracht gezogen, denn die sind noch nicht die Herren im Hause — und da sie alle Revue passieren liefs, fand sie, dafs Josa Matijević der passendste wäre. Er ist genug vermögend und sein Weib Ivka ziemlich garstig, denn er hat sie nur aus Trotz gehei

ratet, nur um Tena zu zeigen, daſs er auch auſser ihr noch ein Mädchen bekommen kann.

„Richtig!“ denkt sie dann, „und Gjorgje, der in mich ganz vernarrt ist, Gjorgje, der jeden Sonntag ein hübsches Geld für sein Geigen zusammenkriegt? ... Er ist zwar ein Zigeuner, was liegt aber daran, wenn er hübsch ist? Selbst Léon hat ihn um seine Schönheit beneidet. Ein Zigeuner ist er, aber Geld hat er ... Und dieses Geld soll jetzt mein werden, und Maruša, die kleine Zigeunerin, soll vor Ärger springen! Ja, so wird's am besten sein — Josa und Gjorgje! Josa wird mich aushalten und Gjorgje wird mir Geld geben!“

Und dabei lächelte sie, wie wenn sie sich des glücklichen Einfalls freuen würde. Unwillkürlich schaute sie in den Spiegel, ohne zu wollen, löste sie das Tuch am Halse und entblöſste die volle, warm atmende Brust. Und wieder lächelte sie sich selbst an; von ihrer eigenen Schönheit berauscht, sieht sie sich von allen Seiten an, als hätte sie sich in die eigene rosige Haut verliebt ... Solange sie Léon angehörte, hatte sie sich nie so in sich selbst verschaut. Damals hatte sie, was sie wollte, deshalb kümmerte sie sich nicht darum, ob sie schön sei oder nicht, jetzt war es notwendig, daſs sie sich mit ihrer eigenen Schönheit beruhige, denn auſser dieser hatte sie nichts anderes. Und so ihren üppigen Körper betrachtend, war sie ganz zufrieden und glücklich und begriff erst, warum sich die Burschen so verlangend nach ihr umschauen, warum Léon so oft seine Blicke auf ihren Reizen haften lieſs,

warum er ihren festen Nacken so gierig, leidenschaftlich bifs und küfste.

Dieser wunderbare Körper wird jetzt dem Josa und Gjorgje gehören; dem Josa, den sie vor zwei Jahren nicht ansehen konnte, der ihr zuwider war wie unreifes Obst. Ob es ihr leid tut? Warum sollte es ihr leid tun, wenn sie nach dem Zugsführer so wie so niemanden mehr liebte? Aber in der Tiefe der Seele mufs sie sich zugestehen, dafs ihr der feurige Gjorgje besser gefällt, als der elegante Léon. Der Unterschied der Stellung, Bildung und der Lebensweise zwischen ihr und Léon hat sie von ihm eher abgestossen, als angezogen.

Wenn sie jetzt Léon in Josas und Gjorgjes Umarmung sehen würde, was würde er sagen, ob es ihm leid täte? Nein, es würde ihn nur unangenehm berühren, gerade so, als sähe er eine Statue von Canova in einer rauchgeschwärzten Bauernküche. Er würde nicht sie bedauern, sondern nur das, was schön an ihr ist — und warum sollte sie es bedauern, sie, die besser das unbändige Feuer Gjorgjes, die einfachen Worte Josas versteht, als Léons Vergötterung „des Schönen" an ihrem Körper? Die Empfindung „des Schönen" erzittert manchmal auch in ihrer Seele, aber ihre Seele war schon ein verwilderter Blumenbusch, aus dem mehr Dornen als Blüten sprieſsen. Und was nützt ihr das, wenn sie den schönen Körper hütet? Wer würde sie verstehen, würde sie vielleicht jemand eher heiraten? Würden sie nicht die Leute auslachen, dafs sie wahrscheinlich niemand mehr mag? Das wäre für sie ärger, als

wenn sie sich lebendig begraben liefse. Sie erschauerte bis an den Grund ihres Herzens bei dem blofsen Gedanken, dafs sie niemand mögen könnte. Sie erinnerte sich der triefäugigen Stana und ihrer wimperlosen Augen; und man erzählt, dafs sie noch vor sechs Jahren eine bekannte Schönheit war. Sie erinnerte sich auch der Rosa Ljubić, der an der Stirne und Nase handgrofse Narben nach Geschwüren blieben, so dafs ihre Haut wie gespannt und vom Feuer versengt schien — und doch war sie einst die Liebste eines grofsen Herrn gewesen — und dann die Kaja Apić... Sie erbebte bei dem Gedanken, wie sich jetzt jeder von ihnen abwendet, wie sie jeden anekeln — und einst verlangte nach ihnen das ganze Dorf!... Ein furchtbares, unheimliches Gefühl beschlich sie, und es wurde ihr erst leichter, als sie wieder in den Spiegel geblickt hatte. Mit diesem Blicke verschwand auf einmal alles Schreckliche und in ihrer Seele erstrahlte wieder das üppige, ungebundene Leben, so üppig wie ihre ganze Erscheinung... Ja, aber das Gebot Gottes sagt: „Du sollst nicht begehren deinen Nächsten," und wer ihn begehrt, begeht eine Sünde — so hat sie gelernt, als sie noch gar nicht den Sinn dieses Gebotes verstanden hat. Das war vielleicht einmal, wie die Welt noch anders geartet war, aber heute, wer möchte noch diese Sünde beachten. Heutzutage wirbt niemand mehr um seinen Liebsten oder um seine Liebste aus reiner Liebe, heutzutage sind wir nicht so glücklich wie die Himmelsvögel, die nicht um das tägliche Brot sorgen müssen; und wenn der Mensch, der Mann, auf alle

mögliche Art kämpft, um ein hübsches, junges, reiches Weib zu bekommen, ein Weib, mit dem er am schönsten und am besten wird leben können, warum sollte dasselbe Recht nicht auch dem armen Weibe zugestanden werden, das nichts anderes besitzt, als ihre Schönheit? Warum sollte es nicht — wenn auch fremde Männer nehmen — um sich zu erhalten? Das eine tut es so, das zweite anders, welche Gelegenheit sich dem oder jenem bietet. Das eine heiratet, denn es fühlt etwas in sich, was es dazu drängt; das andere zieht es vor, im fremden Nest zu stehlen, und wieder nur deshalb, weil ihm die Natur etwas gab, was es dazu drängt! Ivka mufste heiraten, denn wer hätte sich sonst um so ein kleines Weib geschert, mit blutlosen Wangen und von armseligem Aussehen, trotz allen Dukaten, die es um den Hals trug ... Ja, Ivka mufste heiraten, aber ich, mit diesem Gesicht, mit diesem Körper ... Solche Gedanken regten sich und summten der unglückseligen Tena im Herzen und im Kopfe und wie jeder, der sich in einer Zwangslage befindet, glaubte auch sie, dafs ihre Gedanken die richtigen seien, dafs es anders nicht möglich, dafs nur darin ihre Erlösung sei. Ohne Glauben, ohne Erziehung, verwahrlost, irrte sie so furchtbar und albern.

Am Pfingstsonntag wurde vor dem Wirtshause Kolo getanzt; diesmal war der Kolo grofs wie selten sonst, denn es folgten zwei Feiertage nacheinander. Gjorgje spielte wie gewöhnlich und sah beständig hinüber nach einer Gruppe von Zuschauern, in der auch Tena war. Sie war so hübsch gekleidet, wie er sie

noch nie gesehen; das erhitzte Gesicht zeigte jeden Augenblick einen andern Ausdruck, denn sie konnte sich noch nicht entschliefsen, ob sie in den Kolo hineinspringen soll oder nicht. Solange sie Léons Geliebte war, kam sie selten zum Kolo und hatte sich schon das Tanzen abgewöhnt. Aber heute, bei der schönen Witterung und unter Gottes freiem Himmel lockte sie der Tanz und mit Freuden wäre sie mitten in den Reigen hineingesprungen, schon deshalb, weil sie sich nicht freuen konnte, dafs sie dafür bei dem freigebigen Léon Entschädigung finden werde wie einst. Aber sie schämte sich und fast verdrofs es sie schon, dafs sie sich von den ländlichen Unterhaltungen fern gehalten habe. Sie zog es vor, die Zeit in Léons Zimmern als in der dumpfen, vom Schweifsgeruche durchtränkten Atmosphäre der Tanzstube zu verbringen. Endlich entschlofs sie sich doch, näherte sich dem Kolo und wartete, bis Josa Matijević in ihre Nähe kam; und wie er zu ihr kam, drängte sie sich in den Reigen und fafste seine Hand. Ihm kam das so unerwartet, wie wenn er mit blofsen Füfsen auf eine Schlange getreten wäre; seitdem er verheiratet war, hatten sie sich nicht gesprochen, er konnte es ihr nicht verzeihen, dafs sie ihn so betrogen und wegen eines Fremden, des Zugsführers, ihn verlassen hatte. Und jetzt hielt sie ihre Hand so plötzlich um seinen Leib umschlungen. Er erzitterte, wurde rot im Gesicht und hätte ihr am liebsten ein Schimpfwort, eine Schmähung ins Gesicht gesagt, aber der Zauber ihrer Schönheit, die Vornehmheit ihrer Erscheinung erstickte ihm das Wort im

Munde und er sah sie nur mit rachsüchtigen Augen stumm von der Seite an.

„Was bist Du so steif geworden, wie ein hölzerner Heiliger?“ flüsterte sie ihm halb lächelnd zu.

Er wuſste wieder nicht, ob er sie von sich stoſsen, daſs sie bis unter die Zuschauer zurücktaumeln würde, oder ob er wie verrückt aufjauchzen und aufspringen sollte.

Und während des ganzen Tanzes stichelte sie ihn mit ihren Bemerkungen, daſs ihm Schweiſstropfen auf der Stirne standen, das Blut sauste ihm im Kopfe und in den Füſsen und er drehte sich wie betrunken im Kolo herum, ohne zu wissen, ob er allein vorwärts geht, oder ob er von dem Reigen gezogen wird.

Auch die Klänge der Geige Gjorgjes, der sich ihnen gleich genähert hatte, quitschten ihm so eigenartig in den Ohren, als würde in seinen Augen und Ohren alles, was um ihn herum war, durcheinanderfluten. Und als der Reigen zu Ende war, da wuſste er nicht, ob er bei ihr stehen bleiben, oder ob er sie verlassen solle, um sie nicht mehr anzusehen.

„Ach, wie bin ich müde! Gib mir Dein Taschentuch, damit ich mich abtrockne,“ sagte sie zu ihm, als wenn sie seine Schwester oder Frau wäre, und fächelte sich mit seinem Taschentuche, das sie ihm aus der Weste herausgezogen, Kühlung zu.

„Was hast Du da für ein Taschentuch?“

„Gib mir ein besseres!“

„Ich werde Dir schon eins geben . . .“

Da kam Gjorgje und bot ihr ein Glas Bier an; sie nahm es, trank es zur Hälfte aus und

die zweite Hälfte reichte sie Josa. Josa sah sie verwirrt an, dann neigte er das Glas und leerte es bis auf den letzten Tropfen.

Und seit diesem Augenblicke gehörte er ihr, als wenn er aus diesem Glase ihre Seele in sich hineingesogen hätte; er spürte auf dem Glase den Hauch ihres Lebens, aus dem Taschentuche wehte ihm der Schweifsgeruch ihrer Wangen und ihres Halses entgegen, auf den Hüften brannte die Berührung ihrer Hand wie Feuer.

Als der Reigen sich auflöste, flüsterte sie ihm zu:

„Wann werden wir uns sehen?"

„Morgen . . ."

„Warum nicht schon heute?"

Und sie sahen sich noch an demselben Tag, an demselben Abend.

Am nächsten Tag bewirtete sie ihn nicht mehr mit Bier und Wein, aber er sie; und Gjorgje, als hätte er nie ihren Körper berührt, erzitterte bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem ihrer Worte, sie überall mit Blicken und Schritten begleitend.

Von diesem Tage an verwirklichte sich das, was sie sich in der Seele vorgenommen. Josa und Gjorgje teilten ruhig ihre Liebe unter sich, denn sie wollte es so; es schien, als wäre sie ihre Schwester, die von ihren Brüdern geliebt und beschenkt wird. Sie kannten nie jenes Gefühl, das mit unwiderstehlicher Gewalt ein Wesen nur für sich verlangt, ein solches Gefühl ist nur bei Völkern entwickelt, die sich noch in dem Stadium einer gewissen Wildheit befinden, oder aber auf einer höheren Kulturstufe

stehen; jener Teil der Menschheit, der zwischen diesen zwei Polen steht, ist nicht fähig, den Zauber des absoluten Besitzes der andern Hälfte des menschlichen Geschlechtes zu verstehen. Einerseits entfernte er sich weit von jener tiefsten Stufe des menschlichen Zustandes, deren Leben sich mit jenem des Tieres berührt, und anderseits erreichte er noch nicht jenes Feingefühl, das in der Ehe etwas Erhabenes und in einem schönen Weibe einen Diamanten sieht, der nicht genug gehütet werden kann.

Josas Weib, Ivka, widersetzte sich nicht viel dem Verhältnisse ihres Mannes mit Tena; es gefiel ihr zwar nicht, aber ein solches Verhältnis war nichts neues im Dorfe, denn fast jedes Weib hatte dort ein Nebenweib, das von ihr weder für ein Hindernis noch für eine Zerstörerin des Familienglückes angesehen wurde. Es ist besser, wenn er mit Tena hält, als mit einer, die hundertmal schlimmer wäre. Dann wufste sie auch, dafs Josa früher um Tena geworben hat, bevor er sie heiratete, und wufste auch das, dafs sie, was Schönheit anbelangt, sich bei weitem mit Tena nicht messen könne. Überdies trug sie eben zu der Zeit ein Kind unter dem Herzen und das machte sie noch garstiger: ihre Gesichtsfarbe war gelblich, die Lippen blafs und geschwollen, die Augen und Nase schienen sich verengt und in die Länge gezogen zu haben.

Tena verbrachte die Zeit meistens bei Ivka, dort speiste sie und trank und nach Hause kam sie nur selten. Sie war die eigentliche Herrin im Ivkas Hause, denn alles mufste so

geschehen, wie sie es wollte. Ivka, obwohl guter Hoffnung, mufste sie bedienen, mufste sie fragen, was heute und was sie morgen kochen solle. Josa vernachlässigte jetzt ganz sein Weib, er gab ihr verschiedene garstige Namen und Ivka mufste Tena bitten, dafs sie sie vor Josa schütze und mufste auch bitten, sie möge ihn bewegen, ihr ein Tuch oder sonst was Notwendiges zu kaufen.

„Und jetzt wird noch das Kind kommen, und er kümmert sich um nichts!" seufzte Ivka.

„War das aber auch ein Einfall, ein Kind zu haben?! Jetzt siehst Du, was das für eine Plage ist!" zuckte Tena mit den Achseln.

„Ich wollte nicht, aber man hat mir gesagt, dafs ich nach der Geburt stärker und voller sein werde; jetzt war ich immer so schwach und mager."

„Wer weifs das, jetzt kannst Du noch mehr mager werden."

„Ich glaube nicht. So hat mir wenigstens die eingewanderte Böhmin drüben gesagt. Sie war auch so mager wie ich, und schau nur, wie sie jetzt ist, und sie hat schon neun Kinder gehabt..."

„Gott behüte!" bekreuzt sich Tena lachend.

„Sie sagt, dafs bei ihnen in Böhmen es kein Weib gibt, das nicht sechs, bis sieben Kinder hätte, und bei uns ist es schon eine Strafe Gottes, wenn das vierte kommt."

„Und was wäre es auch sonst, als Gottesstrafe?"

„Das hab' ich ihr auch gesagt; ich sagte, dafs sie deshalb auswandern und zu uns zie-

hen müssen; sie sagt aber, daſs es für uns eine gröſsere Schande sei, daſs wir unser Land nicht selbst bebauen können und meistens nur deshalb, weil wir keine Kinder haben."

„Weiſst Du, ein oder zwei Kinder — daraus möchte ich mir auch nicht viel machen, wenn nur dieses Gebären nicht wäre! Und wenn Du es schon zur Welt bringst, so soll's wenigstens rasch wachsen. Aber so plagst Du Dich fünf, sechs Jahre mit dem ersten, dann mit dem zweiten, dann mit dem dritten, und auf einmal bist Du alt — was ist das dann für ein Leben?..."

„Dafür wird's ihr aber auf ihre alten Tage besser gehen," sagt die Böhmin.

„Besser, ja! Jetzt kümmern sich gerade die Kinder um ihre Eltern! Ich kann das nach mir selbst beurteilen!... Ich glaube, daſs gerade Beránek mir einmal gesagt hat: Einer Mutter ist es leichter, zehn Kinder, als diesen Kindern, wenn sie erwachsen sind, eine einzige Mutter zu versorgen. Solange es gut geht, solange ehren die Kinder ihre Eltern und die Eltern ihre Kinder, wenn's aber einmal schlecht wird — dann sorgt jeder für sich! Léon erzählte mir, daſs auch dort bei ihnen die Weiber nicht viel Kinder gebären: zwei, höchstens drei, und das tun sie deshalb, weil sie dafür halten, daſs es besser ist nur zwei Kinder zu haben und mit ihnen im Wohlstand zufrieden zu leben, als wenn man ihrer sieben und acht hat und mit ihnen betteln gehen muſs. Er sagt, daſs es bei ihnen keine Armen gibt; wie viele sterben, so viele werden geboren, und

es bleibt immer den Kindern, was ihre Väter und Grofsväter erworben haben."

So wie Ivka und Tena, so lebten auch Josa und Gjorgje gut zusammen, wenn nur Maruša nicht gewesen wäre! Sie war der Dorn, der beständig in Gjorgjes und Tenas Leben stach. Kaum dafs sie Gjorgje in der Hoffnung, dafs sie ihn jetzt für einen Monat in Ruhe lassen werde, durchgeprügelt hatte, war sie schon in einer halben Stunde wieder hinter ihm und Tena her, rifs sich das Kleid vom Leibe und begann wie wahnsinnig zu schreien und zu klagen.

Und es konnte ihr dies auch niemand verübeln: einesteils liebte sie Gjorgje sehr, und andernteils alles, was er — ob nun durch sein Spiel oder durch sonstige Arbeit verdiente — alles gab er Tena, und sie hätte Hungers sterben können, wenn es die Verwandten und barmherzige Menschen nicht gäbe.

In den reichen Dörfern im Savegebiete siedeln sich die Zigeuner schon seit langem an: die einen als Schmiede, die andern wieder als Trogmacher, selten griff der eine oder der andere nach dem Pfluge. Ihr Handwerk betreiben sie aber nur zum Scheine, in Wirklichkeit sind sie alle wahre Spitzbuben. Dafs dem so ist, erhellt schon daraus, dafs sie sich nur in den reichsten Gegenden ansiedeln, wogegen sie dort, wo Armut herrscht, nicht zu finden sind. Sonst ist es eine Rasse mit einer natürlichen Philosophie wie sonst selten ein Volk begabt. Niemand hat von ihnen einen Nutzen und sie leben doch; niemand hat je gesehen, dafs sie sich mit schwerer Arbeit ab-

gerackert hätten und doch schlagen sie sich leichter durch das Leben, als mancher Wirt, der dreifsig Joch Grund hat. In einer Beziehung gleichen sie den Leuten vom Schlage des Léon Jungmann: diese sowohl als jene erhält ein fremdes Land, um das sie sich nicht kümmern, für das sie nicht arbeiten, und in dem sie sich nur solange aufhalten, solange sie einen Nutzen davon haben. Slavonien gleicht dem überreifen Obst, das vom Baume fiel und jetzt nagen an ihm Wespen, Bienen und Fliegen, alle nur deshalb, weil der Slavonier zu faul war, um sein Obst selbst aufzuheben. Und soll ihn da jemand bedauern, dafs der Fremde in diesem Lande im Überflusse lebt, während er mit dem, was ihm seine Väter hinterliefsen, nicht im Stande ist zu leben? ...

Die slavonischen Zigeuner blieben ihren Gewohnheiten bis in die kleinste Einzelheit treu; selten weicht einer von ihnen von dem Wege der Väter ab. Zu diesen Ausnahmen zählte auch Gjorgje, der sich in jeder Hinsicht den Zigeunersitten entfremdet hatte, in der Tracht, in der Sprache und im ganzen übrigen Leben; er wurde sogar ausgelacht, dafs sein Vater kein Zigeuner war, weil er nicht so schwarz wie die andern Zigeuner war. Mit den Männern im Dorfe kam Gjorgje gut aus, denn schon als junger Bursche war er in ihrer Gesellschaft und später gewannen sie ihn lieb, weil er ihnen aufspielte. Nur im Streite warfen sie ihm vor, dafs er ein Zigeuner ist. Für Gjorgje gab es keine gröfsere Beleidigung.

Deshalb war er aber bei den Zigeunern nicht beliebt; für sie war er ein Ungläubiger,

ein Renegat, und wenn er nicht so hübsch, stark und geschickt gewesen wäre, wäre es ihm unter seinen Stammesgenossen schlecht ergangen. Seit der Zeit, da er sich in Tena verliebt, waren sie noch mehr über ihn erbost. Kaum ein Sonntag verging, an dem die Zigeunerinnen um Tenas Haus nicht herumgeschlichen wären, ihre Beschwörungsformeln murmelnd, um nur die Liebenden zu entzweien und einander zu entfremden; es war aber umsonst, die Liebe war stärker, Tena war schöner als Maruša.

Auf dem Stephansmarkte bekam Gjorgje über zwanzig Gulden für verkaufte Kessel und dieses ganze Geld gab er für Tena aus. Wie das die Zigeuner erfuhren, brausten sie auf; sie zischten wie die Schlangen und eine ganze Schar von Männern und Weibern umringte, wie Wölfe heulend, Tenas Fenster. „Bestie, feile Dirne“ — kreischten sie durcheinander.

Und während sie so schrien und mit den Fäusten drohten, stand Tena am Fenster und zum Trotze zeigte sie ihnen der Reihe nach alles, was ihr Gjorgje auf dem Markte gekauft hatte.

„Das ist auch von Gjorgje!“ und sie hob ein Paar hoher, weicher Schuhe in die Höhe.

„Ach mein Gjorgje, meine weiſse Traube!“ heulte Maruša.

„Die Pest soll Dich holen!“ schrien die übrigen Zigeuner einstimmig.

„Und das ist auch von ihm!“ Tena zeigte ein rotes Tuch.

„Auch das ist vom Gjorgje — ach meine goldene Traube!“ klagt Maruša wieder.

„Der Teufel soll Dich holen!“ wüteten die Zigeuner.

„Und auch das ist von Gjorgje!“ zeigte Tena ein reizendes Leibchen.

„Das auch — oh, meine süfse Traube!“ weinte Maruša, sich das Haar raufend.

„Die Pest soll Dir die Augen ausfressen!...“

Und nachdem sie genug geschrien und geschimpft hatten — in der „slavonischen“ und in der Zigeunersprache — kehrten die Zigeuner plötzlich, wie auf ein Kommando, um und mit den Fäusten drohend und einer nach dem andern sich gegen Tena umwendend, gingen sie, von wo sie gekommen waren; und als sie in die nächste Gasse einbogen und Tena nicht mehr drohen und zurufen konnten, fielen sie über einander her und prügelten sich aus ohnmächtiger Wut und Qual gegenseitig durch, nur damit sich ihre Wut Luft mächen könne.

Was immer die Zigeuner versuchten, alles war vergebens: Gjorgje blieb Gjorgje. An einem solchen stürmischen Tage fragte eine alte Zigeunerin Maruša:

„Warum schenkst Du ihm nicht einen Sohn?“

„Schenk' Du ihm einen, wenn ich keinen hab'!“

Da fingen die zwei zu flüstern an und flüsterten lange, lange; die Folge dieses Flüsterns war, dafs von diesem Tage an Maruša und die Zigeuner Gjorgje in Ruhe liefsen.

Einige Monate später wurde es unter den Zigeunern bekannt, dafs sich Maruša Mutter fühlte, zum erstenmale nach fünfjähriger Ehe. Von jetzt an nicht nur dafs sie Tena und

Gjorgje nicht störte, sie befreundete sich sogar mit Tena, so wie Ivka. Tena war nicht bösartig und auch nicht scharfsichtig genug, um diese plötzliche Freundschaft der Zigeunerin verdächtig zu finden. Sie dachte von den Weibern so, wie von den Männern, dafs alle nur ihrer Schönheit huldigen. Ihr Charakter war in seinem Kern sorglos und weich; einen schärferen, bedeutenderen Zug gab es in ihrer Seele nicht. Dafs die Zigeunerin anders denkt und anders handelt, fiel ihr nicht im Traume ein. —

IV.

So kam der Winter und nach ihm das Frühjahr. Tena hielt sich noch immer an Josa und Gjorgje, man erzählte aber im Dorfe, dafs sie im Winter auch öfters in den Gasthauszimmern gesehen wurde. Sie wehrte sich zwar dagegen, die Holzhändler sagten aber von ihr untereinander, dafs „nichts an ihr sei, dafs sie eine wohl schöne, aber leblose Statue sei".

Gegen Ende des Faschings wurde Ivka Mutter, das Kind aber, schwächlich wie sie, starb nach einem Monate. Es schien, als hätte Josas Liebe zu Tena während dieser Zeit etwas nachgelassen; die Vaterpflichten, denen auch er sich nicht entziehen konnte, trübten für eine. Zeit das Gefühl, das ihn an Tena fesselte Das, was ihn zu ihr hinzog, war nicht die wahre Liebe, sondern das sinnliche Verlangen nach ihrem schönen Körper, dieses egoistische

Gefühl, daſs dieser Körper ihm gehört — und sie wuſste diese seine Leidenschaft stets zu schüren. Die wahre Liebe hatte er nie gekannt; sein Wesen war zu seicht, um jenes erhabene Gefühl zu erzeugen, welches das ganze menschliche Leben erbeben macht. Die Liebe und die Liebelei sind sehr entfernte Schwestern, oft sind sie überhaupt gar nicht verwandt...

Maruša sah ihrer Entbindung um Georgi entgegen; wird es ein Sohn sein, so wird er Gjorgje heiſsen... Dem Zigeuner erglänzte die Welt in einem anderen Lichte, als er das erstemal hörte, daſs er ein Kind haben wird, das seinen Namen tragen werde, denn der Zigeuner liebt sein Kind mehr, als alles auf der Welt. Die Liebe zu dem Kinde ist umso gröſser, je tiefer die Kulturstufe ist, auf der der Mensch steht; sie ähnelt der Liebe des Tieres zu seinem Jungen. Diese Liebe rührt davon her, daſs mit ihr keine Sorge verbunden ist: diese Leute sorgen und kümmern sich nicht darum, woher sie die Mittel für die Erziehung des Kindes nehmen werden, was aus ihm werden soll, ob es brav sein wird oder nicht, ob es gesund bleibt, oder in der schönsten Zeit sterben wird — diese Fragen existieren für das Tier und auch für den Zigeuner nicht; ihre Liebe wird nicht von der Ungewiſsheit des morgigen Tages getrübt.

Wie in ganz Slavonien, so trieben sich die Zigeuner auch in Bosnien herum, um dort Geschäfte zu machen und Betrügereien zu verüben. Marušas alte Nachbarin ging schon vor acht Tagen nach Bosnien, verkaufte Spindeln, legte Karten aus und wahrsagte. Eines Tages

kehrte sie zurück und eilte geradenweges zu Maruša.

„Ich hab's gebracht," sagte sie geheimnisvoll. „Schön wie für eine Kaiserin; ich packte es gut ein, damit der Dunst sich nicht verflüchtigt; einen ganzen Tag hat es Ljuba Bogdanov angehabt, dort sind alle krank geworden: die Bogdanov, Vasilković und Jovanović. Eine Bogdanov ist sogar gestorben ... Ich gehe gleich, um es ihr zu geben, damit sie's anzieht und dann soll geschehen, so Gott und die Mutter Gottes will ..."

Und beide Zigeunerinnen fingen an fanatisch die Hände zu ringen, als wollten sie die Gnade Gottes für sich erflehen ...

„Da, mein Gold, mein Täubchen, Maruša hat's Dir gekauft, in ganz Bosnien gibt es nicht so ein Tuch und so ein Leibchen; zieh' es an, mein Täubchen, damit die alte Zigeunerin Dich sieht, und wenn sie dann gleich sterben sollte," sprach die Zigeunerin zu Tena.

Und Tena lächelte gutmütig und zog die Sachen an; die alte Zigeunerin fand nicht genug Worte des Lobes, wie gut es ihr stehe: schöner war sie als ein Pfau, schöner als Mond und Sonne! ...

Und Tena, von ihrer eigenen Schönheit berauscht und gegen jedes tiefere Gefühl abgestumpft, frug auch nicht im Geiste danach, warum ihr Maruša so schöne Sachen kauft, warum ihr die alte Zigeunerin schön tut, während sie doch noch vor kurzem sie am liebsten vergiftet hätten.

Am nächsten Tag beklagte sich Tena bei Ivka über Kopfweh; es komme ihr vor, als

wenn sie Fieber bekommen sollte. Den zweiten und dritten Tag fühlte sie sich unwohl und das Fieber stellte sich wirklich ein; trotz aller Anstrengung konnte sie nicht vom Bette aufstehen. Am vierten Tag zeigten sich in ihrem Gesichte und auf der Stirne rote, runde Flecke. Am fünften Tag konnte sie nicht mehr zweifeln, daſs sie an Blattern erkrankt sei.

Sie erschrak, wurde bestürzt, als sie zum erstenmale das Wort hörte. Dieses schöne Gesicht, dessen Teint feiner als Perlmutter war, werden die Blattern aufwühlen, durchfurchen für immer! Aus der Schönsten wird sie die Häſslichste werden; ebenso wie bis jetzt alle die Augen ihrer Schönheit wegen auf sie hefteten, so werden sie jetzt wegen ihrer Häſslichkeit mit dem Finger auf sie zeigen. Werden sie Josa und Gjorgje auch so noch gerne haben, wird sie so verunstaltet noch jemand heiraten wollen? Oder wird sie arbeiten und dienen müssen, um sich durch das Leben zu schlagen? ...

Sie weinte so heftig, wie sie seit ihren Kinderjahren nicht geweint hatte; dann nahm sie den Spiegel in die Hand und sah sich den ganzen Tag an, um sich noch einmal an ihrer Schönheit satt zu sehen. Wenn sie wenigstens dieses Bild in dem Spiegel zurücklassen könnte, damit sie denen, die sie verspotten werden, zeigen könne, wie sie einst aussah! So hatte sie also von der Mutter am Grabe, von ihrem Liebsten, als er in den Kampf zog, Abschied genommen, und jetzt wird sie auch Abschied von sich selbst nehmen. — In zehn Tagen wird sie gesund sein, sie wird zwar leben, das

wird aber nicht mehr die schöne Tena sein, sondern eine ganz andere, ihr bis jetzt noch unbekannte Tena. Sie wird sich selbst fremd sein, sie wird sich erst bekannt machen müssen mit ihrem neuen Gesichte, wird sich mit sich versöhnen, wird sich an sich selbst gewöhnen müssen. Das wird der Anfang eines neuen, aber gräſslichen, schwierigen Lebens sein ...

Am sechsten Tag konnte sie das Bett nicht mehr verlassen und konnte fast nicht mehr sehen. Ivka bediente sie, aber Maruša lieſs sich nicht mehr bei ihr blicken. Nur die alte Zigeunerin erschien einmal in ihrer Türe und kaum, daſs sie die wie leblos daliegende Kranke gesehen, verschwand sie sofort wieder.

„Jetzt sind wir gerächt!“ sagte die Alte halb singend, halb weinend mit einem eigentümlichen Feuer in den Augen zu Maruša, die im ersten Augenblicke nicht zu unterscheiden vermochte, ob es ein Blitz der Freude oder des Schreckens über die vollbrachte Tat sei. „Sie wird nicht mehr so sein, wie sie war. Nicht einmal ein räudiger Zigeuner schaut sie mehr an!“

Gjorgje arbeitete im Walde und kam gewöhnlich erst Samstag nach Hause. Er wuſste nichts von dem allen und wunderte sich nicht wenig, als Maruša vor ihm niederkniete und ihn bat, er solle um Gotteswillen nicht zur Tena gehen, da auch er Blattern bekommen und noch sterben könnte, und wer würde dann für den kleinen Gjorgje sorgen? Und der kleine Gjorgje wird auf einmal da sein, heute, morgen ...

Gjorgje kam das alles etwas lächerlich und dumm vor, wie wenn er träumen würde, und

er ging zu Josa, um bei ihm zu erfahren, was mit ihrer Tena, was mit ihrer duftigen „Hyazinthe“ sei. Josa bestätigt ihm, daſs alles so sei, wie er schon zu Hause gehört hatte, und fügte noch bei, daſs er sie auch seit ihrer Erkrankung nicht gesehen habe und daſs Tena selbst durch Ivka sagen lieſs, daſs man sie nicht besuchen solle, solange sie krank sei.

Nachdem sie einander versichert, daſs die ganze Woche keiner von ihnen bei Tena gewesen war, gingen sie schweigend auseinander, jeder im Innern entschlossen, daſs er sobald als möglich, zu Tena gehen werde, damit sie sehe, wer sie mehr in sein Herz geschlossen.

Inzwischen verschlimmerte sich fortwährend Tenas Leiden. Den ganzen Tag allein und verlassen, auf ihrem Bette sitzend, gleich einer Statue, litt sie seelische und physische Schmerzen. Jeder fürchtete sich vor dieser schrecklichen Krankheit und auſser Ivka kam sie selten jemand besuchen. Tena fragte die Ivka jeden Tag, ob noch jemand im Dorfe erkrankt sei. Sie hätte leichter ihre Qualen ertragen, wenn noch ein anderes Mädchen von diesem Unglück betroffen worden wäre, aber auſser ihr erkrankte niemand, nur dort drüben über der Save in Bosnien wütete die Krankheit, wie man erzählte.

„Mein Gott, mein Gott, was habe ich verbrochen, daſs Du gerade mich so furchtbar strafst!“ klagte Tena.

„Manche sagen, daſs Du krank geworden bist, weil Du Dich mit Zigeunern abgegeben hast, und andere sagen wieder, daſs Dich Gott

strafte, weil Du stolz auf Deine Schönheit warst," antwortete ihr Ivka, zugleich sie bedauernd und sich auch ein wenig des Unglükkes ihrer Nebenbuhlerin freuend.

„War es denn eine Sünde vor Gott, daſs ich schön war? Er hat mich doch erschaffen..." weinte Tena.

„Gott hat gegeben, Gott hat genommen!"

„Ach, wenn ich nur nicht allzu verunstaltet werden würde! Hast Du im Dorfe nachgefragt, was ich machen soll, um die Narben auszuglätten, damit sie nicht so groſs sind?"

„Überall frage ich, aber niemand weiſs einen Rat zu erteilen; einige sagten, daſs Du Dich mit Milch waschen solltest, bis die Krusten verschwunden sein werden."

„Und wie sehe ich jetzt aus? Bin ich sehr garstig?" fragte Tena, denn sie hatte sich schon seit einigen Tagen nicht im Spiegel gesehen.

„Was soll ich Dir sagen? Du weiſst doch, wie der Mensch aussieht, wenn sein Gesicht voll Blattern ist."

„Und was sagen die Leute? Wird mir auch das Haar ausfallen?"

„Dort, wo die Krusten sind, sagen die Leute."

„Sag' mir aufrichtig, werde ich so ausschauen wie Rosa Ljubić?"

„Wer könnte das jetzt schon wissen?"

„Ach, ach, für mich gibt es keine Hoffnung mehr! Ach, mein lieber, weiſser Körper..."

Als Tena noch gesund war, gab ihr Ivka ihre Dukatenschnur, damit sie sie am Halse trage. Im Dorfe ist es Sitte, daſs junge Weiber, die es nicht mehr nötig haben sich zu schmük-

ken, ihre Dukaten an ärmere Mädchen abgeben, die keine haben, damit sie mehr gefallen. Tena war's zwar nicht um das Gefallen zu tun, es wäre aber doch eine Schande gewesen, wenn sie keine Dukaten am Halse hätte. Seitdem sie erkrankt war, begann Ivka um ihre Dukaten zu fürchten und entschloſs sich, sie zurück zu nehmen. Sie fand sie im Kasten, in Papier eingewickelt. Froh, daſs sie wieder zu ihrem Eigentum kam, trug sie die Dukaten nach Hause und öffnete vorsichtig das Packet. Als sie die Dukaten ansah, schienen ihr einige dünkler, andere wieder lichter zu sein; sie nahm also ein Tuch, um sie abzuwischen und glänzen zu machen. Jetzt erst bemerkte sie, daſs die dunklen keine echten Dukaten sind, sondern falsche, „lumpige Dukaten", wie sie im Dorfe genannt werden. Fünf echte, fünf falsche! Tena hatte sie betrogen, sie verlumpte die fünf echten und ersetzte sie durch falsche!

Ivka war dem Weinen nahe; aber das, was sie während der ganzen Dauer der Krankheit Tenas ermutigte, daſs sie sie sogar in der schrecklichen Krankheit bediente, irgend eine unbestimmte Hoffnung auf eine bessere Zukunft, linderte ihren Schmerz und mit ruhiger Seele verschmerzte sie den Verlust der fünf Dukaten. Jetzt wuſste sie nur nicht, ob sie Josa etwas davon sagen solle oder nicht, denn sie wuſste nicht, was in seinem Herzen vorgeht: ob er noch weiter Tena nachlaufen oder ob er sie für immer satt bekommen werde, bis er sie wieder zum erstenmale gesehen haben wird. Wenn sie wüſste, daſs das Zweite

der Fall sein wird, würde sie ihm von den Dukaten erzählen; ändert er sich aber nicht und bleibt, so wie er war, dann ist es besser, wenn sie davon keine Erwähnung machen wird, denn, wie er schon einmal ist, könnte er sie noch deswegen schlagen, daſs sie Tena die Dukaten weggenommen hat.

Während sie über die Sache nachdachte, unschlüssig, wofür sie sich entscheiden sollte, kam Josa, noch unschlüssiger als sie, nach Hause. Gewöhnlich brummte er, wenn er nach Hause kam, warf Ivka das und jenes vor, und trat als ein Mensch auf, dem man Gehorsam schuldig ist — obzwar nichts an ihm diesen Wunsch rechtfertigen konnte. doch heute war er still und schweigsam.

Ivka saſs beim Fenster und strickte, er setzte sich zum Herd und zog seine nassen Opanken aus; verstohlen sah er sie und sie ihn an, als wollten einer des anderen heimlichste Gedanken erraten.

Er war soeben bei Tena gewesen und hatte sie durch das Hoffenster gesehen.

„Gott behüte uns!“

Das waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte, als er Tena gebückt im Bette sitzen sah. Der gröſste Teil ihres Gesichtes war eine einzige dunkle Kruste, nur unter den Augen und um die Lippen herum schimmerte weiſs die menschliche Haut hindurch. Sie schien ihm einer Schildkröte ähnlich zu sein.

Ist denn das wirklich sie, Tena?

Josa erbebte im tiefsten Innern, seine ganze physische und seelische Kraft wankte bei die-

sem Anblicke; das war eine solche Enttäuschung, wie wenn man sich anschickte ins laue Wasser zu springen und plötzlich in eiskaltes Wasser fiele. Er blieb einen Augenblick ganz starr, erschüttert, gedankenlos; und als er sich nach einer Weile wieder aufraffte, wendete er sich ab und ging, ohne ein Wort gesprochen zu haben, nach Hause. Auch zu Hause konnte er sich noch nicht recht fassen.

„In einer Woche wird Tena wieder gesund werden," sagte Ivka, um doch endlich Gewifsheit zu erlangen, was mit ihm sei.

Josa sah sie nur verwundert und stumpf an und mit dem Kopfe schüttelnd, schlug er sich mit der linken Hand dreimal in die Brust.

Jetzt wufste Ivka, dafs er Tena gesehen hat.

„Die Ärmste, wie sie garstig ist..."

„Gott behüte uns!" antwortete er kaum hörbar.

Ivkas Seele erbebte freudig. Sie brachte die Dukaten und zeigte sie Josa.

„Schau sie an!"

Josa sah die falschen Dukaten an und sein Gesicht verfinsterte sich noch mehr.

„Ich hab ihr kein Wort gesagt, es soll ihr verziehen sein. Sie hat genug gelitten, die Ärmste..."

Josa sah Ivka an. Noch immer schwebte vor seinem Auge das abstofsende Bild Tenas; im Vergleiche mit ihr erschien ihm Ivka schön wie ein Engel. Und sie ist in der letzten Zeit wirklich hübscher geworden; nach der Geburt wurde sie voller, das Gesicht bekam eine lebhaftere, hellere Farbe, und wenn sie eine an-

strengendere Arbeit verrichtete, begann es sich auch schon zu röten.

Josa sah sie von der Seite an, als wollte er fragen: ja, Weib, bist Du es wirklich?

In seiner Seele ging eine Veränderung vor sich, sein Weib erschien ihm von einer Lieblichkeit umflossen, die er bei ihr noch nicht bemerkt.

In diesem Augenblick kam Gjorgje hereingestürzt.

Maruša hatte ihm einen Sohn geboren, und die listige Zigeunerin, die gut wuſste, wie Tena jetzt aussieht, schickte Gjorgje zu ihr, damit er ihr die freudige Nachricht bringe.

Als Gjorgje Tena von der Krankheit so furchtbar entstellt sah, lief er ebenso wie einige Augenblicke vorher Josa davon.

Die Freude, die feierliche Stimmung in seinem Herzen, daſs er einen Sohn hat, war mit dem furchtbar entstellten Gesichte Tenas nicht in Einklang zu bringen. Diese Freude und Tenas Antlitz zertraten mit einem Schlage die Erinnerung an die engelschöne Tena von einst. Wenn Tena nicht erkrankt wäre, hätten jetzt in Gjorgjes Herzen zwei Liebesgefühle gestritten, und wer kann wissen, welches zum Schluſse der Sieger geblieben wäre. Und hätte ihm Maruša in dieser Zeit nicht einen Sohn geboren, dann hätte sich in Gjorgjes Herzen — wenn er sein Ideal so verunstaltet gesehen hätte — ein stilles Bedauern geregt, jene schmerzvolle ideale Liebe, die langsam, aber sicher erstorben wäre. So aber entsteht in Gjorgjes Herzen eine wüste Leere, die schon im nächsten Augenblicke mit der Liebe zu seinem Kinde ausgefüllt wird.

„Was ist los, Gjorgje?“ fragt Ivka.

„Einen Sohn hab' ich! Dick wie ein Fasserl, schön wie die Sonne, sprechen kann er schon, nur weifs ich nicht, was er spricht!...“ prahlte Gjorgje, der in der Erregung seine prahlerische Zigeunernatur nicht verleugnen konnte.

„Trinken will er, das ist's, was er spricht!“ belehrt ihn Ivka.

„Jetzt wirst Du zwei Hyazinthen haben: den Sohn und Tena!“ meinte Josa.

„Schweig, sprich nicht! Ich hab' sie gesehen...“ sagt Gjorgje, mit den Händen ringend und die Augen rollend.

„Da, schenke Deinem Sohn diese Dukaten; sag', dafs sie ihm Dein zweites Weib schickt...“ spottet Ivka und legt die fünf falschen Dukaten vor Gjorgje.

Der Zigeuner erkannte sofort das „Lumpen“-Gold.

Darauf hin ringt er wieder in komischer Verzweiflung die Hände und schüttelt mit dem ganzen Körper.

„Gott soll Euch allen Glück geben... Mein kleiner Gjorgje, meine süfse Traube!“ singt der Zigeuner und eilt hinaus.

„Willst Du mich als Paten für Deinen Sohn?“ schreit ihm Josa scherzend nach.

„Du kannst nicht, Du bist eines andern Glaubens,“ antwortet Gjorgje ernst und geht, ohne sich umzusehen, nach Hause.

Er schlug einen Umweg ein, nur um bei Tena nicht vorbei zu müssen.

Sein kleiner Gjorgje, Tena, die falschen Dukaten, das alles wirbelte ihm durch den Kopf und er lief, als hätte er etwas gestohlen.

„Sie hat sie betrogen ... „lumpige Dukaten“ ... die echten haben wir zusammen vertrunken ...“

Der Zigeuner lachte und lallte, er lachte über die falschen Dukaten und wuſste nicht, daſs auch sein kleiner Gjorgje falsch ist, daſs er nicht der Vater des kleinen Gjorgje ist. Maruša betrog ihn und die Tena.

Ist es eine Sünde, daſs sie ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte während er eine andre liebte? Ist es eine Sünde, daſs sie ihn von Tena abwenden wollte und es nicht anders konnte, als mit einem Kinde unter dem Herzen? Ist es eine Sünde, daſs sie sich einen Augenblick einem andern Manne hingab von dem Schmerz, den ihr der Gedande bereitete, daſs sie mit Gjorgje nicht ein Kind haben kann, betäubt? Ist es eine Sünde, wenn sie eine Untreue beging, um den treulosen Mann in ihre Umarmung zurückzuführen? Ist es wirklich eine Sünde?! Die Zigeunerin, Maruša, glaubte, daſs die Sünde nicht allzu schwer sei ...

Ob Marušas Betrug eine Sünde war oder nicht, sie erreichte mit ihrer Sünde den guten Zweck und auf der Stirne ihres Kindes stand ebenso wenig wie auf jener vieler anderen Kinder geschrieben: der falsche Gjorgje. Und zu gleichen Resultaten gelangte in ihren Erwägungen auch die alte graue Zigeunerin.

✠

Ebenso wie Jerkos Haus, verfielen auch viele andere Häuser. Schon seit einem Jahr bot das Steueramt einige hundert Joch Gründe und etwa zwanzig Häuser zum Verkaufe an, alle waren ihm wegen der stets anwachsenden Steuerschulden verfallen. Obzwar der Preis niedrig angesetzt war, blieb doch viel Land unverkauft; darunter war auch Jerkos Besitz; das Haus samt den Feldern bot das Steueramt um 200 Gulden feil, es fand sich aber kein Käufer. Zu der Zeit kamen viele Böhmen herein und kauften alles bis auf die letzte Ackerscholle auf. — Eines Tages kamen etwa zehn eingewanderte Böhmen zum Steueramte und fragten nach den Häusern und Feldern, die zu kaufen waren. Der Anführer dieser Einwanderer war ein junger Mann mit einer Soldatenkappe auf dem Kopfe und einarmig, der rechte Arm fehlte bis zur Achsel; er sprach kroatisch und diente den andern als Dolmetsch. Der Steuerbeamte begann ihnen die Hausnummern und ihren Kaufpreis aufzuzählen. Unter andern wurde auch das Haus des Jerko Pavletić erwähnt.

„Jerko Pavletić, Haus-Numero 40?“ fragt der Dolmetsch.

„Ja, Nummer 40. Woher wissen Sie es?“

„Ich war vor der Okkupation dort. Könnte ich den Grund kaufen?“

„Sofort, Sie brauchen nur 200 Gulden zu erlegen.“

In freudiger Stimmung schlägt er den Weg gegen die Save ein, denselben, auf dem er vor drei Jahren in den Kampf marschierte. Damals ging er in den Tod und fand seine Liebe, fand

die schönsten Tage seines Lebens, und jetzt geht er daran, ein neues Leben zu beginnen. Was erwartet ihn wohl dort?... Das liebe Haus, in dem er sie zum erstenmale gesehen, gehört jetzt ihm, wem aber mag sie gehören? Wird sie ihn jetzt sehen wollen, jetzt, da er nur einen Arm hat? Wenn er gewufst hätte, dafs dieses teuere Haus einmal ihm gehören werde, er hätte sie benachrichtigt, so aber, da er selber nicht schreiben konnte, wozu sollte er sie durch andere wissen lassen, dafs er den Arm verloren, wozu sollte er vor sie treten, denn, was kann er ihr sein, er, ein armer Krüppel, ihr, der Schönsten unter den Schönen? Jetzt aber, da er so unverhofft Eigentümer des Hauses geworden ist, blitzte in ihm eine stille, ferne Hoffnung auf, dafs er auch sie dort finden werde. Und er fand sie.

Er erzitterte am ganzen Körper, als er sie vom weiten am Fenster, über eine Stickarbeit gebeugt, erblickte. Sie hatte ihn also erwartet, zwei lange Jahre erwartet, zwei Jahre geliebt, ohne jede Nachricht, ohne Hoffnung! Was wird sie jetzt sagen, wenn sie ihn so verkrüppelt sehen wird, vielleicht wird er sie anekeln, vielleicht läuft sie vor ihm davon. Bei diesem Gedanken blieb er stehen; er wufste nicht, ob er weiter gehen, oder umkehren soll.

Die Füfse trugen ihn aber weiter.

Sie safs noch immer über die Stickerei gebeugt und bemerkte gar nicht, dafs er in den Hof kam.

Da tritt er in die Stube; sie fährt auf, einen unbekannten Mann erblickend, mit herabhängendem leeren Ärmel, ziemlich schlecht ge-

kleidet, ungewaschen und vom weiten Weg ermüdet, mit blondem Vollbart, und denkt, daſs es ein Bettler ist.

„Geh nur, woher Du gekommen bist. Ich habe selbst nichts," das war ihr Gruſs.

Bis zu dem Augenblick, da sie zu sprechen begann, wuſste er nicht recht, ob es Tena sei oder nicht; erst jetzt erkannte er sie und wird noch trauriger ... Er sah zwei Tenas vor sich: die eine, die er vor zwei Jahren geliebt, war schön, die andere häſslich. Das Bild der schönen Tena strahlte in seiner Seele, das Bild der zweiten stand vor ihm. Das Bild in seiner Seele war stärker, mächtiger, und das andere — das garstige — war, als sähe er es im Traume. Das war im ersten Moment, je weiter aber, begann sich das Bild in der Seele immer mehr zu trüben und zu verblassen, hüllte sich gleichsam in Nebelschleier, während das andere immer deutlicher und bestimmter wurde. Und immer schwand das alte schöne Bild, bis es endlich ganz entschwunden war und Tena stand vor ihm so, wie sie wirklich war. Über seinem Kopfe schwebte wie Fata Morgana das frühere wunderbare Antlitz, dessen Lippen Segenswünsche sprachen, als er in den Kampf zog ...

In diesem Augenblicke begann auch ihr das Bild des Zugsführer Beránek vor den Augen zu schweben. Wie wenn Du aus einem Traume erwachst und Deine Gedanken die Wirklichkeit zu fassen beginnen, so gingen auch ihre Gedanken nur ungern von dem einstigen Geliebten, einst sorgfältig rasiert in enganliegender Uniform, zu diesem Manne über,

der wie ein Bettler vor ihr stand. Zunächst jauchzte in ihr eine süfse Erinnerung auf, später überflutete ihre Seele eine ungewisse Leere und dann... wieder sein liebender Blick, die Augen, die im selben Augenblicke die Schlucht ihrer Ungewifsheit überbrückten und das frühere Bild des Zugsführers mit dem des Mannes, der jetzt vor ihr stand, verbanden.

Das Blut schofs ihr in die Wangen. Sie sah in diesem Augenblicke ihr ganzes Leben vor sich, von ihrer Trennung bis zum heutigen Tage. Und was war das für ein Leben? Ist er vielleicht gekommen, um mit ihr abzurechnen, um sie zu fragen, wo jener Schatz ist, der sein war und niemandes andern?... Diese Fragen aber waren bald verklungen, und vor ihrer Seele verloren sich, versanken die zwei Jahre, als wären sie nicht gewesen, und es blieb nur der letzte Punkt, jener Augenblick, als sie sich bei Brčka zum letztenmale gesehen hatten... Es schien ihr, dafs dieser Moment auch jetzt weiter andauert und dafs alles das, was zwischen jenem Augenblicke und dem heutigen Tage war, nur Lüge, ein leerer Traum ist... Die Empfindung jener Zeit erfüllte sie ganz und überschwemmte, verwischte alles, was später geschehen war; diese Empfindung war bei beiden so stark, dafs sie, sich umarmend, beim Zuschlagen des Fensters erschraken und glaubten, dafs es der Donner des Geschützes bei Brčka ist...

Sprechen konnten sie nicht; statt der Lippen sprachen die Augen und diese Augen sahen ihr verunstaltetes, dunkelrotes Gesicht, das in eine Blässe ohne Glanz und Ausdruck zu über-

gehen anfing; diese Augen sahen den herabhängenden Ärmel, der zitterte und bebte, als wenn etwas Geheimnisvolles in ihm lebte, etwas, was gerne umarmen, liebkosen möchte, aber diese Umarmung stockte, erstarrte und nur der Ärmel erzitterte schmerzlich...

Das sahen ihre Augen und was sie sahen, war nicht schön; wenn es aber in das Herz drang, verwandelte es sich in jene engelgütige Barmherzigkeit, aus der eine Perle entsprang, die Träne in ihren Augen, die Träne aus der ein glänzender Strahl einer besseren Zukunft schimmerte, einer Zukunft, die das Haus des Jerko Pavletić wieder heben, die verwilderten Felder wieder verjüngen und dem neuen Geschlechte einen besseren Weg bahnen wird...

JANKO LESKOVAR:

DIE KATASTROPHE.

I.

Dem Franjo Ljubić ist nicht recht wohl. Schon seit längerer Zeit leidet er an Kopfschmerzen und etwas reizt ihn zum Husten. Es ist Mittwoch, die Mittagsstunde hat noch nicht geschlagen und er ist noch in der Schule. Heut schmerzt ihn der Kopf heftiger, das Denken fällt ihm schwer und auch das Sprechen strengt ihn an; etwas lastet auf seiner Brust, der Atem ist kurz. Deshalb haben die Kinder zuerst etwas gezeichnet, dann liefs er sie rechnen und jetzt schreiben sie. Vollkommene Ruhe herrscht in der Schule, nur ab und zu hustet ein Kind, oder es rührt sich, um die Feder einzutauchen. Heute achtet er nicht auf sie und korrigiert sie nicht.

Die Kinder bemerken, dafs er unwohl ist; es naht etwas, was sie noch nicht recht begreifen können, es ergreift sie aber eine unbestimmte Ahnung und sie schweigen wie versteinert und schauen ihn an. Und er sitzt oben

beim Tische und sieht die Kinder nicht an. Mit den Händen stützt er die Stirne. Er fühlt, wie sein Kopf glüht, wie es in seinem Gehirne düster wird und wie es sozusagen gespannt ist, so daſs ihn alles schmerzt.

In der Schule ist es so traurig, so trüb. Durch die Fenster fällt ein graues, nebeliges Licht herein. Acht Tage ist es schon, wo es nicht jene glänzenden, lustigen Sonnenstrahlen gibt und die dritte Nacht ist schon vergangen, seit der Nebel gefallen ist und noch immer liegt er ruhig über der Erde. Auch draufsen ist es trüb und traurig. Alles ist ruhig, schweigsam, wie jene toten Nebeldünste, die stumm in der Luft schweben. Nur in der Früh krähen kurz die Hähne, einer dem andern antwortend, und dann ist wieder alles still. Selten vernimmt man eine Stimme und selten geht jemand an der Schule vorbei und auch dann wird nur das Klatschen des unter seinen Füſsen aufspritzenden Kotes vernommen.

Er läſst die Hände auf den Tisch sinken und betrachtet sie. Es beschleicht ihn ein unangenehmes Gefühl: seine Hände sind wie die eines Toten, als wäre alles Blut aus ihnen herausgeronnen und nur die leeren, toten dunkelblauen Adern geblieben. Er steht auf und steigt von dem Katheder hinab, die Kinder sehen ihn besorgt an, er sagt ihnen aber nichts und schaut sie gar nicht an. Sein Kopf neigte sich und seine Blicke suchten den Boden. Er hat die Empfindung, als schmerzten ihn die Knochen um die Augen und auch die Augen und die Nerven in ihnen scheinen gespannt zu sein und zu schmerzen. Da fühlt er

einen kühlen Strahl durch das Gehirn zucken und erzittert leicht; als hätte ihn das etwas ermuntert, fängt er an nachzudenken. — Zuerst bemerkt er seine alte Hose, die rückwärts schon geflickt ist; das sieht man aber wahrscheinlich nicht und er zieht die Schösse seines Rockes etwas tiefer, um die Hose zu bebedecken ... Er schaut zum Fenster hinaus.

Draußen begann sich der Nebel zu heben, man sah deutlich den kotigen Weg, über dem Wege einen verwahrlosten lebendigen Zaun, und hinter diesem ragten die nackten Äste eines Baumes hervor, nur hie und da sah man noch ein Blatt, das trocken und vergilbt, tot am Zweige hing. Der Gipfel des Baumes ist noch vom Nebel umhüllt. Stumm steht er beim Fenster. Wenn sich nur schon der unglückselige Nebel einmal heben wollte — denkt er sich — dann könnte er ein wenig in die Luft hinausgehen, drei Tage schon war er nicht draußen, es wird ihn erfrischen.

Er konnte den Mittag nicht erwarten und eine halbe Stunde früher läßt er die Kinder nach Hause gehen, wartet aber doch, bis das letzte Kind sich entfernt hat. Dann geht er über den Gang ins Zimmer; aus der Küche hört er die Stimmen seiner Kinder; er nimmt den alten Überzieher, an dem schon zweimal der Sammtkragen gewechselt wurde, zieht ihn an, setzt den Hut auf und verlässt still das Zimmer.

Er schlägt den Weg gegen Zabok ein. Gelbbrauner Kot spritzt unter seinen Füßen auf, er erzittert, durch die Schuhe die Feuchtigkeit und Kälte empfindend und Fieberschauer mit

warmen Wellen gemischt, durchrieseln ihn. Das Atmen wird ihm aber doch leichter, und er fühlt sich etwas belebter. Seine Wangen streift die kühle, feuchte Luft und mit jedem Atemzug fühlt er sie tief in der Kehle. Als hätte sich ein Schleier von seiner Stirne zu heben begonnen, kann er wieder denken. Eines war ihm vollkommen klar: es naht etwas. Dieses graue, neblige Licht trägt etwas, etwas Unangenehmes, Trauriges. Er fühlt, wie die Müdigkeit, die schon einige Tage sein Gehirn bedrückt und seine Gedanken in irgend ein unbestimmtes Dunkel treibt, sich hinunter in seine Hände und Füſse ergieſst. Er geht schwerer, langsamer und immer wird es ihm klarer: etwas ist nahe, ganz nahe. Ausruhen, ausruhen, vielleicht gibt es hier wo eine Ruhestelle!

Er fängt an sich der Vergangenheit zu erinnern, doch die ist einfach, unerbittlich, untröstlich. Sonderbar, als zwänge ihn eine geheime Kraft an die Vergangenheit zu denken und in das ohnehin schon kranke Blut noch mehr Trostlosigkeit und Kummer zu gieſsen...

Er zog den Hals ein, die Hände vergrub er in den Taschen und sah zu Boden. Schwer schleppt er die Füſse, unter denen der Kot schnalzt. Zuerst kamen ihm seine Eltern in den Sinn, er hatte sie nie gekannt und von ihnen nur erzählen gehört; und er fühlt sich ihnen jetzt so nahe, so ganz nahe. Ein kleiner Hirtenknabe erscheint vor ihm auf der Höhe. Hier und dort steht eine Föhre, da weiden zwei Kühe. Der Junge hat ein Hemd an, das ihm weit über die Knie reicht; den Kopf hat er mit einer alten Landwehrkappe bedeckt.

die ihm über die Ohren und Augen fällt; in der Hand hat er eine Peitsche und über der Schulter einen Leinwandsack mit Kukuruzbrot. Auf dem andern Hügel ist des Nachbars Ivica auf der Weide. Sie knallen mit den Peitschen, pfeifen und formen Mörserlöcher aus dem Kote. Und das alles, der Weideplatz, die Föhren, Kühe und des Nachbars Ivica, und auch jenes Tal und das Wäldchen drüben, alles ist glänzend beleuchtet: der Himmel ist klar, hoch oben steht die goldene Sonne.

Er mußte stehen bleiben, ein heftiger Husten überfiel ihn. Das Tal streifte die Nebelschleier ab. Vrtnjakovac wird im graulichen Halblichte sichtbar und hoch oben schwebt noch der tote Nebel und stützt sich auf die Gipfel der Hügel, auf denen noch hie und da ein verfallenes Weingartenhäuschen im grauen Dunstschleier sichtbar ist und unter ihm die nackte Erde, eine dunkle Erinnerung an die Zeiten, wo der Zagorianer noch mit Fässern und Holzflaschen auf die Höhen hinaufstieg. Ljubić sah nicht das Tal und nicht die Berge, er sah die Weingartenhäuschen nicht und nicht den Nebel. Sonderbar, auch der Husten erschreckte ihn nicht, und es war doch zum erstenmale, daß er mit solcher Heftigkeit hustete. — Die lichten Erscheinungen verschwinden und es wird ein trüber Herbsttag. Leichter Regen fällt und seine nackten Füße glitschen auf dem kotigen Wege, über die Schulter hängt eine Leinwandtasche mit einem Büchel drinnen; der Pflegevater führt ihn in die Schule. Und das armselige Bild des mageren Lehrers steigt vor ihm auf, die hundert Kinderköpfe und

dann auch die leuchtenden Stiefel mit hohen, lichten Schäften und das gutmütige, runde, volle Gesicht des Herrn Pfarrers. Was weiter folgte, dessen erinnert er sich nicht mehr genau, wahrscheinlich deshalb, weil die Müdigkeit immer gröfser wurde und wieder seine Stirne drückte, unter der etwas zu schmerzen und sich zu dehnen begann, was die Gedanken hemmte. Seine Erinnerungen werden immer mehr unterbrochen und folgen in immer schwächerem Zusammenhange. Er entsinnt sich zuerst des Pfarrhofes — er war der beste Schüler und der Pfarrer nahm ihn zu sich — dann der Stiefel und Bürsten, des Ministrierens und Bedienens bei Tische; dasselbe ist später in Agram, jetzt bei diesem, dann bei jenem Domherrn der Fall. Auch das hört auf. Sein Beschützer stirbt und ein Jahr lang bettelt er sich allein in den Kurien des Domkapitels durch. Auf einmal erschimmern die Marken für die Volksküche vor seinen Augen, und er sieht auch seine hungrigen Kollegen. Kollegen, Kollegen, und diese Ideen aus der Lehrerbildungsanstalt! Sieh, und jetzt mufs er auch um diesen kargen Gehalt zehnmal zum Gemeindeamte. Gebt mir, gebt! — und sie geben jedesmal etwas, wie ein Almosen.

Kollegen, wieder Kollegen! Heuer traf er mit Nikola zusammen, er ist in der Nähe von Agram und kennt so vieles und alles hat er ihm erzählt: Naglić ist in einem Dorfe Hungers gestorben. Ich sag' Dir die Wahrheit, er ist vor Hunger gestorben. Du weifst, dafs er schon damals kränklich war, und wer hätte in jenem Nest für ihn etwas Anständiges kochen

sollen. Jeretin, dieser schöne Junge, der liefs sein Leben in einer zerfallenen, feuchten Schule, und Demartini, weifst Du, unser Ante, hast Du gehört? — Ich habe gelesen ... Dann weifst Du nichts! Er wollte sich erheben, wollte etwas arbeiten, er versuchte sich auch auf literarischem Gebiete, es ging aber nicht. Denke Dir nur, er konnte sich nicht einmal die Bücher der „Matica“*) kaufen — drei Gulden, Bruder, drei Gulden im Jahre! Was willst Du dann? Wo willst Du hin? Und er hat sich getötet. Was getötet?! Er starb eines natürlichen Todes. Ach, es scheint nur so, ich weifs es aber, er hat sich getötet, durch Hunger getötet. Er wollte nicht essen und hat nur geraucht, immerwährend nur geraucht und getrunken. — Bald werde ich fertig sein, mein Nikola, bald, bald. — Und zwei Monate nach ihm stirbt seine ganze Familie. Noch heute kann ich mich nicht genug wundern, wie es geschehen konnte. Bruder, in zwei Monaten... Und das andere weifst Du; von uns sind noch zwei Drittel da, und in neun Jahren, Bruder, in neun Jahren ...

Heuer war auch der Landesschulinspektor hier — sonderbar, was ihm da jetzt eingefallen ist. Er war nicht hier, um seine Herrlichkeit zu zeigen. Er sprach lange mit ihm wie ein älterer Bruder, wie ein Freund, fortwährend hatte er ihn aufgemuntert und sagte, dafs

*) Verlagsgenossenschaft der kroatischen Schriftsteller. Für den Beitrag von 6 Kronen (= 5 Mark) jährlich beziehen die Mitglieder im Jahre einige Bände der besten Werke des kroatischen Schrifttums und Übersetzungen aus fremden Literaturen.

er „grofse Hoffnungen“ in ihn setze. Und beim Abschiede wünschte er ihm gute Gesundheit, ach, hat er denn nicht gesehen, dafs er schon krank ist? Seinem Auge ist es aber nicht entgangen, wie der Schulinspektor unangenehm erschauerte, als er beim Fortgehen seine schwitzende Hand nahm, und er hat sie doch vorher heimlich in der Tasche abgewischt, nur damit sie nicht von Schweifs bedeckt sei ... Und sieh mich an! — wieder erinnert er sich des Freundes Nikola — sieh, Nikola konnte nicht gehen, mager, blafs kam er ins Bad — und er sprach es nicht zu Ende, es war nicht nötig.

Wieder mufs er stehen bleiben. Einmal schüttelt ihn ein kalter, dann wieder ein heifser Schauer. Er befühlt die Stirne, sie ist heifs und mit kaltem Schweifse bedeckt. Er fühlte sich förmlich gedrängt, ein wenig auszuruhen, das war jetzt sein einziger Gedanke ... ausruhen, lange, lange, für immer ausruhen. Vor sich sah er die Welt, sah das Tal, Vrtnjakovac — er kehrte schon zurück; da meldet sich das Leben: aus den Rauchfängen steigen Rauchsäulen empor, und oben in der Luft verfliefsen sie mit dem grauweifsen Nebel; weifse Tauben kreuzen über dem Dorfe, die Gänse schnattern, die Schläge einer Holzhacke werden hörbar und die Rufe eines Kindes, und von weitem hört man aus dem Dorfe, wie der Jude mit einem Bauer wegen eines Truthahns zankt.

Das alles liegt vor seinen Augen, dringt zu seinen Ohren, ergreift ihn aber gar nicht: alles ist so unbestimmt; sein Organismus leidet unter starker Depression, nur ausruhen, aus-

ruhen... Er weiſs, daſs er zu Hause Weib und Kinder hat, aber das scheint ihm so weit, weit zu sein, und nur das Ausruhen ist nahe. Er bückt sich noch mehr, noch tiefer zieht er den Hals ein, hüllt sich in seinen alten Rock und geht seiner Schule zu, geht schwer und der Kot schnalzt unter seinen Füſsen...

II.

Zur selben Zeit ist seine Familie in der Küche; Weib und vier Kinder. — Die Küche ist geräumig, aber ärmlich. Hinter der Türe ist ein Gestell mit Töpfen, Tellern und anderem Küchengeräte, etwas weiter steht ein Bett von weichem Holz für die Dienstmagd, hinter ihm ein Tisch und eine Bank, und darüber hängen an der Wand blecherne Schüsselchen, für die Kinder, und jedes Kind kennt schon sein Schüsselchen, wenn sie auch anscheinend alle gleich sind. Das vierte Schüsselchen ist noch kleiner, das kleinste Kind, Ivica, kann noch nicht allein essen. Der Kleine sitzt in einem alten runden Korbe, mit einem Kissen und dem Reste einer alten Decke umgeben, damit er nicht fällt. Er schreit nicht. Vor sich auf der Decke bemerkt er eine kleine Feder und greift jetzt nach ihr mit seinen kleinen Fingerchen. Er plagt sich natürlich vergebens, denn der Gegenstand ist zu winzig und er kann seine Fingerchen noch nicht recht gebrauchen und mit den kleinen Augen kann er die Entfernung des Dinges nicht recht ab-

schätzen. Auch die andern Kinder spielen ruhig. In der Mitte der Küche ist ihr Tischchen mit den Bänken. Der älteste Sohn, Lujča — er ist noch nicht volle fünf Jahre alt — hat ein Täfelchen vor sich, einen Griffel in der Hand und kritzelt. Dann liest er: i-u-i-u-o, und zeigt auf was immer — er kommt öfters zum Vater in die Schule und hat sich manches gemerkt — und drängt das jüngere Schwesterchen Justa — sie zählt noch nicht drei Jahre — die sich am Tischchen angelehnt hat und seinem Kritzeln zuschaut: „No, Juta, sage: i-u, so sag' doch, na." Aber Justa will heute nicht gehorchen. Und ihr Schwesterchen Jelka — diese steht im vierten Jahre — hat ein Töpfchen vor sich, zerschneidet eine Kartoffel, die sie der Mutter gestohlen hat, in kleine Scheiben, wirft sie in das Töpfchen und will kochen (gestern hat sie Erbsen gekocht). Eine ganze Kartoffel hatte sie schon zerschnitten, als es die Mutter bemerkte. — Sie ist heute ungewöhnlich nachdenklich, schweigt den ganzen Vormittag. Auch in der Küche ist es traurig. Das neblige Licht dringt nur durch ein Fenster ein, und in den Winkeln ist es fast dunkel. Sie steht am Sparherd und scheint in den Dampf zu starren, der den Töpfen entsteigt. Es kommt die Magd — sie war im Zimmer um einen Teller — und sagt, daſs der Herr liegt. Frau Ljubić überraschte die Nachricht nicht, erschreckte sie nicht. — „So . . ." sagt sie nur und dieses Wort drückt keine Überraschung aus. Das war für sie nichts Neues, nichts Besonderes. Sie ist jetzt das fünfte Jahr mit ihm und so pflegt es gewöhnlich zu sein

die Magd ist neu und kennt das noch nicht. Er quält sich in der Schule so ab, dafs er sich nach dem Unterrichte gewöhnlich niederlegen und etwas ausruhen mufs. Ach, warum ist er so! Gut sagte es ihm der Nachbar, Ivan Budor: „Was reibst Du Dich so auf, sei kein Narr, Du hast doch Weib und Kinder. — Du plagst Dich, damit Deine Schule zu den besten zähle, und sieh, wie Du ausschaust! — Ach, sieh mich an, Bruder, wie ich jetzt bin. — Ich habe nur eines noch im Sinne: das zehnte Dienstjahr, das soll ich nur erleben, das Weib, Kinder ...“ Er erlebte das zehnte Dienstjahr nicht. Und es tötet nicht blofs die Schule. An den Feiertagen ist er den ganzen Tag in der Kirche: zwei Messen, die Vesper. Es ist überhaupt sonderbar, dafs er sich darüber noch aufregt. Wenn er aus der Kirche nach Hause kommt, wirft er sich in den Lehnstuhl und vor Müdigkeit und in Folge einer dummen Aufregung kann er gar nicht essen. Und so ist es nicht nur an den Feiertagen!... Er hat gebeten, dafs er für das Orgelspiel entschädigt werde. — Er rief die Frau zum Tische; sie setzt sich zu ihm und lehnt den Kopf an seine Schulter. — „Schau,“ sagt er ihr, „jetzt wollen wir rechnen, wie oft ich Orgel spiele, und dann schreibe ich das Bittgesuch.“ — Sie nahmen den Kalender und begannen die Feiertage zu zählen; sie zählten fünf und sechzig. Jeden Tag zwei Messen und die Vesper, das macht schon hundert fünf und zwanzig. Dazu kommen noch verschiedene Feierlichkeiten, Frühmessen, Prozessionen und es zeigt sich, dafs er drei hundert fünf und zwanzigmal im Jahre den Orgel-

dienst versieht. — „Ich werde das alles schön aufklären... und es ist nicht möglich, daſs sie nicht zahlen. Und wenn sie jedesmal nur fünfzig Kreuzer geben, könnten wir doch schon leben. Was glaubst Du, werden sie's geben?“ „Ach, so viel nicht!“ gibt er sich gleich selbst zur Antwort, er kennt sie ja gut. — „Wenn sie, sagen wir, dreiſsig Kreuzer geben, könnten wir von dem Ertrag uns und den Kindern Kleider kaufen und von dem Gehalt würden wir schon irgendwie leben.“ — Sie gaben aber nicht fünfzig, nicht dreiſsig und nicht zehn, sie gaben nichts. Das ist seine Pflicht, er soll nur orgeln. Und so vergeudet er das Leben, er vergeudet es. In der letzten Zeit ist er ganz abgehärmt... Ach ja, jetzt sind die Frühmessen, jeden Tag von sechs bis sieben ist er in der Kirche und steht schon um fünf Uhr auf; oh, warum regt er sich nur so auf! Nachher wieder in der Schule bis zwölfe, und Nachmittag bis in die Nacht, jetzt sind die Tage schon kurz, und wo ist da noch die Wiederholung, die Aufgaben und was weiſs sie, was noch alles! Und abends muſs er noch dienstliche Korrespondenzen erledigen, Berichte schreiben... — „Oh, meine Liebe, das sind die Amtsstunden eines Lehrers!“ sagte er ihr unlängst gegen elf Uhr nachts, als er einen Bericht versiegelte. Abgehärmt ist er, gräſslich abgehärmt, nun, Gott sei Dank, jetzt ist er schon im dreiſsigsten Jahr, er wird's aushalten. Man sagt, daſs bis zum fünf und zwanzigsten Jahre für die Lunge die gröſste Gefahr besteht. — Da erinnert sie sich aber des Nachbars Budor, der war schon vier und dreiſsig,... sie erhauert...

Da läutet es Mittag. Die Kleinen heben die Köpfe und fangen sich an zu bekreuzen, mit den Händchen hin und her über die Brust fuchtelnd, und sprechen nur: „Vater, Sohn.“ Lujča setzt noch dazu „heiligen“ und „Amen“. Die Mutter hat ihnen heute nicht die Hand geführt, lehrte sie nicht, sie betet heute selbst nicht. Gleich wird sie mit dem Mittagessen fertig sein; er ärgert sich, wenn es zu Mittag nicht fertig ist; für ihn kocht sie schon seit einigen Tagen etwas Anderes. Vom Huhn ist noch etwas geblieben, Suppe wird für alle genug sein, und für ihn ist noch ein Stückchen Rindfleisch da, und sie und die Kinder werden Erdäpfel essen. Sie muſs ihm eine etwas ausgiebigere Kost vorsetzen. Einige Monate hindurch war die Kost etwas minder, nur so leere Speisen, und Fleisch nur an Feiertagen, um das für die Anschaffung von Kleidern und Beschuhung erforderliche Geld zu ersparen — alle brauchen neue Kleider und Schuhe und der Winter ist schon da, und sieh, wie schlecht sieht er aus! Wahrscheinlich deshalb, denkt sie sich. Ja, es ist nötig ihn besser zu nähren, wenn's auch keine Kleider geben wird. — Er aſs aber heute nicht, schlürfte nur einige Löffel Suppe und nahm einige Brocken Fleisch; er spricht nicht, sieht ihr nicht ins Gesicht, senkt nur die Augen auf den Tisch und zum Boden. Sie sah ihn verstohlen an, und ihr Blick blieb jetzt an seinen verwelkten Lippen haften, jetzt an den glühenden Augen, und senkte sich wieder über das blasse Antlitz. Sie drang nicht auf ihn ein, zu essen, denn er ärgert sich darüber. Wenn die Kinder nicht

*

wären, wär' es hier furchtbar traurig, tot, aber die sorgenlosen Kinderstimmchen vertreiben die Bangigkeit und erfüllen das Zimmer mit jungen, lustigen Rufen. Sie fangen an das Brot zu suchen. — „Gib ihnen!“ sagt er. — „Ach, Du meinst nur, gib, gib, hast doch gesehen, daſs sie ihre Portion schon aufgegessen haben. Woher soll ich so viel hernehmen, Du weiſst ja doch, wie's geht... Woher soll man es nehmen! Sie sollen lieber die Zuspeise essen.“ — Er sagt kein Wort mehr, seufzt nur, geht in das andere Zimmer und legt sich wieder nieder, und seine Familie geht langsam in die Küche.

III.

Und er ging auch Nachmittags in die Schule. Ihm ist in den neun Jahren, seit er dient, das Pflichtgefühl so tief in Blut und Mark gedrungen, daſs er auf sich selbst ganz vergiſst. Wie er im Zimmer die Schritte der Kinder vernommen hat, wurde er schon unruhig. Sieh, die Kinder kommen eine Stunde Weges her; ach, was, eine Stunde! Manche müssen anderthalb Stunden gehen, und die Milica Koprivnjak nahezu zwei Stunden, und sie wird gewiſs kommen, gewiſs... Und wie sollte er sie zurückschicken, ohne sie etwas zu lehren, aus einer solchen Ferne sollten sie umsonst herkommen? Viele solche Gedanken kamen über ihn und seine eigene Empfindung verlor sich

immer mehr ... und wie er auf die Uhr sieht und bemerkt, daſs er schon vor einer halben Stunde in der Schule hätte sein sollen, erschrickt er förmlich (oh, wie konnte er nur so einschlummern!) und geht rasch hinüber. Auf dem Gange bemerkt er an der Türe seine Tochter Jelka. Sie sieht ihn mit ihren groſsen blauen Augen an, lächelt ihm zu, dann wendet sie das Köpfchen und blickt wieder hinaus. Sie erwartet jemanden und ist schon ganz blau vor Kälte, denn eine kalte Luft strömt durch die Haustüre herein. Auch er erzittert, erschauert wie im Fieber. Man hört, wie draufsen groſse Stiefel gereinigt werden. Er weiſs, daſs Milica Koprivnjak in die Schule kommt, in den Stiefeln ihrer Schwester und im Rocke der Mutter. Er hat sich nicht geirrt, da ist Milica schon an der Türe. Der Rock fällt ihr über die Knie und die Stiefeln werden vom Rocke verdeckt. Sie geht, die Arme, und hebt kaum die schweren Stiefel. — „Wie sollte ich nicht in die Schule gehen?“ denkt Ljubić. — Jelka lächelt wieder: „Sie kam!“ Wahrscheinlich wollte sie sagen: „Du bist doch gekommen, lang wart' ich schon auf Dich.“ Auch Milica lächelt ihr zu, steckt gleich die Hand in die Schultasche und reicht ihr einen Apfel. Die Kleine wird heiter, den Vater blickt sie nicht an, nimmt mit einer Hand den Apfel und mit der andern greift sie in die Tasche: „Da hast Du noch Brot!“ — „Nimm, nimm!“ sagt Milica und Jelka zieht ein Stück Kukuruzbrot hervor und läuft lustig in die Küche ... Den Vater überrascht es, es flimmert ihm vor den Augen und in sein Herz schleicht ein trauriges Gefühl ...

Er streichelt die Milica, gibt ihr drei Kreuzer und tritt in das Schulzimmer. Bevor er zu beten anfängt, überblickt er die Kinder. Alles ist ruhig, still, bereit zu beten, etwas unterbricht aber dennoch diese feierliche Stille... Jemand isst, man hört, dass er isst und mit den Lippen schnalzt. Wer ist das? Er sucht ihn mit den Augen. Dort, in der dritten Bank. Ach, das ist ja sein Kind, sein Lujča. Er sitzt ruhig, in der Hand hält er ein Stück Kukuruzbrot und schaut das Brot und den Vater an. und seine blauen Augen leuchten so lieb. Ljubić zuckt suzammen. Zuerst fällt ihm die Verordnung des Komitats ein — er kennt auch ihre Zahl — die den Lehrern den Vorwurf macht, dass unmündige Kinder in die Schule kommen und das ist wegen der Disziplin verboten, gleich aber kommen andere Vorstellungen, stark, mächtig und drängen alles zur Seite. Die Wahrheit, die nackte, niederschmetternde Wahrheit offenbart sich ihm! Wie begierig schaut sein Kind das Brot an, und ihm wird alles klarer und klarer. Er sollte es von hier entfernen, aber nein, es soll essen, es soll nur essen. Er hebt die Hand, um zu sagen: beten wir... aber die Sprache versagt ihm, er kann vor Aufregung nicht sprechen (die Kinder haben ihn auch so verstanden und fingen an zu beten), und seine Schultern beginnen zu zittern. Damit ihn die Kinder nicht sehen, wendet er sich ab. Hier ist das Kruzifix, sein Gesicht reicht gerade zu den Knien des Gekreuzigten, und er stützt sich mit den gefalteten Händen auf das Kreuz, der Kopf sinkt ihm in Hände und so bricht er in Weinen aus. Es ist ihm

klar, vollkommen klar: er kann seine Familie nicht ernähren. Das hat er auch früher gewuſst, aber die deutschen Pädagogen unterdrückten lange mit ihren Theorien diese Gewiſsheit, dann erinnert er sich der Schule, der Vorgesetzten, des Orgelspiels, des Gartens, des Weingartens, des Bienenhauses, der Protokolle, Berichte... Und auf das Jammern seiner Frau hatte er stets nur die barsche Antwort: „Gib Ruh', laſs' mich in Ruh', es gibt viele, die noch ärger leben." — Und weiter starrt er in seine Bücher, oder läuft in die Schule, in die Kirche, oder in den Garten. Aber endlich kam die Wahrheit doch zum Durchbruche, stieſs die furchtbare Pädagogenlitanei zur Seite, die Schule, die Vorgesetzten, den Garten und das Orgelspiel.,. alles, alles stieſs sie zur Seite und plötzlich stand die bloſse, nackte Wahrheit vor ihm... diese Wahrheit ist kurz, aber niederschmetternd, sie umfaſst nur vier Worte: Wir können nicht leben. Ach ja, und das ist alles, alles, „wir können nicht". Etwas Schweres, Trübseliges, Unerfreuliches fängt an sein Herz zu bedrücken und von neuem fühlt er sich unwohl, der Atem wird ihm kurz, der Kopf fängt an weh zu tun, und die Füſse schwer zu werden.

IV.

Unterdessen ist sein Weib in der Küche. Sie sitzt auf der Bank, mit Kinderkleidchen im Schosse, und flickt und mit den Gedanken

scheint sie sehr weit zu weilen. Nur Justa ist noch mit ihr, sie schichtet das Holz in der Öffnung unter dem Sparherde, Ivica schläft. Da kommt Jelka mit Brot und Apfel hereingelaufen. — „Gib, gib!“ schreit Justa und die Schwester geht zu ihr: „Ja, ja... da hast Du und teile es.“ — Die Mutter sieht es, sie weiſs, woher ihr Kind die Sachen hat, aber sie regt sich deswegen nicht auf; es zieht an ihr vorbei wie jener Schatten, der vor uns über die Erde hinschleicht und wir, die wir beschäftigt sind, beachten gar nicht die Wolke ober uns, die der Wind vorwärts treibt. Sie sieht durch das Fenster auch das Tal, die Hügel und die Wolken über denselben, sie empfindet auch das unangenehme Halbdunkel, aber alles scheint ihr so unbestimmt, es steigt ein anderes Bild vor ihr auf... Weit, weit unten steht ein Meierhof am Ufer der ruhigen Karašica. Ein herrlicher Abend senkt sich auf die riesige Ebene herab, aus der dort weit in Ungarn der spitzige Karšanj emporragt. Das Horn des Hirten ertönt, zuerst in der Ferne, dann immer näher und immer stärker. Das Dorf belebt sich, siehe da, die Herde kehrt von der Weide heim. Die Tore öffnen sich, die Kühe brüllen, die Kälber blöcken. Und wieder tritt Stille ein, die Dämmerung sinkt herab und das Schilf dort unten fängt geheimnisvoll zu flüstern an. Ach, es ist alles so wunderbar, so berückend, und ihr gefällt es hier in Zagorien nicht. Ja, auch hier ist es schön, aber für sie gibt es keinen Zauber hier, dort unten, unten... Sie weiſs selbst nicht warum, aber dorthin rufen sie die Stimmen aus der Kindheit,

die ersten Stimmen, die ersten Eindrücke. Und dann der Winter dort! Da im Hofe gibt's gegen zwanzig gemästete Schweine. Der Vater wählt, welches zunächst geschlachtet werden soll; eins verwilderte im Walde, das wird er erschiefsen. Und in der Nacht kommen auch Wölfe in den Hof; auch sie hat einmal aus dem Fenster auf sie geschossen. Sie heulen furchtbar, als ob sie sich ärgerten, dafs die Ställe so gut versperrt sind... Sie selbst hat aber die Wölfe nur selten gehört, ihre Familie pflegte den Winter meistens in Esseg zu verbringen. Dort steigen ihr am Trottoir junge Herren nach, hüsteln, oft erklirrt auch ein Säbel. Auch zu den Fenstern schauen sie frech hinauf. Sie aber sieht sich nicht um, sie geht nicht zum Fenster, sie kümmert sich nicht um sie, ihre Gedanken kehren in ihr Dorf zurück, am Ufer der ruhigen Karašica, dort ist der junge Lehrer, der von oben aus Kroatien gekommen ist. Er kam eines Samstags spät gegen Abend. Am nächsten Morgen war sie in der Kirche, und seine Stimme machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf sie. Sie drang tief in ihre Brust, bis ins Herz hinein und ergofs sich von dort in ihr Blut, sie fühlte es. Nach der Messe trafen sie sich vor der Kirche. Es gab ein starkes Gedränge und die Leute drückten sie aneinander. Sie fühlt seinen Körper an ihren Lenden, an ihren Hüften. Er stützte sich leicht auf ihre Schulter, und sein Ellbogen berührte leicht ihre Brust. Sie erschauert... Er entschuldigt sich und schreit den Leuten zu: stofst nicht so!... Sie fühlt seinen Atem auf ihrer Stirne, wendet den Kopf

ein wenig und ihre Blicke begegnen sich und sie erzittert noch stärker... Er kam selten zu ihnen. — In seiner Schule hat er sich verkrochen — sagte die alte Janja — wie die Schnecke in ihr Häuschen, und sie hätte ihn gerne gesehen, hätte ihn gerne bei sich gehabt. Am Abend schlenderte sie am Ufer der Karašica dahin und vor ihr flatterten Wildenten auf, um dort weiter in die Sümpfe niederzufallen. Aber eines Tages begegneten sie sich auf dem Felde. Es war gegen Abend, die Sonne schien noch und ihre Strahlen beleuchteten das grüne Gras. Etwas gab ihr Mut — sie weiſs nicht was — sie blickte ihm gerade in die Augen und fragte: „Wo sind Sie denn? So oft blicke ich nach ihrer Schule, Sie sind aber nirgends zu sehen!“ Er erschrickt, blickt in ihre Augen und sie hält seinem Blicke stand. Ach, wie lieb, wie teuer waren nachher die Sonnenstrahlen, das grüne Gras, ach, alles, alles! Sie sprachen zwar kein Wort darüber, es war aber entschieden — zwischen ihnen. Wie süſs war ihr dann das Herumirren am Ufer der Karašica, wie verführerisch, einlullend das Rauschen des Schilfes und wie lustig das Aufflattern der aufgeschreckten Wildenten. — Bevor sie wieder nach Esseg gingen — es war schon im Winter — kommt er zu ihnen, festlich gekleidet, kehrte aber gesenkten Hauptes nach Hause zurück. Es ist etwas geschehen... Sie war nicht zu Hause, erst später hat sie es erfahren. Was mochte denn das gewesen sein — auch sein Benehmen ist jetzt anders. Was ist denn los, was? Und sie fragt den Vater (sie waren schon in Esseg), was geschehen sei? — Er hat um Deine

Hand angehalten. — Und Du, Du... Du hast ihn abgewiesen! — Natürlich.

Als sie dieses Wort vernommen, ging ihr der Atem aus, vor ihren Augen wurde es finster und ohnmächtig brach sie zusammen.

Zwei Monate später brachte ihr Kutscher Verschiedenes nach Esseg und erzählte, daſs der junge Lehrer aus dem Dorfe fortzieht. — Wohin? — Zurück, hinauf nach Kroatien. — So!... Alles ist verloren, er geht schon heute oder morgen. — Sie ging durch die obere Stadt nach Retfalu, ihr Kutscher wird jetzt nach Hause fahren, vielleicht setzt sie sich zu ihm auf den Wagen, sie möchte ihn noch so gerne sehen. Sie ist so traurig... Ein Wagen nähert sich knarrend auf dem in der Sonne leuchtenden Wege. Sie hebt den Kopf — und — das ist ja er, hinter seinem Kopfe steht ein groſser Koffer. Sieh, er hatte sie bemerkt; der Wagen hält, er steigt ab, geht zu ihr. Er sagt ihr das letzte „Lebewohl", geht weit hinauf, nach Kroatien, und gewiſs, sie werden sich nie mehr sehen. Nie, nie mehr! Sie muſs sehr elend ausgesehen haben, denn er ist erschrokken und fragte zitternd: „Und was sollen wir tun — der Vater gibt nicht nach?"

„Gehen wir zusammen zu ihm. Gehen wir; komm', rasch" — und sie faſste kräftig seine Hand.

Und sie traten vor ihn hin und der Vater sah sie so merkwürdig an; sie konnten sich den Blick nicht erklären, erst zwei Tage später verstanden sie ihn: er stürzte sich von der Brücke in die Drau. — Er wies ihn nicht ab, sagte aber, wenn er eine Bettlerin will, soll er

sie nehmen, er habe nichts, nichts. — Und wie war es ihr jetzt schwer, sie wurde sogar krank und sonderbar, sie wollte Ljubić nicht mehr heiraten; der liefs aber nicht mehr nach, er wollte nicht anders...

„Mama, Du bist mein...“ Die kleine Jelka kam zu ihr, legte ihr beide Händchen in den Schofs und sah sie mit ihren grofsen blauen Augen so herzig an.

Die Ljubić fuhr auf.

„Bist Du mein?“ wiederholte die Kleine.

„Ja, Dein, mein Kind!“ sie streichelt sie zärtlich.

„Nicht Dein, mein ist Mama...“ schreit die kleine Justa ärgerlich aus der Öffnung unter dem Sparherde, wo sie das Holz schichtete.

„Justa sagt, dafs Mama nicht mein ist!“ fängt Jelka mit weinerlicher Stimme an und hebt die Händchen zu den Augen.

„Sie ist nicht Dein, Mama gehört mir!“ schreit die Kleine noch heftiger und streckt das trotzige Köpfchen aus der Nische; das Näschen ist auf der Spitze beschmutzt und auch die Wangen und ihre kleinen, runden Augen leuchten noch lebhafter. Und sie konnte sie nicht früher beruhigen, als bis sie die eine an ihre linke, die zweite an die rechte Seite plazierte. — Dann nimmt sie wieder ein Kleidchen in die Hand und will flicken. Es ist schon dunkel, sie sieht schlecht... So arbeitet sie und ihre Blicke bleiben dabei auf ihren Händen haften. Das waren früher so schöne Hände: voll, weifs, glatt, die Finger rund, gegen die Spitze zu immer schlanker und die Nägel mit den Ballen so wundervoll modelliert; und jetzt

scheinen sie ihr förmlich garstig. Sie sind rot gefärbt, von der scharfen Lauge zerfressen, sie wäscht selbst die Wäsche, und durch Einwirkung der Seife löste sich an mehreren Stellen die Haut ab; eben gestern hatte sie Wäsche. Öfters stand sie still, hob die Hand in die Höhe und sah sie lange an und dann die zweite; sie schwieg, aber es schien, als wollte sie sagen: „Wo sind denn meine Hände von einst!“ Und er faſste diese abgearbeiteten, entstellten Hände und küſste sie aus Dankbarkeit. Sonderbar, sie fühlte aber dabei nicht jenen Reiz, wie einst, wenn er ihren Körper berührte. Es war ihr, als wäre es nicht der warme Teint ihres Mannes, aber etwas Lebloses, etwas Fremdes. Sie ist überhaupt so ganz anders, so ausgekühlt und sie ist im Stande ihm aufrichtig zu sagen: „Ich weiſs nicht, was mit mir ist, ich kann mir nicht helfen, aber ich liebe Dich nicht mehr. Ach, wo ist jene Liebe!“

„Du hast Dich doch nicht in den Mitić verliebt?“

„Ach, sei still! Du bist der Einzige, Du . . .“

Und sie schmiegte sich an ihn, und er zog sie an seine Brust. Das war aber nicht mehr die Umarmung eines Mannes und eines Weibes, in deren Innern das Leben braust und schwelgt, das war die Umarmung zweier abgeplagten Menschen, eine stille Umarmung des Mitleids. Stets mit Sorgen kämpfend, hatten sie gar nicht bemerkt, wie sie das Elend vernichtete: es zerstörte die Liebe, vergiftete das Leben. Vor ihnen liegt jetzt nur die fertige Tatsache: tot, alles ist tot.

„Ach, wir sind schon alt!“ sagt er, sie an sich ziehend.

„Alt sind wir, alt!“ lächelt sie durch Tränen.

Und sie ist jetzt vier und zwanzig und er neun und zwanzig Jahre alt...

„Mama, ich war in der Schule...“ Die Türe öffnet sich und der breite, kleine Lujća kommt mit der Schiefertafel in der Hand.

„Aha, ich war in der Schule,“ nickt der Kleine den Schwestern zu, „aha... hab' geschrieben...“

Vom Gange hört man ein Gepolter und Geräusche, die Kinder gehen nach Hause.

V.

Und jetzt beginnt die Nacht heranzurücken, geheimnisvoll, tückisch. Und was ist das nur? — Alles eilt irgendwohin, als läge in der Luft etwas Schweres, Unbekanntes. Die Ljubić arbeitet ungewöhnlich schnell, rasch legt sie die Kinder zu Bette, besorgt das Geflügel, geht rasch, läuft fast in den Stall — sie haben eine Kuh — und unterdessen ist die Nacht schon herangebrochen. Sie wäre noch nicht gekommen, die dunklen Wolken trieben sie aber heran und sie senkt sich nun schweigsam zur Erde. Jetzt erklingt das „Angelus“ und sonderbar, gewöhnlich wird es lange geläutet und die metallenen Töne der grofsen Glocke hallen gedehnt durch das Tal, und heute hört das

Läuten bald auf... Und er ist allein im Zimmer, die Kinder sind noch in der Küche; es geht ihm nicht besser, eher noch schlimmer, aber er steht, er steht, als würde er etwas erwarten...

* * *

Gegen Mitternacht dringt aus der Schule ein furchtbarer Schrei in die dunkle Nacht hinaus und zwei Fenster werden bald darauf erleuchtet... Wieder plätschert etwas auf den Boden, der weibliche Schrei wiederholt sich, und zwar in den höchsten Tönen, deren die menschliche Kehle fähig ist, und aufser diesem Schrei hört man noch eine tiefe Stimme, die nur kurze, unterbrochene, erstickte: ach... ach... ach... hervorstöfst.

Sie steht im weifsen Hemde im Zimmer, beim Kopfende seines Bettes. Er hängt mit dem Oberkörper aus dem Bette, sie erfafste ihn mit der rechten Hand unter den Achseln und mit der linken hält sie ihm die Stirne. Am Boden ist eine Blutlache, geronnenes, dunkelrotes Blut. Ihr weifses Hemd und ihre weifsen Füfse sind mit Blut bespritzt. Am Nachtkästchen flackert unruhig eine Kerze und beleuchtet mit zitterndem Lichte das ganze Bild, sein entkräftetes, totes Gesicht, ihre erschreckten schwarzen Augen, die Blutlache auf dem Boden und das bespritzte Hemd und die Füfse...

„Salz — Salz..." spricht Ljubić die ersten Worte nach jenem gedämpften „ach... ach..." Und das Salz stillt das Blut...

Die Schreie wecken auch die Kinder auf, (nur der kleine Ivica schläft diese Nacht ungewöhnlich ruhig) und sie steigen aus ihren Bettchen. Lujča, im weifsen Hemdchen, steht vor der Blutlache, reibt sich die Augen und schaut verwundert, neben ihm steht die Jelkica im kurzen Hemdchen, mit den Händchen hat sie es herabgezogen und sieht mit weit geöffneten Augen bald den Vater, bald die Mutter und dann das Blut an. Die kleine Justa kann nicht allein aus dem Bettchen steigen und schreit aus der andern Stube: „Mama, hinunter, hinunter, Mama, komm'...“ Aber die Mutter hörte nicht; der Bruder und die Schwester gingen und halfen ihr aus dem Bette.

Währenddem liegt der Kopf des Vaters regungslos auf dem Kissen, seine Augen sind geschlossen, nur die rasch sich hebende Brust ist ein Beweis, dafs er noch lebt. Sie sitzt stumm am Kopfende seines Bettes.

Im ersten Augenblicke dachten sie beide an nichts, waren keines Gedankens fähig. Er war erschüttert und sie wie der Vernunft beraubt. Als der Blutsturz aufhörte, begannen sie gleichsam zu erwachen. Er verspürt irgend eine Kälte, zuerst in den Füfsen, in den Sohlen. — Unterdessen kommt er zu sich und denkt. Und sonderbar, die ersten Gedanken, die ihm jetzt kamen, drehten sich nicht um diese furchtbare Begebenheit, sondern um den Dienst, um die Pflicht herum. Da war es klar: er hat es in diesem Dienste schon verlernt, an sich und die Seinen zu denken; im Kopfe wirbeln ihm ewig die Theorien der Pädagogen, Schulparagraphen, der Garten, die Bienenstöcke, der

Weingarten, die Protokolle, Berichte und die Kombinationen der Orgelregister, mit den kleinsten beginnend, bis zu dem gröfsten von zwei und dreifsig Fufs und ihre Übergänge in die verschiedensten Farbenschattierungen. Diesmal war es ein grofses Glück, denn dadurch wurden seine Gedanken in diesem schrecklichen Augenblicke von der schweren Wahrheit abgelenkt.

Er öffnet die Augen und bewegt leicht den Kopf.

„Morgen ist Donnerstag?“ fragt er mit schwacher Stimme.

„Ja,“ antwortet sie.

„Keine Schule... ach... (kurze Pause), und ich wollte... (Pause) dafs wir morgen... (Pause) die amerikanische Rebe... schneiden,... Aufgaben durchsehen...“

Da wurde auch sie etwas munterer. Ihre Gedanken wandten sich von dem Blute ab.

„Ah, sei nur ruhig!“ sie wischt ihm den Schweifs von der Stirne. — „Was plagst Du Dich damit!“

„Wie spät ist es?“ fragt er wieder leise.

„Halb zwölf...“

„In der Pfarrei dürften schon alle schlafen...“

„Was willst Du? Warum?“ sie fuhr auf, „vielleicht willst Du zur Beichte...“

„Du müfstest dort ausrichten... (Pause) dafs ich morgen bei der Frühmesse... nicht die Orgel spielen werde...“

„Ach, sei nur ruhig, das kann morgen früh geschehen!“ wieder wischt sie ihm den Schweif von der Stirne.

Er seufzt...

Inzwischen sind die Kinder in ihren Hemdchen gekommen und bleiben vor dem Bette stehen.

„Blut..." fängt der kleine Lujča zuerst an, mit der Hand auf den Boden zeigend...

„Blut..." wiederholt Jelkica und neigt den Kopf, um besser zu sehen.

„Das ist Blut?..." fragt Justa, den Bruder und die Schwester anschauend. Und alle drei betrachten das Blut und wiederholen: „Blut, Blut, aha, Blut..."

„Ist das Blut?" fangen sie jetzt die Eltern zu fragen an, und diese erschrecken und ihre Gedanken kehren wieder zu dem Blute zurück.

Sie waren zu nüchtern, sahen scharf genug, um sich noch täuschen, um sich noch betrügen zu können. Beiden war es klar, vollkommen klar: er ist nicht weit, er ist nahe, ganz nahe, nur trauten sie sich nicht tiefer über dieses furchtbare Wort nachzudenken, sie trauten sich nicht das Wort auszusprechen; aber alle ihre Gedanken, alle ihre Schmerzen sammelten sich bei diesem einen Worte, das „der Tod" ausgesprochen wird, und hinter dem Worte „Tod" erscheint der schwarze Gedanke: Kinder, Kinder... Er schliefst die Augen und kurz darauf beginnen Tränen über sein blasses, totes Gesicht zu strömen. — So wie sie war, in dem vom Blute bespritzten Hemde, legt sie sich zu ihm, schmiegt sich an ihn, ergreift seine Hand und drückt sie stark, und Tränen füllen ihre Augen. Dann zieht sie sich höher hinauf, umfafst mit ihren beiden Händen seinen Kopf

und drückt ihr tränenfeuchtes Gesicht an das seine...

Und ihre Kinder stehen bei dem Bette, zittern vor Kälte und schauen, schauen, begreifen aber nicht, verstehen nichts. Sie wissen gar nicht, was geschehen ist.

* * *

Jene zwei Fenster in der Schule blieben die ganze Nacht hindurch erleuchtet. Es kamen auch die Nachbarn und so gegen Morgen hörte man vor der Schule, wie in der Stube irgend eine dichte Flüssigkeit auf den Boden fällt, jetzt in gröfseren, jetzt wieder in kleineren Strömen, und jeden Fall begleitet ein ohnmächtiges, erstickes und tiefes: „ach... ach..." Und über diesen „Achs" und diesem Geplätscher des Blutes stöfst eine zitternde Frauenstimme lange, traurige: „J-e-h!" hervor.

*

ŽIVKO BERTIĆ:

EVKAS HEIRAT.

I.

Brünett und klein ist sie, und alles an ihr ist schön gerundet. Wenn sie geht, so ist ihr Gang wiegend, als wollte sie zärtlich tun, oder als sie jemandem trotzen wollte — gleichsam als wenn sie nicht wüfste, will ich oder will ich nicht? Den Kopf neigt sie ein wenig zur Seite und wenn sie an jemandem vorübergeht, schaut sie ihn so wohlwollend, so unschuldig an, als wäre sie die Unschuldigste — und er, wer es immer sei, mufs stehen bleiben und ihr nachblicken.

Ein hübsches Mädchen!

Die Dorfhonoratioren sind ganz vernarrt in sie.

Der Notar hat der alten Vermittlerin schon hundertmal geschworen, dafs er sie mehr liebe als sein einziges Kind, seine Soka, und versprach der Alten einen Hundertguldenschein, versprach ihr Gold und Seide, schliefslich bot er ihr sein ganzes Haus an, dafs er es ver-

kaufen und ihr geben werde, was sie nur wünschen wird — aber umsonst, die Kupplerin gab nur jedesmal zur Antwort: „Ach nein, lieber Herr, es geht nicht!“ Der Lehrer lud sie immer in die Schule ein, er werde ihr Blumen geben, damit sie sie zu Hause umsetze. Der Kaplan sah immer nur sie an, wenn er nach der Vesper in der Kirche den Katechismus prüfte, oder wenn er sonst die Mädchen tadelte, als wäre sie die gröfste Sünderin. Der Vorsteher treibt es schon gar arg. So oft er an Feiertagen ins Dorf kommt, um den Notar zu besuchen, so ist er, wenn der Kolo beginnt, gleich auch schon dabei — es trifft sich so zufällig, wenn er vom Pfarrer oder aus dem Wirtshause kommt. Da stellt er sich ganz nahe bei den Tanzenden auf, der Notar dienstbeflissen neben ihm und schaut ununterbrochen nur Evka an. Er verschlingt sie sozusagen mit den Augen! Und fortwährend winkt er der alten Vermittlerin zu, die wie eine Hexe hinter dem Kolo steht. Die Alte schüttelt aber nur mit dem Kopfe und gibt auch ihm zur Antwort: „Nein, gnäd'ger Herr, es geht nicht!“

Evka Matić ist ein vernünftiges und ehrsames Mädchen. Sie weifs ganz gut, was ein Mädchen, welches Dummheiten treibt, wert ist. Sie hat genug Beispiele vor den Augen, um zu sehen, was die Mädchen davon haben. Auch ihre Mutter ratet ihr immer: „Bleibe mir nur ehrlich, Mädel, hör' auf deine Mutter, die Ehre ist der gröfste Schatz des Mädchens.“ Und der Vater sagt ihr wieder: „Evka, mein Kind, sei vernünftig; jeder kann nach dir verlangen, aber keiner soll mit dir prahlen.“

So sprechen ihre Eltern zu ihr, und sie hat sich ihre Worte gut gemerkt und wird sie nie vergessen. Sie kann lustig sein, sogar ausgelassen, kann singen und im Kolo tanzen, alles, so daſs jemand, der sie nicht kennt, sagen würde: „Na, der braucht man nicht lange zuzureden!“ Nur zu, soll er's nur versuchen, und er wird schon erfahren, was Spaſs und was Ernst ist! Evka versteht jeden Spaſs, macht aber keine Dummheiten.

Evka ist wirklich hübsch. Sie ist hübsch und vernünftig, ehrlich und rechtschaffen, gesund und fleiſsig, willst Du, so wird sie Garben aufladen, willst Du Dich aber nur an dem Anblick ihrer Schönheit ergötzen, auch das kann sie, sie ist zu allem verwendbar, niemand kann ihr Übles nachsagen. Das ganze Dorf hat sie lieb, alle sehen sie gern. Und doch — doch ist Evka Matić nicht glücklich!

Für sie gibt es keinen Burschen im Dorfe... Alle ihre Gefährtinnen haben im Herbst geheiratet, sie allein blieb sitzen. Für sie gibt es kein Haus im ganzen Dorfe.

Das Dorf ist arm, besteht fast nur aus armen Hütten, gröſsere Wirtschaften gibt es nur wenige. Und in denen, die hier sind, findet sich kein Freier, der für sie passen würde, alle ihre Verehrer sind nur arme Häusler.

Und es ist schwer, in dürftige Verhältnisse zu gehen, wenn du nicht in Armut geboren bist. In ihrem Hause wurde immer gut gelebt. Da mangelte es nie an Brot und es gab auch Fett genug. Und jetzt sollte sie sich auf einmal mit dem Elend abfinden, auf fremden Feldern wie eine Taglöhnerin arbeiten und

im Sommer Gerstenbrot essen... Ach, das wäre schwer! Besser, wenn sie überhaupt nicht heiratet und ihr lebenlang ledig bleibt, wie die Keka Liparić, als ihr ganzes Leben eine Bettlerin zu bleiben.

Ja, wenn der Mensch so nach seinem eigenen Belieben und anders als die übrige Welt leben könnte. Das kann er aber nicht! Alle Gespielinnen siehst du verheiratet und nicht eine hat es gut getroffen, keine hat sich gut gebettet, trotzdem aber lachen sie alle und leben, und wenn Du sie lachen siehst, denkst Du Dir, daſs sie wahrscheinlich die Heirat nicht verdrieſst — und Du nimmst Dir vor: jetzt werde ich auch heiraten...

So dachte auch Evka bei sich.

Es fiel ihr schwer an die Armut auch nur zu denken; als sie sich aber erinnerte, daſs alle Gespielinnen verheiratet sind und nur sie übrig geblieben sei, gleich sagte sie sich: „Im Herbst werde ich mich verheiraten, und wenn auch nur an einen Knecht!“ Es war ihr schwer, wenn sie am Sonntag in die Kirche kam und nur jüngere Mädchen als sie selbst um sich herum sah; sie hatte keine rechte Genossin mehr. Oft hat sie schon daran gedacht, nicht unter die Mädchen zu gehen, wenn sie keine Freundin unter ihnen hat, sondern sich in die Bank unter die verheirateten Weiber zu setzen, wie Kaja Šljokin, oder überhaupt nicht in die Kirche zu gehen. Dann dachte sie aber immer, was es für ein Gerede im Dorfe geben und wie es die Mutter betrüben würde, wenn sie unter den Weibern säſse, und deshalb ging sie wieder zur Kirche und setzte sich wieder unter

die Mädchen, aber kaum daſs sie während der ganzen Messe den Mund öffnete; sie saſs nur und schwieg, als wäre sie an die Bank angebunden, nichts konnte sie befriedigen. Was ist zu machen, wenn sie schon so unglücklich geboren wurde und nichts nach ihrem Wunsche geht und nur fremder Willen es ist, dem sie gehorchen muſs?

II.

Evka dachte beständig über ihr Unglück nach, ob sie nun bei der Arbeit war, ob sie mit der Mutter saſs, oder in der Kirche vor den Leuten sang. Immer stand ihr düsteres Schicksal vor ihren Augen und ihr schönes Gesicht war stets bewölkt. Zeitweise konnte sie vergessen und lustig werden, das dauerte aber einen Augenblick. Wie sie den Kopf von der Auſsenwelt abwendete, kamen wieder alle Sorgen über sie.

Mein Gott, wie schön waren ihre ersten Mädchenjahre, wo sie noch jung war wie der Tau am Morgen und voll unbestimmter Erwartungen — damals, wenn die frühen Herbstabende kamen und sie sich mit ihren Freundinnen unter den Armen faſsten und nach dem Abendessen im hellen Mondenscheine durch das Dorf zogen und sangen, daſs das ganze Dorf davon wiederhallte! Es ging ihnen vom Herzen. Es gährte und brauste alles in ihnen, besonders in Evka. Damals wuſste sie, daſs sie das ganze Dorf lobt, und manche Mütter

sie zur Schwiegertochter wünschen, und jetzt, im Herbst, bis die Männer im Dorfe um die Mädchen werben werden, da wird so mancher auch zu ihrer Mutter kommen und die Mutter wird jedem sagen: „Ach, meine Evka ist noch zu jung, es kann nicht sein, sucht euch eine andere aus.“ Es ist doch schön, wenn Dich alle möchten, wenn Dich alle bitten und Du sagst ihnen nur ein Wort und sie ziehen traurig davon. Nicht ein einziger von den Burschen, die um sie warben und die sie kannte, gefiel ihr. Aber das macht nichts — es werden schon andere kommen, um ihre Hand anzuhalten, auch aus den fremden Dörfern, sie wird sich schon verheiraten, sie wird nicht sitzen bleiben. Dessen war Evka sicher, das machte ihr keine Sorgen.

Aber es vergingen drei und vier Jahre und es kam keiner der Erwarteten und während der Zeit heirateten alle andern Mädchen und sie blieb zurück... Sie hätte nie geglaubt, daſs es dazu kommen könnte!

Es stellten sich viele ein, aber keiner war der richtige. Aus dem Dorfe kamen lauter arme Schlucker und von draufsen auch nichts Besseres. So manchem besseren Burschen aus den umliegenden Ortschaften gefiel sie; wenn es aber dazu kam, daſs er heiraten sollte, so mischten sich das Dorf und die Verwandtschaft in die Angelegenheit und der Bursche wurde nicht so, wie er, sondern wie sie es wollten, verheiratet. Und Evka wartete weiter. Sie wunderte sich nicht darüber, denn sie wuſste, daſs die auswärtigen Burschen nur aus Not oder aus Trotz in ein fremdes Dorf einheiraten.

Jeder nimmt lieber ein Mädchen aus dem eigenen als aus einem fremden Dorfe, denn das eigene kennt er, während das fremde Gott weifs wie ist. Deshalb hat sie bald erkannt, dafs sie von aufsen nicht viel Gutes zu erwarten habe, wenn sie im eigenen Dorfe kein Glück hat.

Und in ihrem Dorfe ist gar keine Aussicht auf ein Glück. Nächstes Jahr wär's vielleicht möglich, wenn sie aber noch ein Jahr wartet, wird sie nicht mehr in der Mode sein. Jeder wird sagen: „Die wird bald schon alt, die pafst nicht für unsern Jungen" — und er wird an ihr vorbei in das Nachbarhaus gehen und sie wird dann zusehen können, wie er eine Schlechtere sucht und sie stehen läfst. Sagen ihr ja jetzt schon die Leute, dafs sie alt ist! Und sie ist es auch wirklich — das zwanzigste Jahr hat sie schon vollendet, und alle andern Mädchen sind jünger als sie, keines ist bis zum zwanzigsten Jahre ledig geblieben.

Es gibt kein Warten, sie mufs diesen Herbst heiraten. Sie mufs heiraten und wenn sie einen Knecht nehmen sollte, so oft sagte sie sich das schon.

Aber wen?

Wen soll sie wählen, wenn ihr keiner gefällt? Das war eine schwere Frage.

Auch dieses Jahr warben manche um sie; wenn sie es aber ruhig überlegte, so fand sie alle gleich. Auch diesmal waren es nur arme Burschen, und je hübscher einer war, desto ärmer war er auch. Sicher hat sich das Sprichwort: dafs es bei den Reichen schöne Ochsen und bei den Armen schöne Söhne gibt, noch

nie so bewahrheitet, wie in diesem Fall. Unter den Bewerbern waren auch zwei Witwer, aus besseren Häusern, sie waren auch als Männer annehmbar, es sind aber Witwer. Es wäre eine Schande für sie, die doch das erste Mädchen im Dorfe war, einen Witwer zu heiraten und fremde Kinder zu kämmen und zu waschen. Wenn sie sich daran nur erinnerte, dafs sich sogar schon Witwer trauen, um sie anzuhalten, da war es ihr gleich, als hätte sie eine Schlange in das Herz gebissen, und sie nahm sich vor, keinen Witwer zu heiraten, selbst auf die Gefahr hin, ledig bleiben zu müssen. Sie wird einen Burschen heiraten, mag er wie immer sein, wenn es nur ein Bursche sein wird.

Das alles ist leicht zu sagen. Man spricht, denkt aber nichts dabei. Aber wenn man überlegt, kann man sich dabei leicht in die Zunge beifsen. Man kann sein Leben auch nicht an den ersten besten Pfahl anbinden. Es ist das Herz da und auch der Mund, der fragt.

Wenn Evka nach ihrem Herzen wählen könnte, dann wäre ihre Wahl leicht. Es gibt genug hübsche und ehrliche Burschen. Wer fragt aber heute noch das Herz? Der Mensch lebt nicht vom Herzen, er mufs auch etwas im Magen haben. Mit vollem Herzen kann man in eine leere Hütte nicht hinein; die Gedärme sind kein Dudelsack; wenn die Gedärme anfangen aufzuspielen, tanzt nicht das Herz, aber es tut, als wäre es gar nicht da. Schwer ist die Armut, jeder sucht ihr auszuweichen, und wenn sie noch so ein hübsches Gesicht hätte. Für den Mund mufs gesorgt werden,

das Herz wird sich schon zurecht finden. Es wird klagen, wird sich aber auch ausklagen; man stirbt nicht daran. Wenn es ihm nur gut geht!

Aber unter den Söhnen aus den Bauerngründen gibt es nicht zweie zur Auswahl, es ist nur ein einziger da, und ob man mag oder nicht, es bleibt keine andere Wahl.

Und dieser eine ist — Aleksa Čolakić. Ach, wenn sich Evka seiner nur erinnert, rollt schon eine heifse Träne über ihre Wange und es tut ihr weh, dafs gerade er für sie bestimmt sein mufs, als wäre sie das ärgste Mädchen auf der Welt.

Weder er noch seine Familie waren anständig. Das Haus der Čolakić galt seit jeher für unrein. In ihrer Tracht und in ihrer Lebensweise unterschieden sie sich von allen andern Leuten. So kannten sie schon die ältesten Leute im Dorfe und so kennt sie auch das heutige Geschlecht.

Heute schneidet kein Mensch mehr im Dorfe das Getreide mit der Sichel, nur die Čolakić. Und zur Erntezeit ziehen die Weiber alte Hemden an, wie man sie vor hundert Jahren getragen hat, und ihr alter Schnitter Korda schmückt noch heute seinen speckigen breiten Hut mit Ähren und stimmt jenes uralte Lied an, das aufser ihm niemand mehr kennt. „Oj lado le . . .“ *) Ebenso drischt heutzutage jeder das Getreide auf der Maschine, der Reiche sowohl als der Arme. Die Armen verbinden sich zu diesem

*) Unübersetzbar, kommt meist am Anfange von Liedern vor.

Zwecke, führen das Getreide auf die Dreschtenne und in einem Tage haben fünfe fertig gedroschen. Nur die Čolakić dreschen noch mit Hilfe von Pferden und werden es noch hundert Jahre so treiben. Einen Stahlpflug kauften sie sich auch erst vor drei Jahren und einen Wagen mit eisenbeschlagenen Rädern besitzen sie auch heute noch nicht; sie bedienen sich noch immer der alten Holzräder.

Den Mais ackern sie auch nicht mit dem Pfluge ein, sondern mit Hacken, die dummen Weiber sind schon ganz buckelig geworden vom ewigen Graben. Und wenn Du in ihr Haus kommst, als kämest Du in einen Schweinestall. Da weifs man nicht, wo man ist. Die Gluckhenne mit den Hühnern treibt sich fortwährend in der Stube herum. Unter den Bettstellen haben sie ein ganzes Kornmagazin, und wenn sie im Herbst das Korn anders wohin übertragen, kommen wieder Erdäpfel unter die Bettstätten und bleiben dort über den ganzen Winter. Eine Zeitlang hatten sie auch Fässer mit Sauerkraut in der Stube stehen, und im Winter, wenn bei ihnen einige Nachbarn zusammenkamen und die Männer rauchten, gab es dort einen solchen unaussprechlichen Gestank, dafs dort kaum ein Christenmensch aushalten konnte; die Čolakić genierte das aber nicht. — Die Weiber sind wie die Männer. Sie kennen sich nicht einmal anziehen und haben auch nichts, was sie anziehen könnten. Mehlspeisen backen sie am offenen Herde, und essen aus Holztellern. In ihrem Hause wird so gelebt, wie die Feldhüter und Viehtreiber irgendwo in den Wäldern leben. Sie wollen

nichts Neues einführen, wie die andern Leute, jede Neuanschaffung ist für sie nur eine unnütze Ausgabe, sie können sich das nicht leisten. Die ganze Welt kann es, nur sie können es nicht. So waren sie immer den Leuten nur zum Spotte und nie hat ein anständiges und ehrliches Mädchen in ihr Haus eingeheiratet. In den letzten Jahren aber fing man ganz anders an von den Čolakić zu sprechen, die Leute kamen auf einmal in die Mode. Früher waren sie immer die Letzten im Dorfe, jetzt fingen sie plötzlich an sich unter die Ersten zu mischen. Man zählte hier wenig Wirtschaften, wo es das ganze Jahr hindurch genug Brot gab, so daſs sie nicht nötig hatten, zu Ostern Korn zu kaufen. Und Häuser ohne Schulden gab es noch weniger. Unter diesen war aber das Haus der Čolakić. — Sie bilden eine ziemlich groſse Familie, vier verheiratete Paare, an Grund und Boden haben sie gerade nicht viel, sie arbeiten aber alle einträchtig, sind sparsame Leute, haben genug Korn fürs ganze Jahr und wissen nicht, was Schulden sind. Sie hören nur, daſs die Schulden schlimme Gesellen sind und sparen deshalb noch mehr.

Und weil sie keine Schulden haben und das Korn in ihrem Hause nicht ausgeht, ist ihr Ansehen im Dorfe gestiegen und wer sie früher verspottete, lernte sie jetzt achten.

„Ungewaschen sind sie, dafür sind sie aber gerieben, meine Liebe,“ pflegten die Mütter zu ihren Töchtern zu sagen, und so erlangten die Čolakić im Dorfe eine gewisse Achtung.

„Das ist alles recht schön,“ sagte immer Evka zu sich, wenn sie darüber nachdachte,

„es ist schön, daſs sie alles haben und niemanden zu bitten brauchen, aber sie selbst sind eklig, wer sollte denn mit ihnen leben?“

Evka erinnerte sich, daſs man von ihnen erzählt, daſs das Brot, das sie essen, schwarz wie die Erde sei. Das Korn reinigen sie nie, die Weiber waschen es ein wenig, dann tragen sie es in die Mühle und mahlen es so, wie es ist. Nur damit ja nichts verloren geht. Erbsen essen sie trocken, ohne Fett und im Winter wird nie gekocht, sondern man lebt da nur von Zwiebel und Schwarzbrot. Ihr Schweinehirt trägt die ganze Woche hindurch ein Stück Speck im Sacke, darf ihn aber erst Sonntag aufessen. Er trägt ihn nur mit, damit er zeigen kann, daſs er auch welchen hat.

Und nicht allein, daſs sie so leben, alle Männer aus der Familie sind so garstig und zuwider... Mager und hager wie die hungrigen Jahre. Alle haben lange Hälse und ihr Adamsapfel ist dick wie die Faust. Ihr Kopf ist klein und keiner hat ein Kinn und einen rechten Unterkiefer — sie sehen wie Eichhörnchen aus. Jedem ragen zwei breite Zähne aus dem Munde heraus, wie zwei Schaufeln und das Gesicht ist stets wie zum Weinen verzogen. Nicht einmal einen anständigen Bart haben die Leute, nur einige gelbe Borsten unter der Nase, just wie ein Stoppelfeld.

Und Aleksa, ihr jüngster, scheint schon der ärgste von allen zu sein. Sonntag, wenn alle Burschen grüne Hosen und neue, rot eingefaſste Opanken mit schwarzen Schnüren anziehen und sich mit dem kroatischen Nationalbande umgürten und stehen, Du, mein lieber

Gott, wie aufgemalt da — da zieht der einzige Aleksa ein grobes, gewöhnliches Hemd an, das ihm auch gar nicht paſst, wie den andern Burschen. Die Mutter hat wahrscheinlich mit der Leinwand gespart, als sie es ihm zugeschnitten hat, und deshalb ist es kurz und knapp ausgefallen, so daſs er aussieht, als wäre er schon längst aus dem Hemde ausgewachsen. Seine Füſse, lang und dünn, wie die eines Storches, steckt er in alte, schmierige Fetzen und in uralte, vertretene Opanken, wie man sie vor hundert Jahren getragen hat. Keine Weste hat er an, kein anständiges Band, keinen Hut auf dem Kopfe — nichts, gar nichts männliches, nur noch eine Pfeife in den Mund und ein Tuch um den Leib, und es wäre eine Vogelscheuche aus ihm.

Zu all' dem soll er nicht einmal recht bei Verstand sein!

Wenn Evka an das alles dachte und sich den ihr beschiedenen Burschen vorstellte, wurde sie jedesmal traurig und weinte still und bitter — warum war ihr, gerade ihr, so ein Mensch bestimmt!

III.

Und die Ćolakić schickten unaufhörlich zu Evkas Mutter, daſs sie ihre Tochter für ihren Jüngsten haben möchten. Als sie erfuhren, daſs man von ihnen im Dorfe besser zu sprechen beginnt, wurden sie gleich dreister und sahen sich gleich nach dem besten Mädchen

im Dorfe um. Zu Hause sprachen die Weiber nur von der Evka, als von ihrer angehenden Schwägerin. Mit Evka selbst hatte keine von ihnen gesprochen, denn sie verstanden es nicht, so wie andere Weiber, Sonntag nach der Messe zu ihrer Auserwählten zu kommen und hübsch vom weiten mit ihr über das und jenes ein Gespräch zu beginnen und sie zum Schlusse mit einem Apfel oder sonst mit etwas zu beschenken — sie taten alles hinter ihrem Rükken. Sie waren sich dessen aber sehr sicher, daſs sie die ihrige werden wird, und immer sprachen sie nur von ihr und prahlten schon mit ihr vor den Leuten.

Und ihr Jüngster, wie er hörte, über wen gesprochen wird, faſste auch Mut und abends beim Kolo heftete er sich fortwährend an Evka's Fersen. Er durfte zwar nicht sich ihr zeigen, war aber unaufhörlich hinter ihr her. Sie tanzt im Kolo und er tummelt sich irgendwo in ihrer Nähe. Sie läuft wohin mit den andern, Aleksa setzt ihr gleich nach. Die Burschen und Mädchen lachten darüber, selbst Evka lachte mit. Aber Evkas Lachen war bitter. „Sieh, Evka," sagte ihr eine Freundin, „Dein Aca muſs Dich doch sehr gern haben." Und Evka lächelte — aber hundertmal lieber hätte sie geweint. Öfters packten die Burschen Aleksa und stieſsen ihn gegen sie — und er wurde verlegen, lächelte dumm und glückselig zugleich wie ein Kind und rannte davon. Die Burschen brachen in schallendes Gelächter aus und dieses Lachen zerriſs Evka das Herz. In solchen Augenblicken wurde sie miſsgestimmt und haſste Aleksa so, daſs sie oft

gleich nach Hause ging, nur damit sie ihn nicht sieht; zu Hause setzte sie sich in einem Winkel nieder und weinte, weinte, bis sich der Schlaf ihrer erbarmte.

Evka hat mit Aleksa noch nie ein Wort gesprochen, sie kannte ihn nur vom Sehen und Hören.

Eines Abends hatte sie gerade Lust mit ihm zu sprechen, um zu sehen, wie er ist. Vielleicht ist er gar nicht so dumm, wie die Leute sagen.

Es war an einem Samstag abends, der Dudelsackpfeifer kam nicht und die Mädchen tanzten daher nicht, sondern standen beisammen vor dem alten Hause des Notars, unter Maulbeerbäumen und sangen Lieder, und die Burschen scherzten und tummelten sich um sie herum. Auch Aleksa war unter den Burschen. Er mischte sich nicht in ihr Treiben, bummelte nur herum, sah ihnen zu und lachte.

Evka saſs mit andern Mädchen auf der Brücke und beobachtete ihn.

„Mein Gott," dachte sie, „was wird das für ein Leben werden mit so einem Tölpel." Erst gestern wieder sprach sie mit der Mutter über ihn und die Mutter sagte, daſs, wenn sie nicht ins Elend gehen wolle, sie in das Haus der Čolakić gehen müsse, etwas anderes gäbe es für sie nicht... Uh, wie soll sie ihn aber heiraten und für ewig sein werden, wenn er so ist? Wenn er doch so wie die anderen Burschen wäre, an ihm ist aber gar nichts männliches... Es überlief sie kalt, wenn sie daran dachte, daſs sie sein werden soll.

Da erklang am Kreuzwege vor dem grofsen Wirtshause die Tamburica und alle Burschen und Mädchen liefen hin. Auch Evkas Gefährtinnen sprangen auf, Evka aber blieb auf der Brücke sitzen. „Geht ihr nur," sagte sie, „ich komme gleich nach." Und sie dachte bei sich: „Just werde ich bleiben und spreche mit ihm."

Auch Aleksa schickte sich an mit den Burschen zu gehen; als er aber bemerkte, dafs Evka nicht mit geht, blieb er stehen und sah sich nach allen Seiten um. Da bemerkte er sie auf der Brücke und kam zurück.

„Warum bist Du denn hier allein zurückgeblieben?" fragte er sie, als er zu ihr kam und warf sich wie ein Kürbis in den Graben.

Auf einmal faſste er Mut, als er sah, dafs aufser ihnen zweien niemand da ist, und hätte gerne ein Gespräch mit ihr angefangen.

„Warum?..." sprach Evka langsam, als wollte sie über sich selbst spotten. „Du bist ja mein Freier, ich mufs mich doch mit Dir einmal besprechen!"

„Ehe!" lachte Aleksa.

„Und unsere Weiber haben Dich gerne," fing er durch ihre Antwort noch mehr ermutigt weiter zu sprechen an. „Unsere Tante Fica sagt, dafs Du ihr von allen Mädchen am meisten gefällst und dafs sie nur Dich haben will und keine andere. Und meine Mutter sagt, dafs sie Dich schon gern gehabt hat, wie Du noch ganz klein warst..."

„Gott sei Dank, dafs mich die Deinen gerne haben," erwiderte Evka ruhig und kühl, gerade so, wie wenn der Mensch nur mit der Zunge spricht und nicht mit dem Herzen und

dem Verstande. Es war ihr bange, was weiter sein, wie er sich ihr jetzt zeigen werde.

„Und hast Du mich gerne?“ fragte sie ihn plötzlich und verzog die Lippen zu einem leichten Lächeln.

„Ehe!“ lachte wieder Aleksa kurz und dumm und senkte die Augen zum Boden, wie ein Knabe, der sich einer Schuld bewufst ist.

Evka brachte ihn mit ihrer Frage in eine nicht geringe Verlegenheit. Er schwieg eine Weile, vergebens nach einer Antwort suchend, dann fing er an mit aller Kraft mit dem Stocke an das Geländer zu schlagen, so dafs ihn Evka ermahnen mufste, er solle damit aufhören, weil es sonst die Burschen hören und herkommen würden. Er hörte auf, aber er konnte vor Erregung nicht still halten und nahm den Stock unter die Knie, fafste ihn an beiden Enden und fing sich an zu wiegen, wie ein Eisbär, die Blicke hinauf zum Monde erhebend. Er schien dort zu suchen, was er sagen könnte, fand aber nichts.

Auf einmal sprang er auf und sagte freudig zu Evka:

„Was glaubst Du, wenn wir jetzt eine grofse Leiter hätten und auf den Mond hinaufkletten könnten, wie grofs wäre da der Mond?“

Er war sichtlich erfreut, dafs ihm etwas einfiel, womit er das Stillschweigen unterbrechen konnte.

Evka war einen Augenblick über die dumme Frage ganz aufgebracht.

„Wie grofs der Mond wäre?“ wiederholte sie mit verwunderter, unwilliger Stimme, und

erhob sich ein wenig, ihn zornig anblickend. Dann beruhigte sie sich und sagte:

„So groſs wie dein Schädel, glaube ich!“

Aleksa wurde verwirrt.

Er fühlte gut, worauf diese Worte gemünzt waren und wurde aufgeregt, errötete und bekam einen Hustenanfall. Und Evka konnte das Lachen nicht mehr verhalten, bedeckte das Gesicht mit den Händen und strengte sich an, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Zwischen den Fingern sah sie das aufgeregte, dumme Gesicht Aleksas an. Aleksa bemerkte dieses Lachen und es brannte ihn noch stärker.

„Unser Vetter Luka sagt,“ fing er an sich selbst die Frage zu beantworten, indem er sich stellte, als hätte er Evkas Worte nicht gehört, „Vetter Luka sagt, daſs er so groſs wäre, wie unser Hof... Er sieht nur vom weiten so klein aus, aber in der Nähe ist er viel gröſser...

Evka hörte ihm aber nicht zu, sie lachte nur und er wurde wieder verlegen und schwieg.

Jetzt wuſste er nicht mehr, was er sagen und was er tun sollte. Er fühlte, daſs sich nichts gut machen läſst, Evka lachte ihm ja in die Augen. Am liebsten hätte er sich davon gemacht, wuſste aber nicht, wie er es anstellen sollte. Es war ihm schwer und traurig ums Herz, er hätte weinen mögen. Er wiegte sich ohne Unterlaſs weiter hin und her, noch immer den Stock unter den Knien haltend, den Kopf aber wendete er zur Seite, und wenn ihm Evka in die Augen hätte sehen können, hätte sie gesehen, daſs Tränen in seinen Augen glänzten. Er sah an ihr vorbei in das

Abenddunkel, er sah lange vor sich hin und dachte angestrengt nach, was er ihr sagen könnte, konnte aber nichts erfinden. Und kam ihm irgend etwas in den Sinn, so traute er sich nicht es zu sagen und schwieg. Auch Evka war still. Sie hatte das Lachen unterdrückt; jetzt stand sie da und wartete, was weiter sein wird. Jetzt hatte sie ihn schon durchschaut, jetzt weifs sie, wer er ist, mehr braucht sie nicht zu wissen. Jetzt mufs sie noch die Unterhaltung zu Ende führen, wenn sie sie schon einmal begonnen hat. Sie stützte sich mit einer Hand auf das Geländer und wendete auch den Kopf ab. Sie sah aus, als hätte sie sich in Gedanken vertieft; sie dachte aber an nichts, sie hatte nichts mehr zu denken, jetzt war sie mit Aleksa im Klaren, nur zeitweise sah sie ihn mit traurigem Lächeln an und jedesmal verspürte sie Lust auszuspucken, so ekelte sie das alles an.

Und gerade jetzt, in diesem unglückseligen Momente, schluckte Aleksa heftig.

„Na!“ schrie Evka voll Ekel auf, sich auf der Brücke emporrichtend und eine Stellung annehmend, als wollte sie ihm sagen: „Marsch, du Schwein, scher Dich weit fort von mir!“

Aleksa wunderte sich, was ihr auf einmal ist, was er verbrochen.

„Das sagst Du mir?...“ fragte er sie unsicher, furchtsam. Gleich aber fiel ihm eine Ausrede ein. — „Ich hab' heute,“ sagte er, „viel Mohnnudeln gegessen. Wir hatten sie heut' zu Mittag und ich hab' eine volle Schüssel aufgegessen, ich esse sie so gern...“

So sprach er, aber Evka war schon von der Brücke aufgesprungen und lief wie ein Reh längs des Zaunes der Gasse, wo sie wohnte, zu.

IV.

Der erschrockene Aleksa sprang auch auf die Füfse, als Evka davonlief. Ohne zu wollen, lief er ihr anfangs nach, erst als er sah, dafs sie fortwährend weiter läuft, blieb er verwundert stehen.

„Wohin?... Ei! Wohin läufst Du denn?..." rief er zwei-, dreimal. Aber Evka hörte nicht auf ihn, sie lief nur, als trügen sie die Feen. Der Gedanke an seine Nähe trieb sie wie der Wind, nur weit, weit von ihm! Als sie zu dem leeren Raume kam, der ihre Gasse von der Nachbargasse trennt und wo keine Hütten stehen, nur Gärten und der der Gemeinde gehörige Mais, dicht wie ein Wald, flog sie wie ein Blitz hinein und wand sich rasch durch das Dickicht hindurch. Früher traute sie sich nicht einmal in Gesellschaft anderer Mädchen über diese Stelle, weil hier verschiedene nächtliche Erscheinungen gesehen wurden. Sie hat selbst einmal, als sie mit ihrer Schwester um Mitternacht nach Hause ging, eine weifse Gans gesehen, wie sie allein in der Finsternis herumirrte, als suche sie etwas. Auch jetzt fiel ihr das ein, aber sie schofs wie ein Pfeil über das Feld, ohne darauf zu achten, dafs ihr hier etwas begegnen könnte, nur damit sie dem

Aleksa entgehe, damit er sie nicht einhole. Sie fühlte ihn fortwährend hinter sich, glaubte, dafs er ihr nachläuft und traute sich nicht umzusehen. Wie sie bei ihrem Hofe anlangte, fiel sie mit ganzer Kraft auf das Tor, drückte auf die Klinke, das Tor öffnete sich aber nicht. Sie überzeugte sich gar nicht, ob das Tor wirklich geschlossen ist oder nicht, sondern lief zum Zaun, erkletterte ihn wie eine Katze und sprang in den Hof.

Da konnte sie erst aufatmen. Zuerst horchte sie, ob ihr Aleksa nicht nachgekommen sei, ob er nicht vielleicht schon vor dem Tore stehe, und da sie nichts hörte, setzte sie sich beruhigt auf einen Stofs Ziegeln, der neben dem Tore aufgeschichtet war.

Sie setzte sich nieder und schon liefen Tränen über ihre Wangen. So weinte sie still. gleichsam als wüfste sie nicht davon. Sie dachte gar nicht mehr an Aleksa und auch sonst an nichts, sie empfand nur die riesige Last ihres Geschickes und weinte, weinte.

Die Schürze in den Händen haltend und sich langsam die Tränen trocknend, safs sie so eine volle Stunde da. Dann erhob sie sich, um in die Stube zu Bette zu gehen.

Langsam öffnete sie die Haustüre, damit sie niemand hört, ebenso die des Zimmers und blieb dann bei ihrer Bettstelle stehen, die sich gleich links in der Ecke als die erste neben der Tür befand. Sie wollte sich das Bett richten. Es war aber schon vorbereitet, die Mutter hatte es gemacht... Wie sie das sah, wurde sie, ohne zu wissen warum, noch trauriger. Sie bemitleidete sich selbst und ihre Mutter,

Die arme Mutter, hat nur sie allein, und hat so viel Sorgen wegen ihr! Gestern, wie sie mit ihr über ihren unglückseligen Freier sprach, wie sie da weinte und klagte! Sie möchte ihr ja das eigene Herz geben, aber einen Mann nach ihrem Wunsche kann sie ihr nicht geben... Die arme Mutter!... Evka wurde betrübt und überwältigt vom Schmerz, vergrub sie den Kopf in die Kissen, die ihre Mutter für sie zurecht gelegt, und als fühlte sie noch ihre Hände an den Kissen hier, benetzte sie sie mit heifsen Tränen und weinte, weinte, sich kaum eines lauten Schluchzens enthaltend. In diesem Augenblicke bedauerte sie mehr die Mutter als sich selbst. Wie viel Sorgen hatte sie mit ihr gehabt, solange sie noch klein war, und welche Sorgen macht sie ihr noch jetzt!... Bei Tag und Nacht denkt die gute Mutter nur an sie und ihre Heirat. Und sie ist noch mürrisch ihr gegenüber, als täte sie ihr etwas Böses. Wenn ihr etwas nicht recht ist, gibt sie ihr die Schuld, als wenn sie dafür könnte. Über Aleksa hatte sie mit ihr noch gar nicht gesprochen. Wenn die Mutter nur seinen Namen erwähnt, macht sie gleich ein finsteres Gesicht, zieht das Kopftuch über die Augen und wendet den Kopf ab, als wollte sie die Mutter zu etwas Schlechtem überreden. Und die Gute weint und klagt dann, als hätte ihr jemand einen Stich ins Herz versetzt. Ihr armes Mütterchen — als ob sie daran schuld wäre, dafs es für sie keinen besseren Burschen im Dorfe gibt!

In solche Gedanken über die Mutter vertieft, hob sie zwei-, dreimal den Kopf aus den

Kissen und sah hinüber zum Bette der Mutter. Der helle Mondschein fiel gerade durch das Fenster herein, und Evka konnte alle Falten und Runzeln in ihrem gealterten Gesichte unterscheiden. Auf dem breiten Bette nahm sie so wenig Platz ein. Ganz zusammengekauert lag sie da, bis zum Kopfe mit der Decke zugedeckt, die Hände unter den Kopf gelegt und schwer atmend, schlief sie den schweren Schlaf eines müden, sorgenvollen Menschen... Ach, sie möchte jetzt am liebsten hinlaufen und sich an sie schmiegen, sie umarmen und küssen, dafs sie sich ganz verlieren würde bei ihr, bei ihrer geliebten Mutter!...

Da bewegte sich jemand im Bette, das beim Fenster, zwischen ihrem und dem Bette ihrer Mutter steht.

Evka hob den Kopf und bemerkte ihre Hausgenossin Tonka.

Sie war das Weib ihres Cousins. Vor drei Jahren kam sie in ihr Haus und Evka war Kranzeljungfer bei ihrer Hochzeit. Seit der Zeit nannten sie sich Schwester. Sie lebten auch wie zwei Schwestern im Hause und hatten sich lieb. Tonka war immer gut und vernünftig wie eine alte Person.

„Liebste, Du weinst," sagte sie leise zu Evka, sich im Bette aufrichtend. Evka warf den Kopf wieder in die Kissen und weinte noch heftiger.

Tonka wollte nicht mehr fragen — wozu auch, sie kannte ja ihr Leid, sie stand aber vom Bette auf, kam zur Evka und mit einer Hand ihren Kopf umschlingend, drückte sie sie zärtlich an sich.

„Weine nicht, Du Einzige," sagte sie freundlich und mitleidsvoll. „Du bist ja nicht allein auf der Welt, die so eine Last auf dem Herzen trägt. Es gibt wenige, die glücklich werden, und doch leben alle. So wird's auch mit Dir sein."

Evka hob den Kopf, umarmte Tonka lebhaft und zog sie an ihre Brust.

„Ach, Du Liebste, Du Einzige!..." seufzte sie tief, den Kopf an Tonkas Arm neigend. „Sicher ist aber keiner so etwas beschieden wie mir!..."

Eine Weile hielten sie sich so umschlungen, dann zog Evka ihre Freundin mit sich hinaus aus der Stube.

Draufsen setzten sich beide auf der Schwelle nieder. Evka fing nun an Tonka alles nach der Reihe zu erzählen, wie sie mit Aleksa gesprochen und wie er ihr zuwider geworden ist.

„Ach, Liebste!" schlofs sie weinend. „Lieber will ich ins dunkle Grab hinabsteigen, als sein Weib werden! Ich kann nicht, ich kann nicht, schwarz und düster steht er vor meinen Augen, er ekelt mich an, ich kann ihn nicht leiden, kann ihn nicht leiden, nicht einmal sehen will ich ihn, wie denn erst sein Weib werden für ewig!... Statt eines Hochzeitsgeschenkes, Liebste, nähe mir das Totenhemd — ich werde nie heiraten, ich mag ihn nicht!"

Diese Worte brachten auch Tonka zum Weinen. Sie taten ihr wehe, als wäre Evka ihre eigene Schwester. Sie fing an Evka zu trösten, glaubte aber selbst nicht daran, was sie sprach.

„Sprich nicht so, Liebste," sagte Tonka. „Versündige Dich nicht gegen Gott ... Ich hab' Dir schon so oft gesagt: Du bist nicht die Einzige, uns allen ergeht es so ... Du bist noch jung, hast Deine Mutter, Deine Familie, die Dich lieb hat und für Dich sorgt, Du hast es bis jetzt immer gut gehabt, warst der Liebling im Hause ... So geht es aber nicht weiter, der Mensch bleibt nicht ewig ein Kind ... Es kommt die Zeit und Du mufst die Mutter verlassen, und eine Mutter findest Du nirgends mehr, dafür findest Du aber einen fremden Mann — ob einen guten oder einen schlechten, das läfst sich nicht im voraus sagen. Du darfst nicht glauben, dafs man oft den findet, nach dem das Herz verlangt ... Die Jugend ist dieser Ansicht, das gibts aber nicht. Leben mufs man, das ist das Wichtigste, und wenn's dir dann nur gut geht, ob es dem Herzen lieb ist oder nicht, das hat nichts zu sagen. Das Herz beruhigt sich schon, wenn sonst alles gut ist. Der Mensch gewöhnt sich daran im Walde mit den Tieren zu leben, wie sollte er sich im Dorfe an einen Mann nicht gewöhnen ... Du darfst Dich nicht so kränken, Liebste, es wird Dir so gehen, wie allen andern, nicht besser und auch nicht schlechter."

So sprach Tonka zu ihr, aber dabei konnte sie sich des Schluchzens nicht enthalten, heifse Tränen rannen fortwährend über ihre Wangen, sie konnte sich selbst nicht beruhigen, wie denn erst Evka!

Und Evka weinte ununterbrochen, solange Tonka sprach. Tonkas traurige Worte konnten sie nicht beruhigen, sie reizten sie nur noch

zu heftigerem Weinen. Schliefslich konnte sich auch Tonka nicht mehr halten, hörte auf zu reden und weinte still mit ihrer Freundin. Ach, wie sie sie bedauerte, die arme Evka!... Was für ein unglückliches Mädchen sie ist, wie keine zweite sonst!...

So weinten sie lange zusammen. Und in den Tränen fand Evka endlich Erleichterung. Es war, als wenn die aufrichtigen, warmen Tränen ihrer Freundin ihr wundes Herz erwärmt hätten, auch sie fing langsam an, sich zu beruhigen. Als sie sich beide beruhigt und aufgehört hatten Tränen zu vergiefsen, blieben sie noch eine Zeitlang in enger Umarmung auf der Schwelle sitzen und ohne zu sprechen, überliefsen sie sich in der milden Nachtruhe ihren bittersüfsen Empfindungen. Auch das Mondlicht erlosch, eine dunkle Wolke bedeckte den Himmel, und sie starrten in dieses tiefe Dunkel, eine ebenso dunkle und unklare Zukunft vor sich erblickend.

Und als sich der Hahn auf dem Maulbeerbaume hören liefs und heftig mit den Flügeln schlagend und aus voller Kehle krähend, den nahen Tag verkündete, erhoben sich auch die beiden und kehrten langsam in die Stube, zur Ruhe zurück.

V.

Als Evka am nächsten Morgen aufwachte, war sie ruhig und zufrieden, als wenn die Tränen von gestern ihr Herz beschwichtigt hätten;

sie sah das Leben so ganz anders vor sich als gestern. Sie wunderte sich nur.

Sieh, wie einem über die Nacht der Kopf zurecht gesetzt wird, wie sollte er es nicht durch das ganze lange Leben werden! Und was ihr gestern schwarz erschienen, sah heute ganz anders aus! So ist schon einmal das Leben. Von welcher Seite immer du es betrachtest, von jeder sieht es anders aus, sein wahres Gesicht kannst du nie erfassen. Nichts ist beständig darin. Und die Menschen ebenso, von jeder Seite anders, wer kennt ihr richtiges Maſs und ihre wahre Gestalt?...

Evka hatte gestern den Worten Tonkas nur mit halbem Ohre gelauscht, trotzdem aber hat sie sich alles gut gemerkt. Jetzt, beim Erwachen, erinnerte sie sich dieser Worte.

Gut hat ihre Schwester gesprochen, wie wenn sie es aus einem Buche gelesen hätte. Wenn sie keinen andern hat, wird sie ihn heiraten, sie muſs ihn heiraten, wen denn sonst! Es ist wirklich nicht wert, sich und die Mutter so zu quälen, wenn's anders nicht sein kann... Und recht hat Tonka, daſs sich der Mensch sogar an das Tier gewöhnt, wie denn erst an den Mann... Recht hat sie, sie wird sich auch an Aleksa gewöhnen!

Oh, Aleksa!... Wenn sie sich an ihn nur erinnerte, stiegen ihr gleich Tränen in die Augen, sie hielt sie aber zurück, warum sollte sie auch fortwährend weinen, wie ein kleines Kind, sprach sie sich Mut zu — was nutzt ihr das Weinen: was nicht sein kann, kann nicht sein, und Schluſs!.. Nein, es geht nicht an-

ders, sie wird Aleksa heiraten, sie wird in das Haus der Čolakić gehen!...

So hat sie sich endlich entschlossen. Wie ein Reh sprang sie aus dem Bette.

Es war schon spät, alle ihre Leute waren schon zur Arbeit gegangen. Sie hatten sie zurückgelassen. Sie wollten sie auch wecken, Tonka sagte aber: „Lass't die Arme, soll sie schlafen, es ist ihr nicht ganz wohl und gestern ging sie spät zu Bette." — So blieb sie denn zurück und sollte später nachkommen.

Tonka hat gleich in der Früh der Mutter alles erzählt, was gestern vorgefallen ist und was sie mit Evka gesprochen. Die Mutter weinte sich darüber wieder die Augen wund. Nachdem die Hausgenossen das Haus verließen, ließs sie alle Arbeit stehen, setzte sich beim Herde nieder und wartete nur, bis Evka aufwacht, um sich mit ihr zu besprechen. Die Tür vom Zimmer ließs sie offen und jeden Augenblick stand sie auf und spähte in die Stube, um zu sehen, ob ihr Goldkind noch schläft oder ob es schon aufgewacht ist. Es war ihr angenehm, sie ruhig schlafen zu sehen. „Schlaf' nur, mein Herz!" lispelte sie immer, wenn sie die schlafende Evka sah, wartete aber ungeduldig auf ihr Erwachen, um mit ihr reden, um ihr sagen zu können: sie brauche ihn nicht zu heiraten, wenn er ihr so zuwider ist, wenn sie ihn nicht mag!... Sie müsse schließslich noch dieses Jahr gar nicht heiraten, sie sei noch nicht so alt, könne noch warten und aufs Jahr käme vielleicht ein besserer Freier. »Oh, Du mein Herzchen!" dachte sie bei sich. — „Mein Leben würde ich gerne für Dich hin-

geben, was soll ich aber tun, wenn ich Dir nicht helfen kann!"

Wie Evka aufwachte, hörte sie die Mutter im Hause geschäftig tun und fühlte es jedesmal, wenn sie in die Stube hineinblickte. Sie wollte sich aber nicht melden und stellte sich schlafend. Sie überlegte noch alles ruhig — dachte an die Mutter — warum sie wegen ihr so leiden soll, wenn ihr nicht zu helfen ist, nein, sie wird keine Dummheiten mehr machen, wird nicht ihr Herz zu Rate ziehen, wenn's anders nicht geht, wird sie Aleksa heiraten.

„Mutter!" rief sie lustig, sich endlich entschliefsend und aus dem Bette springend.

„Ei, Kind!" erwiderte die Mutter und sprang von ihrem Schemmel, wie von einer Feder emporgeschnellt.

„Ist es denn schon so spät, Mutter? Unsere Leute sind sicher schon bei der Arbeit. Wo sind sie denn?..."

Sie konnte die Frage gar nicht beenden, als sie das verweinte, traurige Gesicht der Mutter erblickte. Es trat ihr auf einmal das Bild der Mutter Gottes unter dem Kreuze vor die Augen und überwältigt von all' ihrem Leide und ihrer Liebe, umschlang sie lebhaft ihre Mutter und ein Strom heifser Tränen netzte den Nacken der Mutter. Und die Mutter schluchzte laut auf vor Schmerz und Trauer!

„Du mufst ja nicht... mein liebes Kind..." begann die Mutter zitternd vor Rührung und bestrebt, ihr alles zu sagen, was sie sich vorgenommen.

Evka aber schmiegte sich, als sie bemerkte, daſs ihre Mutter alles weiſs, noch fester an sie; ach, wenn sie sie verschlingen könnte mit ihren Küssen, diese teuere Mutter, wie sie sie liebt, wie gerne sie sie hat, und wie leidet sie wegen ihr!

Bald erinnerte sich aber Evka, daſs sie etwas ganz anderes macht, als was sie sich vorgenommen, und machte sich von der Mutter los. —

„Und warum weinen wir, Mutter?“ sagte sie entschlossen. Sie zuckte noch vor verhaltenem Weinen, bemühte sich aber mit aller Kraft, das Weinen zu unterdrücken, sich zu beruhigen.

„Du muſst ja nicht, meine Liebe... ich zwinge Dich nicht...“ fing wieder die Mutter an, die Tränen zurückhaltend.

„Ich weiſs ja, Mütterchen, daſs Du mich nicht zwingst, ich hab' es auch nie gesagt und nie gedacht, aber ich habe selbst beschlossen zu gehen..“

Sie wendete sich ab, um ihren Rock und die Schürze zu nehmen und sich langsam anziehend, setzte sie ruhig und entschlossen fort: „Ich habe mir vorgenommen, daſs ich zu ihnen gehen werde, es ist besser dort, wo wenigstens etwas ist, als irgendwo in Armut zu verkümmern. Die Hauptsache ist doch das Leben, alles andere kommt von selbst...

Die ersten Worte hatten die Mutter überrascht... Sie hörte auf zu schluchzen, kreuzte die Hände über die Brust und mit den Augen jede ihre Bewegung verfolgend, fing sie an aufmerksam zuzuhören, was Evka spricht...

Sie hätte nie geglaubt, solche Worte von ihr zu hören, am allerwenigsten heute.

„Ich habe mir gedacht," sprach Evka weiter, „soll's sein, wenn's Gotteswille ist... Wahrscheinlich ist es mir so bestimmt... Und Tonka hat recht, der Mensch gewöhnt sich an das Tier, ich werde mich auch an ihn gewöhnen."

„Ja, ja, so ist's, mein Liebling!" stimmte die Mutter freudig bei und konnte kaum den Augenblick erwarten, da sie Evka alles sagen wird, was sie über das unglückselige Heiraten denkt.

„Ich hab' ja deinen Vater auch nicht gar so gerne gehabt, und sieh, Gott sei's gedankt, ich hab' ein ganzes Leben glücklich mit ihm gelebt. Wenn es von der Liebe abhängen würde, mein Kind, da würden wenige Leute mit einander leben... Was ist die Liebe — nur eine Dummheit, die nur kurz währt. An die Liebe denken nur die Jungen — und es ist nichts, von der Liebe lebt niemand... Höre nicht das, meine Liebe, was Dir die andern sagen, und frage nicht zu viel dein Herz, halte Dich daran, was Dir dein Verstand und deine Mutter sagt... Deine Mutter ist dein bester Freund... Ich denke an nichts anderes, als an Dich, mein Kind, und weifs, dafs es besser wäre, wenn sich ein Haus und ein Freier finden würden, wenn aber beides nicht zu haben ist, ist's besser, das Wichtigere zu nehmen, das, wovon man lebt... Kümmere Dich nicht viel darum, was die andern sagen und dafs sie lachen, lass' Du ihn heute und morgen wird ihn jede andere nehmen... Der Welt darfst Du

nicht viel trauen, die Welt ist eine Lüge und ein böser Geselle, Du findest keinen besseren Freund, als deinen Vater und deine Mutter...“

So sprach die erfreute Mutter, Evka aber war nicht gelaunt sie lange anzuhören. Diese Worte konnten sie ja nicht fröhlich stimmen. Sie wuſste gut, daſs ihr keine goldenen und honigsüſsen Worte Aleksa versüſsen können. Alles ist unnütz, Worte sind Worte. Sie sind bloſs ein leeres Gerede, aber keine Medizin. Mit den Worten wird die Erinnerung nur ein wenig verwischt, aber sie kann nicht vergessen gemacht werden, und auch das Herz fühlt sich durch Worte nicht erleichtert. Ihr war nur das angenehm, daſs sie die Mutter etwas erheitert und beruhigt hat, und jetzt kann sie weiter gehen, um diese aufmunternden Worte nicht länger hören zu müssen, denn sie fühlte, daſs ihr die Kraft versagen könnte und sie diesen lügenhaften Worten widersprechen müſste. Nachdem sie sich angekleidet, unterbrach sie die Mutter mit der Frage, wo die Hausleute arbeiten.

„Sie dreschen Hanf in der Scheune,“ erwiderte die Mutter mit gleicher Stimme, als gehörte dies auch zu ihrer Rede. — „Du muſst aber nicht hingehen, wenn Du nicht willst, mein Kind. Bleib nur zu Hause. Du wirst noch genug arbeiten in deinem Leben, bleib nur bei deiner Mutter.“

Evka aber trachtete schon hinauszukommen. „Ich gehe doch, muſs etwas Bewegung machen,“ erwiderte sie und den Kopf mit einem Tuche bedeckend, ging sie hinaus.

*

Die Mutter ging mit ihr. Sie hätte es am liebsten gesehen, wenn Evka zu Hause geblieben wäre, um sich mit ihr gründlich auszusprechen, nun, wenn aber das Kind an die frische Luft hinaus will, so soll es gehen, sie wird sie noch ein Stückchen begleiten.

Evka ging nicht direkt in die Scheune, sie schritt durch den Hof in den Obstgarten und wollte von rückwärts in die Scheune gelangen. Und die Mutter begleitete sie bis in den Garten, sie konnte sich von ihr nicht trennen. Unterwegs, da sie gemerkt, dafs Evka über die Heirat nicht reden will, sprach sie über Verschiedenes, dachte aber fortwährend nur an das Eine; es wollte ihr nicht in den Sinn, wie sich Evka so plötzlich verändert hat. Oben im Garten standen sie noch lange beisammen und sprachen über verschiedene Dinge, beide an das Gleiche denkend, dann trennten sie sich endlich. Die Mutter kehrte in das Haus zurück, Evka ging hinaus in die Felder.

Am Rückwege blieb die Mutter einigemal stehen und sah sich nach Evka um. Evka wufste es und hob den Kopf hoch und schritt mutig und lustig aus — aber den Kopf wenden durfte sie nicht: abermals netzten Tränen ihre Wangen, sie weinte...

Auch die Augen ihrer alten Mutter füllten sich mit Tränen. Unterwegs mufste sie sich öfters die Augen mit der Schürze wischen. Es wurde ihr wieder schwer um das Herz, als wäre ihr ein Klumpen Blei auf das Herz gefallen; sie kann ihr aber nicht helfen... einen Freier kann sie ihr nicht geben...

VI.

Kaum zwei Wochen sind seit jenem Abend vergangen, wo sich Evka mit Aleksa unterhalten hat, und da kam die Tante Aleksine zu den Matić, um zu fragen, was mit ihrem Mädchen sei, ob sie Aleksa heiraten werde, ob die Čolakić zur Brautwerbung kommen können. Aleksa hatte gleich an demselben Abend nach dem verunglückten Gespräch zu Hause geprahlt, dafs Evka mit ihm gesprochen habe. Da dachten sich die Weiber, dafs sie jetzt schon dürfen, denn Evka hätte nicht ohne jeden Grund mit ihrem Burschen gesprochen.

Zur selben Zeit aber, wo Tante Aleksine zu den Matić kam, erhielt Evkas Mutter die Botschaft von einem Meister aus dem Nachbardorfe, dafs er Evka heiraten würde, wenn er sie bekäme.

Deshalb sagte Evkas Mutter zu Tante Aleksine, dafs sie ihr noch keine bindende Antwort geben könne, da sie Anträge von mehreren Seiten erhalten habe, sie möge später kommen, dann würde sie bestimmte Antwort hören; für jetzt sollen es ihr die Čolakič nicht übel nehmen, sie schiebe es nicht hinaus, um sie los zu werden, sie müsse aber die Sache gut überlegen. — „Du weifst ja selbst wie das ist, Gevatterin," sprach die Mutter, „jetzt verheirate ich sie einmal für ihr ganzes Leben, ich hab' ja nur die einzige Tochter und mufs daher gut überlegen, wem ich sie gebe. Nimm's

deshalb nicht übel, Du und Patin Therese und ihre Familie. Wenn's bestimmt ist, werden sie sich angehören, wenn ich auch jetzt sagte: ‚Nein', und ist es ihnen nicht bestimmt, so würde es nichts helfen, wenn ich auch sagte: ‚Hier habt ihr sie, nehmt sie gleich mit nach Hause.' Du weifst doch, dafs alles Gottes Wille ist, nichts ist so, wie wir es haben möchten."

„Ja, ja, recht hast Du, so ist's, Gevatterin," erwiderte Tante Aleksine, „ich weifs, was es heifst, sich zu verheiraten. So machst es Du, so machte es meine Mutter und so eine jede andere. Bevor Du Dich für eine Seite entscheidest, mufst du messen und wägen, und überall aufpassen, was und wie es ist. Niemand könnte es Dir verargen, wenn Du sagen würdest, dafs Du sie nicht gibst, geschweige denn, wenn Du sagst: wartet noch ein wenig."

So sprach Tante Aleksine und stellte sich, als ärgerte sie sich nicht; sie ärgerte sich aber, und alle Čolakić ärgerten sich, als sie die Antwort vernahmen. Sie fühlten sich beleidigt, denn sie hatten eine andere Antwort erwartet. Zu Hause erzählte die Tante über Eva und ihre ganze Familie allen nur erdenklichen Klatsch: „Was denken denn die Leut', dafs ihr Mädel eine Prinzessin ist, dafs man um sie hundertmal bitten mufs," sprach die erzürnte Tante. — „Ich gehe nicht mehr um sie anhalten, ich werde euch nicht den Weg zu ihrem Hause austreten, mach't, was ihr woll't... Am besten wär's, eine andere zu holen, sie ist nicht die Beste auf der Welt, und soll sie dann mit den Zähnen klappern und auf einen besseren warten."

So sprach die Tante, die Colakić aber dachten anders. Angenehm war es ihnen nicht, sie schwiegen aber und stimmten der Tante Aleksine nicht bei. Sie hatten alle Evka gerne, erwarteten sie mit Freude und Stolz, und waren alle bereit für sie eine noch gröfsere Schande über sich ergehen zu lassen, als diese es war. Und schliefslich war das keine Schande, ein vernünftiges Mädchen kann nicht so aufs Geratewohl in ein fremdes Haus kommen, ein solcher Schritt mufs vorerst gründlich erwogen werden.

Und Evka wurde, als sie erfuhr, dafs ein Meister um sie wirbt, fröhlich, neues Leben und Hoffen erfüllte ihre Brust. Vor allem müfste sie Aleksa nicht heiraten. Und dann, es heifst zwar im Liede: „Bei dem Meister gibt's ein nettes Zimmer, doch an Brot da fehlt's halt immer," aber es ist doch eine Ehre, einen Meister zu heiraten, auch heutzutage nehmen alle besseren Mädchen nur Meister. Das ist schon einmal so. Heiratest Du einen Bauer, mag er noch so reich sein, so bleibst Du halt doch ewig nur eine Bäuerin, heiratest Du aber einen Meister, so wird Dich doch jedermann, wenn Du auch Hunger leidest, „Frau Meisterin" nennen.

Evka hatte gehört, dafs dieser Meister kein garstiger Mensch und dafs er auch kein solch' armer Teufel sei, wie es Meister gewöhnlich zu sein pflegen. Die Leute sagen, dafs er sein eigenes Häuschen hat, dafs er für sich arbeitet und volle Hände zu tun hat. Er soll Schmied sein und hat nur seine alte Mutter bei sich,

die gesund ist wie ein Fisch und alle Arbeit im Hause besorgt.

Evka wurde lustig und munter, faſste wieder Hoffnung, aber bald war es damit wieder aus.

Ihre Mutter erhielt noch eine zweite Botschaft und laut dieser verlangte der Meister von Evkas Vater drei hundert Gulden.

„Es gibt," lieſs er ihnen sagen, „genug reichere Mädchen, die auch tausend Gulden haben und ihn heiraten würden, er aber hat Evka gerne und will sie auch mit weniger Geld heiraten."

Die Mutter richtete die Botschaft dem Vater aus und dieser wollte, als er vernahm, was man von ihm verlangt, vom Meister nichts mehr hören!

Er war ein alter, gediegener, ehrlicher Mann, der streng an den alten, guten Sitten hielt. Er war der Älteste in der Familie und hatte auſser Evka kein anderes Kind. Er hätte schlieſslich diese dreihundert Gulden für sein Kind geben können, die Brüder dürften sich darüber nicht aufhalten. So lieb er aber auch sein Kind hatte, so liebte er doch auch sein Haus und war für sein Gedeihen besorgt. Sein ganzes Leben dachte und arbeitete er nur um seine Wirtschaft zu festigen und zu vergröſsern, und jetzt, in seinen alten Tagen, sollte er das zerstören, was er durch sein ganzes Leben aufgebaut hat, damit ihn die Brüder und ihre Kinder nach seinem Tode verfluchen! Dreihundert Gulden! Das ist kein geringer Betrag, wo sollte er so viel Geld hernehmen? Er müſste es sich ausborgen, müſste sich in Schulden und

Sorgen stürzen, wie so viele andere Familien im Dorfe, die über Schulden klagen und schimpfen, nein, das kann er nicht, das will er nicht tun, um nichts in der Welt!... Sein ganzes Leben hat er keine Schulden gehabt und wird auch jetzt wegen eines schäbigen Meisters keine Schulden machen... Und warum mufs denn sein Kind gerade einen Meister heiraten? Was ist das plötzlich für eine Mode aufgetaucht, dafs sich Bauernmädchen an Meister verheiraten und das Geld in ihr Handwerk hineintragen! Nein! Seine Tochter soll einen Bauer nehmen, wie auch ihr Vater ein solcher ist, und wie auch ihre Mutter einen Bauer nahm... Sie soll nicht das Brot ober dem Deckel suchen... Der Bauer ist auch nicht der letzte auf der Welt. Es gibt kein ehrlicheres und sichereres Brot, als das Brot des Bauers... Und schliefslich, wenn sie nicht anders will, soll sie den Meister heiraten, er gibt aber kein Geld her, er kann so viel Geld nicht aus der Wirtschaft nehmen und wenn's noch für jemanden wäre — für einen Herrn — aber für einen verrufsten Schmied!...

So sprach der Alte und war hart, wie es nur alte Leute sein können.

Vergebens redete ihm sein Weib täglich zu: so und so ist es, die dreihundert Gulden werden die Wirtschaft nicht zu Grunde richten und sein einziges Kind könnten sie glücklich machen; und warum braucht er sich so um die Wirtschaft zu kümmern, als wäre sie ihm lieber, als sein eigenes Blut; er hat schon genug für die Wirtschaft gespart und gearbeitet und hat sie hübsch emporgebracht, jetzt

soll wieder die Wirtschaft ihm helfen; was ist er für ein Mensch, was für ein Vater, wenn ihm sein Kind so gleichgiltig ist; „sie soll einen Bauer heiraten," sagt er, wenn aber kein Bauer für sie da ist? Kein besserer, kein annehmbarer ist da und dem ersten besten will er sie doch auch nicht geben; oder will er sein schönes Kind, das sie beide wie ihren Augapfel gehütet haben, in diese eklige, schmutzige Familie geben, diesem Burschen, vor dem ein jeder Christenmensch am hellichten Tage erschrickt; dorthin will er sein Kind geben — uh, welch' ein Vater, wenn er sein einziges Kind in so ein Haus geben will, unter solch' eine Sippschaft?!...

Die Mutter arbeitete mit allen Kräften, um den Alten zu überreden, zu überzeugen, aber vergeblich. Sie bat ihn und weinte, schmeichelte ihm und beschwörte ihn, sie führte ihm alle möglichen Beispiele vor die Augen, aber alles umsonst, der Alte blieb unbeugsam und beständig sagte er nur, es sei nicht notwendig, daſs Evka einen Meister heirate, früher hätten die Mädchen auch keine Meister geheiratet, das Geld nicht in Werkstätten verschleppt; auch für sie werde sich ein Bauer finden; wie sollte keiner für sie da sein, unter so viel Menschen, man müsse sich nur umschauen und warten, sie brauche nicht gleich zu heiraten...

„Ach, was weiſst Du, was weiſst Du, Du alter Narr!" antwortete ihm wütend und verzweifelt die Mutter, wenn er ihr sagte, daſs Evka es nicht nötig habe, heuer zu heiraten, wenn sie keinen Mann nach ihrem Wunsche

findet, und hatte nicht übel Lust, auf diesen Dickschädel loszuschlagen. — „Was weifst du," sagte sie ihm, „dafs sie nicht zu heiraten braucht, wenn sie schon fast das älteste Mädchen im Dorfe ist? Dieses Jahr werben sie noch um sie, wer weifs, ob aufs Jahr noch jemand kommen wird, denn niemand wird sich mit einem alten Mädel abgeben, jeder sucht sich ein junges Mädchen aus!..."

Wenn der Alte diese Vorwürfe hörte, sah er nur starr und wortlos vor sich hin. — „Ja, es ist so, wie sie sagt," dachte er bei sich und es war ihm schwer ums Herz.

Vor der Gattin und Tochter war er noch unbeugsam und hart, denn er dachte bei sich, dafs er sich den Weibern gegenüber so stellen müsse, da sie ihn sonst wie die Zigeunerinnen überreden würden. Aber wenn er allein war, dachte er über alles nach, was ihm die Frau gesagt und wenn er das alles erwog, mufste er der Mutter recht geben, ja, es ist so, wie sie sagt... Das stimmte ihn dann so weich, dafs er selbst hätte weinen mögen... Er hat ja sein Kind lieb... seine Evka... Immer hatte er sie geliebt, noch wie sie ein kleines Kind war, und später, als sie grofs geworden, hatte er sie nie angerührt, aufser um sie zu streicheln... Und jetzt wollte er alles für sie tun, alles würde er ihr geben, nur sein Haus, sein Haus kann er nicht zu Grunde richten, wegen ihr und ihrer Heirat!... Er war überzeugt, dafs er das Haus zu Grunde richten würde, wenn er ihr eine Mitgift gäbe. Heutzutage klagt schon die ganze Welt darüber, dafs die Weiber mit ihrer Mitgift die Häuser

ruinieren... Und das will er nicht, daſs sein Kind dieses Haus zu Grunde richte, das er so mühsam aufgebaut hat... Nein, er kann nicht, er kann es nicht tun!... Es wird sich schon Einer finden, auch für sie wird sich ein Mann finden, auch sie wird nicht das unglücklichste Weib auf der Welt sein, wird schon einen Mann bekommen, er kann aber ihr zulieb das Haus nicht zu Grunde richten...

„Nein und abermals nein," das war immer der Schluſs seiner Betrachtungen, und alle Vorstellungen, alles Überreden der Mutter war vergeblich.

Evka beobachtete nur vom weiten diesen Streit zwischen Vater und Mutter, ohne sich an ihm zu beteiligen. Die Mutter hat sie hundertmal gebeten, daſs sie selbst mit dem Vater spreche und ihn bitte, daſs er ihr vielleicht eher nachgeben werde, ja sie schimpfte sie und ärgerte sich, daſs sie auch so hartköpfig und trotzig wie ihr Vater sei, Evka wollte aber nicht bitten, sie konnte nicht... „Warum soll ich ihn bitten," sagte sie, „er weiſs auch ohne mich alles und bekommt von Dir genug zu hören..." Sie wuſste, daſs sie damit sich und Vater nur noch mehr aufregen würde, und helfen konnte es dennoch nichts, warum soll sie ihn dann bitten? Nichts — nichts anderes bleibt ihr übrig, als Aleksa zu heiraten... Kaum daſs ihr die Sonne aufgegangen war, ist sie auch schon hinter den Bergen versunken... Und sie verschloſs sich wieder in sich selbst und schwieg, litt, wartete und weinte... Gottes Wille geschehe...

„Was sollen wir jetzt tun, mein Herz, Du Freud' und Leid meines Lebens, meine arme Tochter, was sollen wir tun?" sagte ihr die betrübte Mutter eines Sonntags Nachmittag, als sie aus der Kirche nach Hause kamen und sich in der Stube auszukleiden begannen. — „Was soll ich den Čolakić sagen, heute fragte mich wieder die Tante Aleksine, was ich meine, ob sie bald eine Antwort bekommen werden?"

„Nichts," erwiderte Evka leise, „sag' ihnen, daſs sie kommen sollen."

Oh, lieber hätte sie sich das Herz durchbohren lassen, als das sagen zu müssen!

Sie wollte ruhig bleiben, aber kaum hatte sie diese Worte gesprochen, konnte sie sich nicht länger überwinden, so halb ausgekleidet, wie sie war, warf sie sich auf das Bett, wohin sie ihre Mädchenkleider abgelegt hat, und den Kopf in das Gewand vergrabend, weinte und schluchzte sie, als hätte sie eine Viper gebissen ...

Und ihre Mutter, ach, hätte sie lieber die Heirat ihrer Einzigen nicht erlebt! wie sie die Tochter sah, konnte sie eben nur noch das Zimmer verlassen, auf der Schwelle stürzte sie zu Boden und brach in lautes Schluchzen aus ...

Das ganze Haus wurde dadurch in Aufruhr versetzt, bald wuſsten alle, was los ist ... Allen tat es leid, aller Herzen waren schwer, aber alle senkten nur den Kopf und schwiegen, als hätten sie sich dem Willen Gottes gefügt, als dürfte es nicht anders sein ...

Evkas Vater saſs eben bei Tische und wartete auf das Essen, als er das Klagen seines Weibes vernahm.

Er zuckte zusammen, stand auf, um hinauszugehen, doch als er hörte, um was es sich handelt, setzte er sich wieder auf seinen Platz, still und in Gedanken vertieft. Mit gesenktem Kopfe starrte er vor sich auf den Tisch, dann konnte er sich nicht länger zurückhalten und auch er fing still zu weinen an, dicke Tränen rollten über sein hartes, altes Gesicht... Schwer, sehr schwer war es ihm zu Mute, es ging aber nicht anders... es konnte nicht anders sein!...

Dieser Tag war für alle Mitglieder der Familie Matić schwer und bitter, alle fühlten eine schwere, dunkle Wolke ober sich hängen, der nicht auszuweichen ist, die sich über ihren Köpfen öffnen muſs... Es ist so bestimmt, es geht nicht anders!...

Fünf Tage nachher, gegen Allerheiligen, kamen die Čolakićschen Weiber abends zu den Matić, um Evka zu werben — Evka war verlobt!

VII.

An diesem Abend, solange die Čolakićschen Weiber im Hause waren, kam Evka nicht in die Stube. Sie kam nur, um die Angekommenen zu begrüſsen, nahm den Apfel in Empfang, küſste der Schwiegermutter die Hand, dann verlieſs sie gleich das Zimmer, um nicht wiederzukommen. In der Kammer setzte sie

sich zum Bette ihres Grofsvaters und wie angebunden safs sie da den ganzen Abend, rührte sich nicht von der Stelle, weinte unaufhörlich und konnte kaum erwarten, bis die Čolakić ihr Haus verlassen werden; ihre Anwesenheit bedrückte sie. Vergebens kam die Mutter und die übrigen Weiber ihrer Verwandtschaft und baten sie, dafs sie sich in der Stube nur zeigen möge, dafs es ihnen sonst die Čolakič verübeln werden, dafs es eine Schande für sie sein wird, wenn sie das Mädchen, um das sie bitten kamen, nicht einmal zu Gesicht bekommen — Evka aber wollte und wollte nicht. „Schlag't mich, schneidet mich, ich will nicht," sagte sie nur. — „Will nicht und kann nicht, und wenn sie auch böse werden und gleich nach Hause gehen, ohne mein Jawort, ich wäre glücklich, wenn sie gingen!..." Und so mufsten schliefslich die Matić den Čolakić vorlügen, dafs Evka nicht wohl sei, dafs sie den ganzen Tag gefiebert habe und jetzt sich ins Bett legen mufste.

Die Weiber der Familie Čolakić wufsten gut, was es gibt, und Tante Aleksine, die auch dabei war, konnte sich nicht enthalten beim Weggehen zu sagen: „Eh, es ist nichts zu machen, schauen wir, dafs wir fortkommen, wenn unsere Braut nicht gesund werden will... Wir wufsten nicht, dafs wir um eine Kranke werben..."

Durch diese bissige Bemerkung machte Tante Aleksine ihrer Verbitterung Luft, doch Aleksas Mutter und die andern zwei jüngeren Weiber schwiegen. Ihnen war alles recht, wenn nur Evka in ihre Familie kommen wird. Sie

hatten Evka gerne und sahen zu ihr wie zu einer Königin empor. Sie wird ihrem Hause und ihrer Familie in den Augen des ganzen Dorfes ein erhöhtes Ansehen verleihen...

Als die Colakićschen Weiber diesen Abend singend und die Brautgeschenke tragend durch das Dorf zogen, stürzte alles hinaus, was jung im Dorfe war, um auf eigene Augen zu sehen und sich zu überzeugen, dafs die Colakić wirklich um Evka geworben haben. Und gleich verbreitet sich die Nachricht, dafs sich Evka verlobt habe, im ganzen Dorfe. Jeder wunderte sich, mancher bedauerte sie, die Arme, sie konnte keinen Besseren finden, mancher schimpfte wieder über die Colakić, seht die Schlangen, was für ein Mädchen sie ergattert haben!

Den nächsten Tag und die nächsten zwei Wochen machte Evka keinen Schritt aus dem Hause. Sie wufste, dafs sie alle Augen suchen, und deshalb wich sie den Leuten aus. Wozu sollen sie noch die Andern bedauern, wenn sie genug an dem eigenen Leid hat. Nicht einmal in die Kirche ging sie — oh, lieber wollte sie in die Erde versinken, als in die Kirche zu gehen und ihr Aufgebot hören... oder vielleicht mit Aleksa vor der Kirche zusammenzutreffen... Sie hat gehört, dafs er den ersten Sonntag nach Allerheiligen in der Kirche war, wie sie beide zum erstenmal aufgeboten wurden, und dafs ihn alle Leute ausgelacht haben. Trotz ihres Leides konnte sich Evka des Lächelns nicht enthalten, wenn sie daran dachte, wie er sie in der Kirche, vor Kälte ganz erstarrt, gesucht haben mag! Wie mufste er lächerlich gewesen sein!

Den zweiten Sonntag — sie wurden eben mit Aleksa zum zweitenmal aufgeboten — kam ihre Freundin zu ihr, mit der sie sich „Schwester“ sagte, und forderte sie auf, mit ihr heute Abends zum Tanz, zum Kolo zu gehen, denn Zigeuner werden vor dem grofsen Wirtshause zum Tanz aufspielen. Alba, ein Kaufmann aus Račinac, lumpt und wird die Musik bezahlen. „Komm, Schwester,“ sagte sie zur Evka, „Du hast Dich doch schon sattgeweint, jetzt wirst Du Dich bald verheiraten, so komme noch einmal unter uns, damit Du Dich inmitten der Jugend aufheiterst.“

Der Evka war's recht. Es war, als wären die Zigeuner für sie bestellt! Schon seit einigen Tagen, je näher der Tag ihrer Hochzeit heranrückte, war sie unruhig und ungeduldig. Sie hätte gerne noch etwas unternommen, wufste aber selbst nicht was... Jetzt wurde es ihr auf einmal klar, jetzt wufste sie, was sie wollte: sie wollte heute noch nach Herzenslust tanzen und ausgelassen sein, so wie sie es noch vor einem Jahre war, noch einmal soll sie das ganze Dorf hören und an sie denken, gerade heute hat sie Lust dazu! „Haha!“ lachte sie still. „Aleksa soll sehen und hören, wen er in seine Hände bekommt und wessen er nicht würdig ist!“

„Gut, Schwester, ich gehe, gerade heute macht es mir Vergnügen,“ sagte Evka fröhlich. — „Warte nur ein wenig, bis ich mich angekleidet und es der Mutter gesagt habe.“

Sie kleidete sich an, meldete es ihrer Mutter, dann fafsten sich die beiden um die Hüften und liefen zum Tanz.

Wolken standen über dem Dorfe, der Mondschein konnte nicht recht durchdringen, es versprach eine finstere Nacht zu werden.

Als sie zum grofsen Wirtshause kamen, war dort schon eine Schar Burschen und Mädchen beisammen und alle harrten ungeduldig des Augenblicks, bis die Zigeuner aufzuspielen beginnen werden, damit der Tanz losgehen kann, schon lange haben sie nicht bei so einer Musik getanzt. Die wartenden Mädchen, in einige Gruppen verteilt, singen und plaudern, die Burschen tummeln sich um sie herum, scherzen und treiben Dummheiten. Mancher steht mit seinem Mädchen abseits und unterhält sich leise mit ihr, damit ihn die andern nicht hören, ein anderer hält sein Mädchen und drückt ihm die Hände und es schreit, es ist ihm nicht unangenehm, aber weh' tut es doch. Da jauchzt einer auf, ein anderer erwidert den Schrei, ein dritter beschimpft wieder laut jemanden, damit es alle hören, jetzt stimmen die Mädchen ein Lied an, dann lachen sie wieder laut und mutwillig, und die kleinen Buben, fast Kinder noch, die den Eltern davongelaufen sind, die drängen und stofsen sich unter den Mädchen, schlagen sich und heulen. Ein Gewirre, Geschrei, Jauchzen, Lärmen, Lachen und Gesang, eins über das andere.

Als Evka mit ihrer Schwester in dieses Gewühl hineinkam, ging es sofort vom Mund zu Mund: „Evka — Evka ist gekommen!“ — Die Mädchen hörten auf zu singen und fingen sich zu stofsen an und sich zuzuflüstern: „Schau', sie ist ja gar nicht traurig, sie lacht ja!“ Die Burschen wieder benehmen sich, als sie ver-

nehmen, daſs Evka gekommen sei, wie verrückt: „Aleksa! Aleksa! Wo ist Aleksa?“ ging plötzlich ein Geschrei los und alles fing an Aleksa zu suchen. Und Aleksa erschrak, als er hörte, warum sie ihn suchen, versteckte sich hinter den Burschen und sah sich überall nach Evka um. Auf einmal faſsten ihn zwei Burschen bei den Händen und schleppten ihn hinter sich her: „Komm', komm', Evka ist da, sie will dich sehen!“ schrien sie, damit Evka es höre; Aleksa lieſs sich aber auf die Erde nieder, noch mehr erschrocken, und wehrte sich verzweifelt, ohne ein Wort zu sprechen. Er riſs mit den Händen, schlug mit den Füſsen, warf sich wie ein Fisch im Netze hin und her, fing endlich auch zu beiſsen an, so daſs ihn die Burschen loslassen muſsten. Dann, als er sich frei fühlte, sprang er auf und lief davon, ohne sich umzuschauen, und lief, daſs ihn auch Feen nicht eingeholt hätten. Als er sah, daſs ihm niemand nachläuft, blieb er beim Schulgarten stehen, lehnte sich an den Zaun an und ganz auſser Atem, schaute er zum Kolo hinüber und traute sich lange nicht zurückzukehren.

Ein mutwilliges Lachen schallte ihm nach, die Burschen und Mädchen konnten vor Lachen bersten!

Auch Evka lachte — lachte herzlich. An diesem Abend war sie eben nicht weinerlich gestimmt.

Jede Weile trat jemand an sie heran und sah ihr in das Gesicht, um zu sehen, wie sie den Scherz aufgenommen hat; sie tat aber, als

*

ginge sie das Ganze nichts an und lachte, lachte laut und zufrieden.

Die Burschen wunderten sich, es war ihnen nicht recht, daſs sie mit ihrem Scherze nicht ihr Herz getroffen haben, es wunderten sich auch die Mädchen, und ärgerten sich sogar. „Oh, wie kann sie nur so sein, wie bringt sie das zu Stande!“ wunderte sich eines mehr als das andere und sie wandten die Augen ab.

Evka aber, wie sie das bemerkte — und was würde sie nicht bemerken! — schlang, um sie noch mehr zu ärgern, die Hände um die Taille ihrer „Schwester“ und noch eines andern Mädchens, das neben ihr stand und stimmte vom Herzen, so gut sie eben konnte, das trotzige Lied an:

Was geht es die Leute an,
Daſs ich sing' und lache —
Das ist meines Vaters nur
Und meiner Mutter Sache!

Die Mädchen um sie herum konnten es nicht übers Herz bringen und begannen über sie zu wettern.

„Ts! Oh! Welch' eine Schande!“ hörte man sie rufen.

Doch Evka beachtete das nicht, sie sang ihr Lied zu Ende und lachte dann laut und übermütig: Ha — hai! — Dann, ihre Schwester an sich drückend, gab sie noch ein Lied zu:

Iha, uha!
Wer hat Schmerzen,
Darf nicht scherzen,
Wer hat keine —
Sing' das Seine!

„Das ist schön! Sehr anständig!“ riefen zornige Stimmen von allen Seiten.

Evka wollte wieder lachen und tun, als ginge sie das nichts an, diesmal konnte sie es aber nicht mehr, es schmerzte sie doch. Plötzlich, kaum daſs sie aufgehört hatte zu singen, preſste es ihr das Herz zusammen. Auf einmal tat es ihr leid... Sie lachte und lachte, fremde Bosheit konnte sie nicht verdrieſsen, jetzt aber tat sie ihr weh', sehr weh'... Auſser ihrem Unglück soll noch fremde Bosheit an ihrem Herzen nagen? Wie ein dichter Schleier fiel es ihr über die Augen, sie atmete tief auf und schloſs fest die Lippen, das Blut wallte in ihr auf... Plötzlich verspürte sie Lust, sich auf so ein boshaftes Geschöpf zu stürzen, und ihr die Augen auszukratzen, alle Haare auszuraufen, der Hexe!

In diesem Augenblick wurde aber von allen Seiten ein ängstlicher, unterdrückter Ruf hörbar: „Gendarmen, Gendarmen!“

Die Burschen wurden gleich ruhig und die Mädchen fingen ganz zahm zu lachen an; aber bei dem Anblick der Federbüsche der Gendarmen ging ihnen das Lachen nicht recht vom Herzen. Einige vereinzelte Rufe wurden noch laut, wohl von irgend einem jungen Geschöpf, das noch keine Ahnung hat, daſs man vor den Gendarmen Reiſsaus zu nehmen pflegt, ausgestoſsen. „Schwester, gehen wir nach Hause!“

Evka aber wurde, als sie den Ruf „Gendarmen“ vernahm — im Gegenteil zu allen andern — gleich ruhiger, sie vergaſs ihren Är-

ger und es wurde ihr klarer im Herzen und vor den Augen.

„Wo sind sie?“ fragte sie leise, mit zitternder Stimme ihre Freundin, mit den Augen rechts und links die Gendarmen suchend.

„Dort,“ zeigte die Schwester, wie die andern erschrocken, mit dem Kopfe gegen das Gemeindehaus. Evka wendete den Kopf in dieser Richtung und bemerkte sie: wirklich, dort sind sie!...

Vor dem Gemeindehause, unter der am starken Maulbeerbaum hängenden und gleichsam scherzweise flackernden Laterne, standen zwei Gendarmen und beobachteten wie die Geier die Schar scheuer Burschen und Mädchen. Es waren der Postenführer Mile, so grofs wie der Laternenpfahl, neben dem er stand, und sein Kamerad Paul.

Wie Evka den Postenführer Mile bemerkte, erzitterte sie leicht, und das Herz zog sie, zog... Evka wufste, nach welcher Seite es sie hinzog...

VIII.

Der Postenführer Mile diente schon das zweite Jahr in dieser Gegend und kam öfters mit seinem Kameraden in das Haus des Matić, zu Evkas Vater, dessen Bekanntschaft er beim Ortsvorsteher machte. Er hiefs Mile Prša und war ein gebürtiger Likaner, grofs und stark wie ein Berg. Ein hübscher und angenehmer Mann, gefiel er Evka, doch sie wollte sich mit

ihm nie in einen Scherz einlassen, obwohl er ihr, wo immer er sie antraf, den Hof machte. Was geht er sie an? Was und wer ist er? Ein Gendarm, und Gott weifs, aus welcher Familie? Seine Mutter war vielleicht eine Zigeunerin, die vorn und hinten eine Schürze trägt; hat ihn vielleicht irgendwo im Walde geboren, auf dem Rücken durch die Welt getragen und mit Kukuruzbrei ernährt. Und sie sollte sich mit so einem Landstreicher abgeben?... Ach nein, Evka ist nicht für Gendarmenhände!

So hat Evka öfters heimlich seiner gespottet — aber es war alles vergebens, er gefiel ihr doch immer. „Schade, dafs er nicht irgend ein Herr ist, sondern nur ein Gendarm und Likaner," sagte sie oft zu sich selbst.

Doch an diesem Abend blieben, als sie Mile erblickt, alle Vorsätze und Ausflüchte irgendwo weit hinter den Bergen, heute gefiel er ihr noch mehr als sonst und ihr Herz wurde rebellisch und lustig, als wäre ihr etwas begegnet, was sie schon lange sehnsüchtig erwartet... Ach, so warm, so frei war's in Evkas Herzen; wenn sie ihn ansah, umfing sie solch' ein Zauber, dafs sie nicht wufste, was sie anfangen sollte. Sie zog ihre Freundin fest an sich, küfste sie heifs und jauchzte vor Übermut, ihr übervolles Herz erleichternd, so dafs alle Burschen und Mädchen sie verwundert ansahen, was mit ihr vorgehe, ob sie närrisch geworden sei oder etwas Teuflisches im Sinne habe.

„Ach, was kümmern uns die Gendarmen, was können sie uns anhaben!" sagte sie laut zu ihrer Freundin, „auch die Gendarmen sind ja keine Herren! Bis neun Uhr sind wir die

Herren und nach neune sollen sie in den Gassen herumlaufen, wenn sie Lust dazu haben!“

Das sagte sie laut und trotzig, damit es just auch die Gendarmen hören und dann fing sie, auch den Gendarmen zum Trotze, mit ihrer Freundin zu singen an:

Da, mein Schatz, steck' an Dir die Zigarre,
Wer kann Dir das Plaudern mit mir wehren,
Auch Gendarmen sind nicht uns're Herren.

Und Mile, wie er Evkas Stimme hörte, kam gleich näher und mit dem dienstlichen Ernst war es aus.

Er wollte sich auch Evka nähern und mit ihr reden, aber da traten schon die einen Marsch aufspielenden Zigeuner aus dem Wirtshause, und an ihrer Spitze schritt der Kaufmann Alba, den Hut schief aufgesetzt, den Bart zerzaust und mit den Augen schielend, stolz wie ein König, als wär' die ganze Welt sein!

Die Burschen und Mädchen wurden gleich wieder lebhaft. Es ging wieder ein Jauchzen, Schreien, Lärmen und ein buntes Durcheinander los, als wären auch sie alle angetrunken, da sie einen betrunkenen Menschen vor sich sahen.

Alba ging bis in die Mitte des Weges, die Jugend machte ihm Platz, — denn er ist der Herr des Abends, er brachte die Zigeuner und zahlt — dann blieb er stehen, hob die Hand in die Höhe, runzelte die Stirne, blähte die Backen auf, als wollte er ein Regiment kommandieren! Die Zigeuner unterbrachen ihr Spiel mit einem Schlag und die Geigen unter

dem Kinn und die Bögen über den Saiten haltend, hefteten sie die Blicke auf Alba wie auf ihren Gott. Um sie herum wurde alles stille, alles war wie eingefroren, alles wartete nur: jetzt wird's beginnen, als hätte sie alle Angst gepackt, daſs ihnen das Herz aus der Brust springen werde.

Alba blieb einen Augenblick wie eine Bildsäule stehen, dann senkte er auf einmal die Hand und rief aus: „Kolo!"

Kolo! Kolo!

Kolo, im Frühherbste ... Wenn alle Sommerarbeiten ruhen, die Hitzen verglüht sind, die Müdigkeit und Sorgen nachgelassen haben ... An milden Abenden ... Wenn der Mond vom Himmel oben mit seinem breiten, gutmütigen Antlitz die Welt bescheint und mit seinem zauberhaften, wundersamen, kühlen und lieblichen Lichte, wie mit einem dünnen, wunderbaren Gewebe alle Menschenherzen umspinnt, dann sehnt sich der Mensch ... sehnt sich ... nach etwas Entferntem, Unbekanntem ... An milden Abenden, bei hellem Mondenscheine ... Wenn die alten Leute im Dorfe ermüdet einschlafen, oder irgendwo im Winkel mit ihren Sorgen beschäftigt schläfrig gähnen ... Und wenn die Dorfjugend allein, irgendwo am Kreuzwege, wo es keine Häuser gibt, sich versammelt ... Im Dorfe ist alles still, nur die Hunde bellen ... Und da ertönt der Dudelsack! Der Dudelsack, unser Dudelsack, welcher spricht und singt, weint und klagt, wie es dein Herz nur wünscht ... Oder die Geige, jene Zigeunergeige, die das Herz bewegt, daſs der Mensch von der Leidenschaft

ergriffen oder vom Wahnsinn befallen wird... Plötzlich erklingt der Kolo. Kolo, der liebliche, zarte, traurige und lustige, verschämte und übermütige Kolo, unser Kolo — Kolo, diese zartesten und intimsten Stimmen unseres Herzens, diese zauberhaften Stimmen, die durch alle Generationen unseres Volkes tönen und uns, die Menschen von heute, mit unseren Vätern aus längst vergangenen Zeiten verbinden... Dieser zauberhafte Kolo, bei dessen Erklingen das Blut in uns aufwallt, und der Mensch alle menschlichen Rücksichten vergifst, bei dessen Klängen Wellen heifsen Blutes den kühlen und steifen Verstand überfluten und der Mensch ganz Herz wird; ein Herz, das lebhaft fühlt, heifs liebt; ein Herz, das heldenmütig und weich zu gleicher Zeit ist, so dafs der Mensch jetzt Köpfe abschlagen und gleich wieder die ganze Welt umarmen und küssen würde. Kolo, Kolo!... An milden Herbstabenden... Am Kreuzwege bei hellem Mondenscheine... Wenn sich die Jugend versammelt und wenn keine Sonne da ist, die ohne Erbarmen der Welt alles entdeckt und verrät; wenn nur der sanfte Mond vom Himmel herabsieht, der nur lacht und nur halb, mehr aus Scherz, verrät und halb verheimlicht und verhüllt... Am Abend, wenn keine alten Weiber hinter dem Kolo stehen, die mit ihren Drachenaugen alles sehen und bemerken, und die mit ihrer giftigen Zunge das junge Herz vergiften und es in Fesseln schlagen... Am Abend, wenn die Mädchen, diese scheuen Rehe, mutig werden und ihren Herzen Freiheit geben... wenn sie tanzen, so leicht, zart, und

wenn sie aufhüpfen, aufjauchzen!... Ach, nur her mit Dir, Du brummigster Bär, der Du sagst, daſs der Verstand den Menschen lenkt, her mit Dir, damit Du siehst, wo dein Verstand bleibt!...

Wenn die Zigeuner auf der Geige aufspielen — zart, traurig und lustig, und wenn die Mädchen tanzen und jauchzen — das Herz in der Menschenbrust möchte sterben, närrisch werden...

Tamburica tönt so leise
Und die Geigen klingen,
Und das Herz klopft toll im Busen
Als wollte es springen!

Kolo! Kolo! Wer so gut weiſs, was der Kolo ist, wie es Evka weiſs, wer ein Herz wie Evka hat, und wer im Leben so unglücklich ist, wie Evka — der würde sich sicher auch wünschen, noch einmal im Kolo zu tanzen, ein Liedchen anzustimmen, aufzuspringen, noch einmal das Herz gewähren zu lassen, und wenn es nachher brechen sollte — das wäre noch das schönste Ende...

Wie die Zigeuner den Kolo aufzuspielen begannen, faſste Evka gleich ihre Freundin bei der Hand und führte den Kolo an. Sie führte ihn heute, wie sie ihn noch nie bis jetzt geführt... In wenigen Augenblicken entwickelte sich der Reigen über die ganze Breite der Straſse, breit und groſs, alles umschlang sich, die Burschen und die Mädchen, der Liebste mit der Liebsten. Der Kolo schwankte und wiegte sich...

Die Mädchen tanzen zart und trotzig, als zögen sie an einem Band, die Burschen stampfen mit den Füſsen, daſs die Erde unter dem Kolo erdröhnt, alles drängt und eifert, einer will den andern überbieten, und alles nur deshalb, um demjenigen, den er liebt, zu gefallen... Die Mädchen stimmen jetzt hier, dann dort ein Lied an, stoſsen einen hellen Jauchzer aus, die Burschen antworten und jedes Lied endigt mit einem hellen Lachen.

Evka hat mit ihrer Schwester am meisten gesungen und getanzt. Wie sie den Kolo anführte, sang sie dem Zigeuner, der eine leidenschaftliche Melodie aufspielte, ins Ohr:

Spiel', Zigeuner,
Es lieben dich die Mädchen,
Es lieben dich, es lieben dich,
Es lieben dich die Mädchen.

Der ganze Kolo lachte, auch dem Zigeuner gefiel es. Wie der betrunkene Alba aber Evka bemerkte, heftete er seine Augen auf sie und wendete sie während des ganzen Tanzes nicht mehr von ihr ab. Wie angezogen von ihr, drehte er sich fortwährend in ihrer Nähe. Der Bart hing ihm noch tiefer über die Lippen und seine Augen schielten noch mehr.

Evka beachtete aber gar nicht den angetrunkenen Alba, sie hatte Augen nur für Mile, ihm sah sie nach, nach ihm drehte sie sich beständig um.

Sie wuſste gut, daſs er nur sie jetzt beobachtet und daſs er nach ihr verlangt, verlangt... gerade so, wie sie nach ihm... und wie ihr

dieser Gedanke kam, wurde ihr das Herz so heifs, als hätte es jemand in Brand gesteckt, und ihre Füfse sprangen von selbst.

Sie sprang wie ein Reh und führte den Kolo zurück gegen die Mitte und sang dabei zweimal, so innig, als würde das Lied aus ihrem Herzen hervorquellen:

Hoi, ich tanz' mit Freud' und Lust,
Niemand sieht in meine Brust,
Nur im Himmel Gott allein
Sieht in meine Seel' hinein!

Dann jauchzte sie auf, hoch und übermütig, dafs den Burschen die Knie zu schlottern begannen, und der Postenführer Mile hinter dem Kolo mufste husten, denn der Atem ging ihm aus...

Die Burschen bemerkten aber bald, dafs Evka etwas im Schilde führe, und fingen an zu hüsteln und sich zuzurufen: „Halt' sie, Freund! Gib sie nicht her! Komm'!" und die Mädchen lachten dazu, sie freuten sich darüber. — Alle glaubten, dafs es Evka auf den Kaufmann Alba abgesehen habe, niemand dachte an den hinter dem Kolo stehenden Mile...

Aber Evka nahm ihren Spott ebenso wie früher ruhig hin und lächelte nur, sie kümmerte sich gar nicht um sie. Was gingen sie die Leute an, sie dachte jetzt nur an Mile.

Plötzlich empfand sie Lust, der ganzen Welt Trotz zu bieten. In diesem Augenblicke kam sie gerade zu Mile. Er neigte sich eben zu ihr und lispelte leise mit bebender Stimme:

„Evka!“ — Und wie sie seinen heifsen Atem verspürte und seine zitternde Stimme vernahm, warf sie den Kopf zurück und fing langsam zu tanzen an, hüpfte nur wenig, sich kaum von der Stelle rührend, nur damit sie länger in seiner Nähe bleiben könne und als ob sie sagen wollte: da hast du mich, sag' nur, was du willst, alles wird dir gewährt!... Er verstand sie nicht wohl, aber sie ihn... Sie wufste alles, was er in diesem Augenblicke denkt und fühlt, und was er möchte, was er sich wünscht... und plötzlich verspürte sie Lust, rücklings in seine Arme zu sinken, damit er sie davontrage, wohin er will, damit er mit ihr mache, was er will...

Sie bemeisterte sich aber und tat es nicht. Aber voll und ganz ihrer Sehnsucht zu widerstehen vermochte sie doch nicht und plötzlich, wie um das Herz zu befreien, begann sie, um der Welt zu trotzen, zu singen, damit es jeder höre, damit es jeder wisse, wenn sie schon den ganzen Abend so boshaft sie verfolgt haben, laut fing sie zu singen an, den Kopf noch immer zurückgeworfen und die Augen halb geschlossen.

Heute abend will geliebt ich werden,
Sollt's zum letztenmal sein hier auf Erden.

Jetzt ging erst ein Geschrei unter den Burschen los.

„Ihu! Aha! Ala!“ schrien die Burschen wie wahnsinnig. „Aleksa, wo ist Aleksa, damit er es hört!“ fingen sie an überall Aleksa zu suchen, und die Mädchen lachten und manche

suchten mit den Burschen nach Aleksa; alle waren empört.

Evka blieb ruhig ... Als ginge sie das alles nichts an. Sie tanzte weiter, langsam, lächelnd und nach allen Seiten Blicke werfend, damit sie sehen könne, wie sich alle ärgern. Sie war froh, daſs es ihr gelungen ist, sie so gut zu treffen.

Das war den Burschen schon gar nicht recht und manche schickten sich an den Tanz zu unterbrechen, so verging ihnen die Lust zum Tanzen. — Bald aber hörte der Kolo auf. Auch die Zigeuner waren schon müde und Alba hatte ebenfalls genug. Der führt noch etwas anderes im Schilde ...

IX.

Nachdem sich der Kolo aufgelöst, kehrte Alba in das Wirtshaus zurück und lud die Burschen und die Mädchen ein, in der Wirtsstube weiter zu tanzen. Das kam den Burschen recht gelegen. Alle dachten, daſs es dort erst recht losgehen werde. Von allen Seiten hörte man Rufe: „Kommt's! Kommt's, dort wird's was geben! Gehen wir, Evka!“ Und eine Schar Burschen und Mädchen folgte Alba nach. Alba schritt an der Spitze, die Zigeuner hinter ihm, einen Marsch spielend, und dann folgte das junge Volk singend, schreiend, scherzend und sich stoſsend.

Evka ging nicht mit hinein, sie blieb mit der Schwester und noch einer Freundin drau-

ſsen. Sie war erhitzt und wollte ausruhen. Sie muſste immer noch still vor sich lächeln; wie sich alle täuschen, alle denken an Alba — aber was geht sie der betrunkene Alba an...

An die Schulter der Schwester gelehnt und den Rand der Schürze vor dem Munde haltend — denn es war kühl — schwieg sie, nur ab und zu sprach sie ein Wort zu den Freundinnen; meistens schaute sie aber in der Richtung, wo Mile stand.

Mile stand unter der Laterne. Sein Kamerad entfernte sich, um in der Gemeinde etwas zu besorgen, und Mile stand dort allein, dem Wirtshause zugewendet. Er wuſste nicht, daſs Evka draußen geblieben ist, er dachte sicher, daſs auch sie in die Wirtsstube gegangen sei. Auch er hatte Alba im Verdacht, und eben diesen Augenblick, da er allein vor dem Gemeindehause stand, dachte er darüber nach, wie er einen Grund finden könnte, um alle Burschen und Mädchen auseinander zu jagen und dem betrunkenen Alba seine Pläne zu durchkreuzen. Er war wütend und traurig. Unbeweglich stand er auf seinem Platze, wie versteinert, den Riemen des Gewehres fest an die Brust gedrückt und sah nur nach zum Wirtshause hinüber, sehnsüchtig und traurig. Ach, jetzt wünschte er sich, daſs dort im Wirtshause etwas geschehe, damit er das Recht habe, sich unter sie dort zu mischen... Um ihnen zu zeigen, mit wem sie es zu tun haben! Damit Evka sehe, wer der Mile und wer ihr Alba ist!

Evka, die ihn aufmerksam beobachtete, schien seine Gedanken erraten zu haben... Sie wurde plötzlich ungeduldig.

„Gehen wir dort zur Ecke!“ sagte sie zu den Freundinnen und zog sie mit sich fort.

Das Gemeindehaus und das Wirtshaus lagen an der Kreuzung zweier Gassen einander gegenüber. Gegenüber der Gemeinde jenseits des Weges stand ein altes herrschaftliches Haus, das jetzt samt den herrschaftlichen Feldern ein Deutscher gemietet hatte.

An die Ecke dieses Hauses zog Evka ihre Freundinnen und blieb dort mit ihnen stehen.

„Ich muſs mich etwas herrichten,“ sagte sie und die Bänder lösend, fing sie an ihrem Rock zurecht zu rücken. — „Der Rock fällt mir vom Leibe wie von einem Kleiderstock!“ sprach sie lachend.

„Wiſs't ihr was?“ sagte sie plötzlich. — „Warum solltet ihr auf mich warten? Geh't nur voraus, ich komme euch gleich nach!“

Doch die Freundinnen wollten nichts davon hören. „Ah, was!... Komm' du nur, wir warten auf dich!“ sagten sie, sich verwirrt anschauend. Den ganzen Abend hegten auch sie Verdacht gegen Evka, ihr Singen kam ihnen wunderlich vor. Und deshalb waren sie entschlossen gut aufzupassen, damit sie sehen, wenn etwas geschehen sollte. Jetzt war es ihnen klar und beide erzitterten leicht, eine undeutliche Angst und Unruhe erfaſste sie, sie wuſsten nicht, was sie tun, wie sie sich Evka gegenüber verhalten sollen.

Evka sah ihre Unruhe und Besorgnis, wurde böse darüber und zog miſsmutig die Stirne in Falten.

„Geh't nur, wenn ich es euch sage! Warum seid ihr so besorgt um mich?“ sagte sie entschieden und ärgerlich.

„Nun gut, wir gehen, wenn du es willst!“ erwiderten die Freundinnen beleidigt und liefen gegen das Wirtshaus.

Sie gingen aber nicht ins Wirtshaus, sondern blieben bei der Mauer, unter der zur Wirtsstube führenden Treppe, hinter einem Nussbaume versteckt, stehen. Von hier aus wollten sie aufpassen, was Evka tun und wohin sie gehen wird ... Sollte sie doch ins Wirtshaus hineingehen, konnten sie ihr leicht durch den Hof zuvorkommen ...

Und Evka, als sie glaubte, dafs die Freundinnen schon fort sind — wohin sie gegangen, ob ins Wirtshaus oder nach einer anderen Seite — fragte sie nicht, sah sich nach allen Richtungen um, um sich zu überzeugen, ob niemand in der Nähe sei.

Die Gasse war leer. Nur an der Ecke, auf der andern Seite des Weges, beim Schulgarten, standen einige Burschen und sprachen laut ... sie hörte aber, dafs sie sich ernst, wie alte Leute, über Wirtschaftsangelegenheiten unterhalten. Die werden sie nicht sehen, dachte sie bei sich, und dann werden sie jetzt nicht an Dummheiten denken, wenn sie so ernst über die Wirtschaft reden ... Und wenn auch, was kümmert sie das? Ihr liegt nichts daran, wenn sie auch das ganze Dorf sieht! Was geht es sie an?! ...

Sie verschwand hinter der Ecke.

Vorsichtig schlich sie längs des Hauses und der Mauer in die links führende Gasse hin,

nach welcher der Vordertrakt des Gemeindehauses lag.

Da ging sie so lange, bis sie aus dem Bereiche des matten Lampenlichtes kam, das vom Gemeindehause über den Weg fiel. Dann blieb sie noch einmal in dem Schatten der Mauer stehen, sah sich nach allen Seiten um, und da sie sich vom neuen überzeugte, daſs niemand in der Nähe sei, huschte sie wie ein Schatten über den Weg auf die andere Seite...

Hier fühlte sie sich leichter. Längs des Gemeindehauses lief eine dichte Baumreihe. Sie ging jetzt ruhig unter diesen Bäumen, niemand konnte sie sehen und niemand war in der Nähe. Sie ging langsam, vorsichtig, mit unhörbaren Tritten. Als sie fünf oder sechs Schritte hinter Mile kam, blieb sie stehen und hustete leise, damit sie Mile höre und sich umwende...

Mile drehte sich um, sah ein Weib vor sich, erkannte es aber nicht. Evka stand im Schatten des Maulbeerbaumes, auf dessen anderer Seite die Laterne hing.

Mile sah das Weib vor sich und wunderte sich, was es von ihm haben wolle. In diesem Augenblicke gab es für ihn auſser Evka kein anderes Weib — nur Evka — Evka allein könnte ihn bewegen — diese Stelle zu verlassen, keine andere, und Mile wunderte sich, es war ihm zuwider, was das Weib von ihm will.

Als Evka sah, daſs er sie nicht erkannte, trat sie noch näher an ihn heran. Jetzt erst erkannte sie Mile.

„Evka!“ rief er mit gedämpfter, verwunderter und warmer Stimme. Die Hand lieſs

gleich den Gewehrriemen los, unwillkürlich machte er einen Schritt vorwärts und faſste Evka an beiden Händen.

„Evka!“ wiederholte er nochmals mit derselben verwunderten, warmen und zitternden Stimme und wollte Evka an sich ziehen. Evka fing an sich zu sträuben. Sie sträubte sich nur zum Scheine, sträubte sich so weich und leicht, ein Wunder, daſs sie ihm nicht noch gesagt hat: „So pack' mich doch fester, Du Närrchen, sonst geh' ich Dir noch durch!“

Mile fühlte es und preſste sie fester an sich und Evka wurde dann gleich ruhig und gab sich sanft dem riesigen Gendarm wie ein Kätzchen hin...

Sie überlieſs sich ihm und er, der rauhe Gendarm, lehnte sich mit dem Rücken an den dicken Stamm des Maulbeerbaumes und von Zeit zu Zeit lispelte er nur mit zitternder, sehnsuchtsvoller Stimme: „Evka!“ Früher ein Wolf, stand er jetzt da wie ein Lämmchen sanft und weich. Die Liebe überwältigte ihn. Er war glücklich und selig. Das unerwartete Glück machte ihn ganz verwirrt. Den eigenen Augen wollte er nicht recht trauen. Mit beiden Händen hielt er die kleine Evka fest, die ganze kaiserliche Armee hätte sie ihm nicht entreiſsen können! Er sah sie nur an, sah sie an mit Blicken voll Glut und Liebe und drückte sie mit seinen groſsen Händen, als wollte er sich zu hundertstenmale überzeugen, daſs es tatsächlich sie sei, tatsächlich Evka, die er in den Armen hält!...

Und Evka lächelte nur lieb und sanft, und jeden Augenblick sah sie in sein hübsches,

sonnverbranntes Gesicht, auf seine grofsen, stahlharten, weifsen und behaarten Hände.

Da erklangen wieder die Geigen der Zigeuner aus dem Wirtshause. Die Zigeuner spielten sehnsuchtsvoll das alte Lied: Wo weilst Du, ach, wo weilst Du, Liebster, komme doch zu mir! — Sie spielten sehnsüchtig, traurig und die wehmütigen Klänge ihrer Geigen klangen, da sie durch die geschlossene Tür zu Evkas Ohr drangen, noch trauriger. Evka wurde plötzlich traurig, das Herz wurde weich, die Augen füllten sich mit Tränen. Durch die Tränen sah sie Mile an, lächelte verschämt und lehnte den Kopf an Miles Brust ...

In demselben Augenblicke, in welchem Evkas Kopf auf seine Brust sank, fühlte Mile auch an ihren Händen, dafs sie sich ihm hingebe. Er erschauerte vor Liebe ... plötzlich fing es in seinem Kopfe zu summen an, in den Ohren vernahm er ein Brausen, verspürte im ganzen Körper eine heifse Glut, der Atem loderte wie Flammen aus seinem Munde. Das Blut rollte stürmisch durch seine Adern! Mile war sich seiner selbst nicht mehr bewufst ... Er hörte nur noch den Ton der Zigeunergeigen, empfand nur den Duft von Evkas Haar an seiner Brust ... Langsam liefs er Evkas Hände los, mit der einen Hand umschlang er ihren Leib, mit der andern drückte er ihren Kopf an seine Brust, streichelte ihn und neigte seinen Kopf gegen ihr Haupt, und Mile verlor sich aus der Welt, auf den Klängen der Zigeunergeigen schwang er sich in paradiesische Höhen ...

Solange die Zigeuner das sehnsuchtsvolle Lied spielten, standen Mile und Evka so umschlungen.

Erst als die Zigeuner aufhörten und statt der Klänge ihrer Geigen ein wüster unangenehm die nächtliche Ruhe störender Gassenhauer aus dem Wirtshause erklang, erwachten auch die beiden.

Evka erhob den Kopf und lächelte Mile mit dem verschämten, frohen Lächeln eines Kindes zu, und Mile, wie aus einem schönen lügenhaften Traume erwachend, liefs seine Augen liebevoll auf ihrem Gesichte ruhen.

Oh, wie er sie liebte! Und wie sie Mile liebte!...

Gibt es etwas auf der Welt, was er für sie nicht tun würde?!

Und Evka fühlte diese seine grofse Liebe und konnte nicht, konnte sich ihm nicht widersetzen!...

Jetzt, wo die Geigen zu spielen aufhörten und heisere Menschenstimmen ihr wieder das Leben und die schwarze Erde vor die Augen führten, wurde Evka etwas ernüchtert und sah, wo sie hingeraten ist. Sie dachte gleich daran, sich von Mile frei zu machen, jetzt könnte sie es leicht, da er gar nichts ahnt, im selben Augenblicke aber fühlte sie auch, dafs es ihr unmöglich sei...

Es handelt sich nicht nur um sie, sie dachte auch daran, wie es Mile schmerzen würde, und deshalb schien es ihr so unmöglich... Wie könnte sie ihm eine solche Enttäuschung bereiten?... Das Herz würde ihm vor Schmerz und Leid brechen, sie sah, wie ihm seine Au-

gen vor Sehnsucht leuchten und die Lippen beben, und sie erschrak, es tat ihr leid, deshalb blieb sie weiter bei Mile und rührte sich nicht...

„Aber doch, was geht er mich an!“ erinnerte sie sich nach einer Weile. — „Ich muſs an mich denken und nicht an ihn...“ dachte sie und schon wollte sie sich ihm entreiſsen und wie ein Blitz aus seinen Augen verschwinden — in diesem Augenblicke aber erklangen wieder die Zigeunergeigen aus dem Wirtshause...

Und diesmal jauchzten und jubelten die Geigen auf, wie sie es können, wenn der Zigeuner merkt, daſs der Zeitpunkt gekommen sei, wo man für einen Augenblick der Lust auch das Leben hingeben kann. Die Zigeuner spielten jetzt ein wildes Bećarenlied,*) welches betäubt und in die Herzen dringt, bei dem das Leben nichts gilt, die Mädchen lieben, das Hemd vom Leibe reiſsen...

Bei diesem Liede verlor sich Evka im Augenblicke aus der Welt... Als wäre sie in einen Traum gesunken... Sie erzitterte nur und sah Mile scheu, mit einem fragenden Blicke an...

Und Mile, kaum daſs er trocken hüsteln konnte, um Atem zu schöpfen, dann streckte er sich, hob Evka an seine Brust, und der Riese hielt die kleine Evka auf den Händen wie ein kleines Kind...

---

*) Bećar = Junggeselle, freier Mann, freier Hirt auf den Heiden Slavoniens.

„Iju!“ schrien im selben Augenblicke im Schatten vor dem Wirtshause zwei erschrokkene erregte Mädchenstimmen auf — es waren die Stimmen der Freundinnen Evkas.

* * *

Am nächsten Tag wufste das ganze Dorf, was geschehen war, das ganze Dorf sprach nur von Evka.

Auch die Matić hatten es vernommen. Alle blieben aber stumm wie die Fische, niemand traute sich Evka etwas zu sagen. Evkas Mutter ging nur von weitem an ihr vorbei und sah sie traurig, schmerzvoll an, sagte ihr aber nichts. Der alte Vater schlenderte nur den ganzen Tag wie kopflos am Hofe herum und hüllte sich in dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife, man sah, dafs ihn etwas drückt, aber auch er sagte nichts und schwieg. Und auch Evka war still. Das Kopftuch zog sie über die Augen, setzte sich in der Kammer auf den Schemel und den ganzen lieben Tag nähte sie an etwas; zu niemandem sprach sie ein Wort. Öfters kamen ihr Tränen in die Augen, sie hielt sie aber immer zurück und dachte nur an den gestrigen Tag, an den gestrigen Abend, ach, was kümmert sie das... was kümmert sie das?...

Soll's die ganze Welt wissen, was geht sie das an, sie ist ein unglückliches Mädchen!...

Die Tante Aleksine lief, kaum dafs sie die Nachricht vernommen, gleich zu den Colakić und ergofs hier alles Gift, das sich in ihrem bösen Herzen angesammelt hatte, über Evka.

„Ich hab' euch immer gesagt!...“ fing sie bei den Ćolakić zu schreien an, aber die schwiegen auch diesmal, ihnen war auch jetzt wieder alles recht, wenn nur Evka in ihr Haus kommt...

Bald kam auch der dritte Sonntag, seit dem Evka verlobt war, Evka wurde auch zum drittenmale von der Kanzel aufgeboten, und am Mittwoch — die dritte Woche nachher — war Hochzeit, Evkas Hochzeit; Evka hatte sich verheiratet...

JANKO VESELINOVIĆ:

DIE VERRÜCKTE VELINKA.

I.

Jawohl!... Wer vermag es Gott gleich zu tun?!... Sein Wille geschieht immer!... Was er will, das will er; Du aber versuch's — wenn Du's kannst — und reifs' ein Loch in den Himmel!

So war es mit der Velinka Maričić. Ich kannte sie so gut, wie ich jetzt Dich hier kenne und dem ist noch nicht gar so lange her... Alt, kummervoll, weifs von Haar, gebückt und alle die Ihren hat sie begraben... Ja, bei Gott!... Es blieb ihr niemand, als ihr Liebling, die Pava.

Die Velinka, die war so ein echtes altes Mütterchen; vor allem war sie nett und reinlich, wie es die meisten alten Frauen sind, dabei aber auch ein bischen wunderlich; der Pava gegenüber war sie wirklich sonderbar... Die durfte sich nirgends hinrühren. Velinkas

Auge war überall; vor ihr konnte gar nichts verborgen bleiben, denn sie erfuhr alles.

Und dann... nun man kann ja nicht alles erzählen! Kurz, sie war eine wunderliche Frau; so pflegte sie unter anderem zu sagen: „Lafs Deinem Kinde nicht die Zügel locker und wäre es Dir auch so lieb, wie Dein Augapfel!“ —

„Aber Velinka, meine Liebe,“ sag' ich ihr, „sie ist ja doch kein Kind mehr.

„Sie ist ein Weib, Philipp. Wär' sie ein Mann, so würde es angehen!... Die Männer nehmen es mit der Ehre nicht immer so genau — verliert aber ein Mädchen seine Ehre — dann ist damit alles dahin!“

„Wie Du es für gut findest,“ erwidere ich.

So hielt sie es und dennoch liebte sie die Pava wie ihr Augenlicht!...

Ich will Dir ein Beispiel davon erzählen! Einmal — am Nikolaustage war es — da gehe ich heim vom Trčag, in dessen Haus Slava*) gefeiert wurde. Auf der Strafse ist ein solcher Morast, dafs man nur in Stiefeln durchkommen kann, darum nehme ich den Weg durch die Höfe. Ich komme in Velinkas Hof. Es ist schon nachtschlafende Zeit. Da bemerkte ich, dafs bei ihnen noch Licht brenne... „Ja schlafen denn die noch nicht?“ denke ich... Ich gehe zum Fenster, das — weifst Du — nur mit Papier geklebt ist; Pava hatte irgendwo ein Stückchen Glas gefunden und es in die Mitte eingesetzt und durch dieses konnte man in die Stube hineinsehen.

---

*) Fest des Hauspatrons. Jede serbische Familie hat einen Kalenderheiligen als Schutzpatron.

Ich blicke durch das Glas... Pava schläft wie ein Kind; Velinka steht über sie gebeugt und rührt sich nicht.

Ich seh' sie an und staune nur... In dem Augenblicke, da ich sie anrufen will, um sie zu fragen, was ihr denn fehle, beginnt sie — das Zeichen des Kreuzes machend — laut zu sprechen:

„O Herr, Vater im Himmel!... Sieh', sie ist mir jetzt alles: meine Freude, mein Vergnügen, mein Glück und meine Kraft und meine rechte Hand!... Ich flehe zu Dir, o Herr, erhalte sie mir!... Töte mich nicht, o Herr, denn wenn ihr etwas geschieht, so werde ich verrückt!"...

Leise trat ich vom Fenster weg und dachte mir dabei: „Welch' eine Mutter ist doch diese Velinka!"...

Und Pava — die war ein Mädchen schön wie gemalt... Und welche Augen! Groſs, blau, sehen sie Dich an und Du streckst Dich und die Mütze fällt Dir zu Boden und Dein Herz schlägt dabei wie in der Brust eines jungen Katers!... Bist Du zornig, so verfliegt bei ihrem Anblicke dein Zorn und bist du betrübt, so vergiſst du Deinen Kummer!... Es war wirklich so, bei meiner Seligkeit!... Und diese Wangen und dieser Mund und der Hals!... Ach!... ich kann Dir's ja gar nicht beschreiben!... Gleich einem Heiligenbilde war sie anzuschauen!... Und ihr Gesicht war wie mit Milch übergossen und faſst Du sie beim Gelenk, so hüpfen Dir die Finger...

Und ihr Gemüt war gut wie das eines Kindes. Die reine Güte!... Keine Falschheit war

in ihr!... Sie war... wie soll ich es nur ausdrücken? Ja, so war es: Was sie sagte, das meinte sie auch, denn sie konnte nicht lügen!... Und weichherzig war sie, Bruder, wie eine Nachtigall... Singe ich mal was Trauriges, dann perlen Tränen, wie Kirschen so groſs, ihre Wangen herab und sie glänzen wie der Tau, wenn die Sonne darauf scheint... Und ihre Tränen sind so schön, daſs Du sie ordentlich lieb haben muſst... Sie behexen einen ganz!...

Und die beiden lebten nicht anders, als auch andere Arme leben. Man könnte nicht sagen, daſs sie nichts besaſsen; sie nannten einen ganz hübschen Grundbesitz ihr eigen. Der Boden muſs aber auch bearbeitet werden. Fast immer nahm Velinka meine Hilfe in Anspruch und dann ackerte und säete ich zwei, drei ihrer Felder und half ihr, daſs sie alles zurecht bringe. Kurz, sie muſsten nicht Hungers sterben. — Und wie verstand sich die Pava auf die weiblichen Arbeiten! Sie machte alles, was Dein Herz begehrt; soll das Hemd gestickt sein oder in Säumchen genäht — sie trifft es zu machen, wie eine Städterin! Willst Du, daſs sie Dir Strümpfe oder Handschuhe strickt, die wie angegossen stehen, so daſs selbst der Kreisvorsteher keine schöneren tragen könnte?... Gold'ne Hände, sag' ich Dir!... Die Frauen, die heiratsfähigen Mädchen — sie alle kommen zu ihr gelaufen... Ihr Häuschen war klein, doch rein wie ein Auge! Vom Fuſsboden hätte man Honig auflecken können!... Und immer waren die beiden rein gekleidet. Velinka wollte keinen Schmutz se-

hen; sie pflegte zu sagen: „Gott gab uns Hände und er gab uns auch Wasser — wasch' also!..."

Ich war ihr nächster Nachbar. Velinka war mir wie die eigene Mutter, Pava gleich einer Schwester. Und auch sie hielten grofse Stücke auf mich. Mit meiner Milica lebten sie so gut, als wären sie unter demselben Dache aufgewachsen und was meinen Gjurica anbelangt, der schaut nur und schluckt den Speichel, wenn er die Pava nur sieht!...

Ich kannte alle ihre Leiden und jeden ihren Kummer, denn nichts wurde vor mir geheim gehalten. Wenn Du wolltest, könnte ich Dir ihre ganze Lebensgeschichte erzählen — was übrigens nicht zu verwundern ist, da ich doch ihr Nachbar bin...

An Wochentagen da arbeiten sie wie die Maulwürfe, des Sonntags aber, wenn schönes Wetter ist, da nimmt Velinka gewöhnlich ein Sträufschen getrockneten oder frischen Basilikumkrauts, wickelt es in ihr Tuch — das sie mit beiden Händen dann hält — und geht hinaus auf den Friedhof, um ihre Toten zu besuchen...

Pava aber, die macht sich das Haar schön zurecht und geht ein bischen zum Kreuz*) hinaus, um mit den Gefährtinnen zu plaudern.

So lebten die beiden.

---

*) In serbischen Dörfern steht mitten im Dorfe ein grofses Holzkreuz. Der Platz um dasselbe dient der Bevölkerung als Versammlungsort.

II.

Doch es gab etwas, was selbst Velinka nicht bemerkte und wovon auch ich nur durch Zufall erfuhr.

Höre, was das war! Einmal im Frühling, da sitze ich vor dem Hause. Ich war allein, hatte meine Pfeife angezündet und beobachtete den Mond, wie er über den Himmel spazierte. Ich versank ganz in Nachdenken und die Fledermäuse flogen um mich herum ... Da zeigte sich jemand auf der Straſse. Der Hofhund flog zur Tür.

„Philipp, aha," rief mir jemand zu.

„He?"

„Bist Du zu Hause?"

„Ja."

„Komm ein wenig her."

Ich stehe auf und gehe zur Hoftür. Dort steht der Pero Ignjatov.

„Guten Abend!"

„Gott zum Gruſs!"

„Gesund und in Frieden?"

„Gottlob!... Willst Du herein?" frag' ich ihn.

„Eigentlich ja, danke," sagt er.

Ich jage den Hund fort und mache die Tür auf.

Wir setzen uns.

„Kommst Du in Geschäften?" frag' ich ihn.

„Nun ... sozusagen auch in Geschäften," antwortet er und blickt um sich.

„Was ist's?"

„Nun ... siehst Du ... ich kam zu Dir ... aber ich weiſs nicht, ob wir allein sind ...“

Und wieder blickte er um sich.

Verwundert über sein Benehmen, sagte ich:

„Wir sind einsam wie die Mönche!“

„Nun gut,“ sagt er. „Aber bist Du auch verschwiegen?

„Warum frägt er mich jetzt dies?“ dachte ich bei mir.

„Ja,“ sagte ich.

„Nun, dann ist es recht. Willst Du mir etwas zu Gefallen tun?“

„Was denn?“

„Möchtest Du hingehen und mir die Pava herunterufen? ...

Der Hof drehte sich um mich.

„Was sagtest Du da?!“ fragte ich.

„Daſs Du Pava rufen sollst.“

Ich staune nur.

„Ja, welche Pava denn?“

„Velinkas Pava.“

„Und was soll sie Dir?“

„Nun siehst Du,“ sagt er, „man kann nicht sagen, daſs was Unrechtes daran sei ... aber wir ... nun wir sind ... kurz; verzeih' ... wir gefallen einander!“

„Ah! ... und seit wann?“

„Nun, es ist noch nicht so lange her ... ungefähr seit dem Herbste.“

„Ich hab' es nicht gewuſst; auch Velinka weiſs nichts davon.“

„Deshalb halten wir es ja auch geheim!...“

„Und, sieh, Pava sagte mir, daſs ich mich Dir anvertrauen sollte. Und ich — weiſst Du — der ...

In diesem Augenblick stürmt Milije daher. Er schweigt.

„Wo warst denn Du?“

„Bei der Pava war ich,“ sagt sie.

Ich denke nach, was ich nun tun soll? Will ich gerecht sein, so muſs ich zugeben, daſs Pava keine schlechte Wahl getroffen hat. Der Peter ist ein Bursche wie ein gold'ner Apfel. Du kennst ihn ja auch. Alle Mädchen sehen ihn gern ... Und dann gehört er auch einer schönen Zadruga*) an, wenn er auch arm ist ... Es gibt aus: drei Paar männliche Hände sind da und die arbeiten, Bruder, wie die Wölfe. Und der alte Ignjatov! Er ist zwar ein alter Mann, doch in der Arbeit, da nimmt er es mit jedem Jüngling auf. Er war in jungen Tagen, verzeih', Tunichtgut, dann kam er aber zu sich und sieht jetzt nur nach der Wirtschaft ...

„Soll ich sie rufen oder lass' ich es bleiben? ...“ Sagte er doch, daſs sie ihn zu mir geschickt habe ... Vorwärts also und was Gott gibt!

„Milija!“

„Aho!“

„Komm ein wenig her.“

Milija kam heraus.

Ich führte sie hinter das Haus, erzählte ihr alles und trug ihr auf, daſs sie die Pava für den Abend zu sich einlade.

Und Milija, Bruder — wie ein gefangenes Reh! — konnte es kaum aushalten davonzulaufen.

---

*) Hauskommunion.

Nach kurzer Zeit kommen sie beide daher. Pava geht und hat den Kopf gesenkt. Ich sehe es selbst: der Pero hat nicht gelogen. Ich wollte sie nicht ansprechen, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen und sprach harmlos mit Pero.

Hierauf ging ich fort, um mich niederzulegen, und Milija blieb bei ihnen sitzen... Ich schlief eine Weile, als Milija in die Stube kam.

„Jetzt kommst Du erst?“

„Ja.“

„Und sie?“

„Dort sitzen sie.“

„So lafs sie sitzen, wenn es ihnen Freude macht.“ Ich drehte mich nach der anderen Seite und schlief wieder ein. Ich weifs nicht, was ich auch anderes hätte tun sollen...

Ich erinnere mich nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als mich das Geschrei meines kleinen Simo weckte. Ich stehe auf und trete in die Stube hinaus. Sie sitzen und halten sich bei den Händen und wie sie mich erblicken, da werden sie rot wie Paprika.

„Sitzet Ihr noch immer da?“ frag' ich.

„Jawohl, wir sitzen!“ antwortet Pero.

„Seid Ihr nicht eingenickt?“

„Nein!“

Ich trat vor das Haus. Der Morgen graute. Der Morgenstern stand hoch. Die Hähne krähten. Auf der Strafse kamen die Müller vorbei; sie müfsten früh an der Arbeit sein...

Ich trat wieder ins Haus hinein.

Sie sitzen noch immer... Was wahr ist, bleibt wahr: die pafsen wirklich zu einander! Du fändest in ganz Šabac kein Paar, das besser zu einander passen würde... Es er-

greift mich so seltsam und mir war es wirklich darum zu tun, daſs sich die Beiden bekommen möchten. Ich trat an den Herd und schürte die Glut.

„Ihr lieſset ja das Feuer ausgehen!“

„Nun ... es ist warm,“ meint Pero.

„Euch wäre es auch bei Frost sehr warm,“ sagte ich scherzend.

„Und wo ist der Gjurica,“ lenkte Pero das Gespräch ab.

„Beim Pflügen.“

„Auch ich sollte schon beim Pfluge sein.“

„Bleib' noch ein wenig,“ sag' ich.

„Nun ich danke Dir, wie ich dem leiblichen Bruder danken würde! Du hast an mir gehandelt, als ob wir ein Fleisch und Blut wären!“ sagt Pero.

„Auch ich danke Euch dafür, daſs Ihr mich ehrt und anerkennt, was ich für Euch tue — übrigens ist ja nicht viel daran!“

„Wie sollte nicht viel daran sein, Bruder? ... Bin ich doch seit zwei Monaten nicht mit ihr zusammengekommen.“

„Komm, Bruder, wann immer Du willst! ... Auch ich weiſs, was es heiſst jung zu sein und auch ich habe genug Blicke gewechselt!“

Pero blieb noch ein Weilchen sitzen, dann stand er auf und ging fort.

Pava setzte sich wieder zu mir.

„Weiſst Du was, Pava?“

„Was denn?“

„Geh' hin und leg' Dich ein bischen nieder.“

„Laſs, ich will nicht.“

*

„Geh', geh'! Du kennst Velinka: sie wird was merken."

„Gut, ich gehe. Doch ich bitte Dich, daſs um dieses niemand wisse."

„Mach' Dir keine Sorgen," sag' ich.

„Du kennst die Mutter."

„Brauchst mir's nicht erst zu sagen! Geh' und schlaf' ein Weilchen."

Und sie ging.

Etwas später stand Milija auf. Ich sage zu ihr:

„Niemand darf davon wissen! Hast Du mich verstanden?!"

„Und warum sagst Du mir das jetzt eigentlich?"

„Darum, weil Ihr immer gerne gackert — gibt es ein Ei oder gibt's noch keins!..."

„Weiſs ich nicht selbst, was ich zu tun habe?... Du willst mich nur damit ärgern!..."

Gewöhnlich neckte ich sie gerne, diesmal meinte ich es aber im Ernste.

III.

Meine Milija ist wirklich eine brave Frau! Sie hielt ihre Zunge, als ob sie gar nichts zu erzählen gehabt hätte!

Sie kamen öfters zu uns. Bei uns hatten sie — wenn man es so nennen kann — ihr Stelldichein... Und als der Sommer ins Land zog, da richtete ich es so ein, daſs sie sich sehen konnten, so oft sie wollten... Später verbargen sie gar nichts mehr vor mir. Einmal

kam ich dazu, als sie sich gerade wie die Tauben küfsten. Als sie mich sahen, da erstarrten sie förmlich und darauf fing Pavas voller Busen zu beben an und ihr weifses Hemd erzitterte... Den Teufel, auch mich durchlief es wie Feuer und ich begann zu zittern, als hätt' ich das Fieber bekommen!...

Bei dieser Erde! Nur noch ein zweitesmal in meinem Leben erbebte ich auf ähnliche Weise...

„Was treibet Ihr da?"

Sie senken die Köpfe und schweigen wie versteinert.

„Ach was, das macht ja doch nichts!... Warum schämet Ihr Euch denn vor mir?... Auch ich war einmal jung und habe mich satt geküfst!"

Sie schweigen noch immer.

„Was gibt es denn, Brüderchen?... Ihr habet doch niemand die Heuschober in Brand gesteckt?"...

„Was geschah, ist nun einmal geschehen!..."

Als ich sah, dafs mein Reden umsonst war, da kehrte ich ihnen den Rücken... Eh, was willst du, die Jugend ist einmal so!

Und bei Gott, es hatte den Anschein, dafs auch Velinka ein wenig zu sich komme; sie war gegen Pava nicht mehr so heftig wie früher. Sie stattete sie nach Art der anderen Mädchen aus, kaufte ihr ein neues Jäckchen aus schwarzem Tuch mit Pelz verbrämt, und wenn sie das anzog, da war sie anzuschauen, als wäre sie nicht von dieser Erde, sondern als wäre von Gott ein Engel herabgesandt worden. So war sie — Gott verzeih's!...

Eines Tages nahm ich den Weg in die Felder. Es war ein Feiertag, doch kann ich Dir nicht mehr sagen, welcher. Ich ging durch ihren Hof, Velinka sitzt vor dem Hause. Sie sagt mir „Gott zum Gruſs“ und ich begrüſse sie. —

„Wohin des Weges?“ fragt sie mich.

„Ins Feld.“

In diesem Augenblicke trat Pava aus der Tür. Sie hatte sich angezogen, gekämmt, um zum Kolo zu gehen.

Ach, sie war wie eine Vila.*)

„Pava, mein Liebling!“ ruft Velinka ihr zu.

„Ich höre, Mutter!“

„Bleib' einen Augenblick stehen!“

Sie blieb stehen und ich bemerkte, wie ein Zittern Velinka überlief.

„Was ist Dir, Mutter?“

„Geh', mein Herz, mach' Dir die Haare anders!“

„Es ist ja auch so schön, Mutter!“

„Eben, weil es so schön ist!... Es könnte Dir der böse Blick ein Leid antun, Du, mein alles!“

Pava ging ins Haus zurück und ordnete ihr Haar ein klein wenig anders.

„Ist es so recht, Mutter?“

„Ja, mein Herz, ja!...

Sie ging zum Kolo und ich setzte meinen Weg ins Feld fort...

Auf dem Rückwege machte ich einen Umweg und kam zum Kreuz. Die älteren Leute sitzen um dasselbe herum, die Jugend aber

*) Waldfee.

tanzt. Ich sehe zu und da bemerke ich auch Pava und Pero, die nebeneinander stehen. Da kommt der Marko Trčag des Weges daher und sagt gleich zu Pero:

„Hast auch Du ein Mädchen Dir gefunden?“

„Jawohl, da ist es!“ antwortet lachend Pero.

„Und bei Gott, Ihr seid auch für einander geschaffen!... Da, Brüder, urteilet selbst.“

„So ist es, so ist es!“ schreien die jungen Burschen, die sich im Nu um das Paar geschart.

„Siehst Du, Pero: Du konntest nie ein Mädchen finden, daſs Dir paſste und nun ist es auf einmal da!“ sagte Marko.

Die Mädchen fangen an die Pava zu nekken; sie schlägt aber nur die Augen zu Boden. Und die Frauen stellen sich auf die Fuſsspitzen, um die Pava nur besser zu sehen. Das sind Dir erst die Rechten!... Sie müssen sprechen und wüſsten sie auch, daſs sie dafür im nächsten Augenblick den Kopf verlieren müſsten! Sie begannen nacheinander:

„Wirklich eine gute Heirat!“

„In der ganzen Welt fändet Ihr kein Paar, das besser zu einander passen würde!“

„Schweig', Unglücksel'ge; wenn es die Velinka erfährt, ist es um die Pava geschehen!“

„Na, das hör' mal Einer! Ja, was will denn die Velinka, was möchte sie denn eigentlich?!...“

„Bei Gott, Gevatterin! Sie hat ihr Leben hinter sich... jetzt sollte sie dem Kinde nicht schaden!...“

„Die Alte mag suchen nach ihrem Kopfe, aber der Pava soll sie nicht im Wege stehen!...“

Den Teufel auch! Selbst die Männer kamen in Aufruhr!...

„Schau' sie nur an — bei ihren Fasten! — beide sind wie Äpfel anzuschauen!“ sagt der Stevo Mladenov.

„Es wäre gottgefälliger, diese beiden zusammenzubringen, als eine Kirche zu erbauen!“ meint der Trčag.

„Du, Philipp, solltest bei Velinka ein Wort einlegen!“ sagt der Marko Singjin.

Und ich war einfach starr! Bei der Sonne, so war es! Ja, haben wir es denn darum so lange geheim gehalten, damit es jetzt auf einmal das ganze Dorf wisse!

Ich sehe die Pava an; sie ist erglüht wie die Paprika und wagt es nicht aufzuschauen... Halbtot, die Ärmste vor Angst! Wie sollte sie auch nicht, da sie weiſs, wie heftig jene ist...

Pero hat sich steif aufgerichtet — wenn er ihnen nur eine geben wollte!... Er schreit aber nur:

„Was habet Ihr denn, Ihr Leute!“...

Um sie her schallendes Gelächter.

Ich erhob mich.

„Warum umringet Ihr sie denn? Was wollt Ihr eigentlich? Wenn sie sich nehmen wollen, so tun sie's auch, ohne Euch um Euere Erlaubnis zu fragen!... Muſs man denn in jeden Topf seine Nase stecken?...“

Ich nahm Pava bei der Hand und führte sie fort aus dem Kolo.

„Willst Du nach Hause?“ frage ich.

„Ja.“

„Komm mit mir!“

Und wir gingen nach Hause.

Wir wanderten schweigend nebeneinander, bis sie plötzlich in Tränen ausbrach.

„Was hast Du?

„Die Mutter wird mich töten.“

„Fürchte nichts!... Ich gehe mit Dir heim,“ sag' ich ihr.

„Auf Dich bin ich böse!“ sagte sie.

„Auf mich?!“

„Eigentlich auf Deinen Gjuro; er sagte es dem Marko...“

„Na, Gott verzeih's ihm!...“ Ich schimpfte den Gjuro tüchtig zusammen. Hätte ich ihn damals zur Stelle gehabt, kein Knochen wäre an ihm heil geblieben!

„Und wer sagt das?“

„Der Marko selbst.“

Es gibt nichts Ärgeres, als wenn ein Mann zu tratschen anfängt und sich in Weibersachen mengt!...

„Ach!... Der Gjuro soll sich's merken!...“

Von weitem bemerken wir die Velinka; sie steht am Tor.

Als wir dem Hause näher kamen, rief sie uns zu: „Bringst Du mir da unsere Braut, Philipp?

Ich weiſs nicht, was Pava tat, ich aber senkte den Kopf und sagte:

„Ja, wer sagte Dir denn das, bei seinen Fasten?“

„Singja. — Alle wissen es ja!...“

„Haben sie es schon herumgegackert?“ Nun und was möchtest Du jetzt noch?“ —

„Nichts," sagte Velinka.

„Lafs gut sein!... Was suchst Du noch?... Sie sind jung und haben sich lieb. Verdirb es nicht!"

„Wenn's Gottes Wille ist, warum sollte ich es verderben?"

Da hatte ich ein so angenehmes Gefühl, als würde man mir laues Wasser auf den Nacken gieſsen.

„Bei Deiner Seele, Velinka, ärgerst Du Dich denn wirklich nicht darüber?!..."

„Warum sollte ich mich ärgern? Es wäre mir unrecht gewesen, wenn sie nichts Passendes gefunden hätte, aber so... es macht sich ja gut..."

Bei Pava aber flieſsen nur die Tränen... Sie tritt hinzu und küſst der Mutter die Hand.

„Höre, Velinka, Du bist eine Frau, die sich sehen lassen kann!" sag' ich und mein Herz schlägt freudig.

„Nun ja, warum sollte ich denn ein Wolf sein?"

„Das nicht, aber Du bist eine echte und rechte Frau: eine Serbin!..."

Und ich kehre nach Hause zurück. Ich gehe langsam und mir ist dabei so wohl zu Mute, als hätte ich etwas geschenkt bekommen.

Milija steht vor dem Hause und wie ich zu ihr komme, nehme ich sie mit beiden Händen beim Kopfe und schmatz! schmatz! auf beide Wangen!... Die Brust ist mir voll Liebe. — Da muſs ich mir Luft machen!... Meine Milija war an dergleichen Unsinn nicht gewöhnt und sie sagte mir's tüchtig.

„Ich will aber jetzt die ganze Welt küssen!... Gib Branntwein her! Dem Gjuro werde ich... no, ich verzeih' ihm!..."

Beinahe hätt' ich mir einen Rausch angetrunken!... Den Gjuro hab' ich ein bischen durchgebläuet, dann legte ich mich ohne Abendbrot nieder... ich konnte vor Freude gar nicht essen!...

IV.

Es wurde gar nichts mehr geheim gehalten; das ganze Dorf wuſste, daſs Pero Ignjatov die Pava heiraten werde.

Und die beiden waren so fröhlich wie die Vöglein und immer beisammen; niemand wehrte ihnen das Zusammenkommen.

Da strahlt die Stirne! Peter bindet immer schöner die Riemen an den Opanken*) und Pava nimmt immer öfters den Spiegel aus dem Mieder und guckt hinein. Und hübscher wird sie von Tag zu Tag bei meiner Seele!...

Und, gottlob, auch ich bin zufrieden. Oft sitze ich auf einem Holzklotz oder auf einem Schemel, zünde meine Pfeife an und denke an die beiden. Ich spinne die Gedanken immer weiter; es ist mir, als wären sie schon verheiratet und als hätte Pava — bei Gott! — schon ein Kindchen geboren. Ein gesundes hübsches Kind, wie ein Wassermelonchen anzuschauen, Des Vaters Stirn und die Augen von der Mut-

*) Bäuerische Fuſsbekleidung, eine Art Sandalen.

ter. Und es ist, als käme ich zu ihnen und sie empfangen mich und ehren mich wie einen Bischof. Und zum Kinde sagen sie: „Komm her und küſs' dem Onkel die Hand; er meint es uns am besten!“ Und das Kind küſst mir die Hand...

Ich kann Dir nicht sagen, wie lieb es mir war an die beiden zu denken, es war mir lieber als Branntwein zu trinken!...

Die Tage vergingen. Arbeit gab es immer genug. Wir haben alles ausgedroschen; ein paar Bündel waren nur noch übrig, das war alles. Wir begannen schon zu ackern.

Es war um Michaeli herum, da sitze ich eines Abends mit meinem Gjuro und wir besprechen etwas über einen Pflug, da kommt die Milija von Velinka herüber.

„Ein Skandal,“ sagt sie.

„Was für ein Skandal?“

„Ein ganzer Skandal! Velinka will die Pava ins Haus der Vitoroviće verheiraten!“

Mir ward es schwarz vor den Augen.

„Was sagst Du da?“

„Sie will die Pava zu den Vitorović geben.“

„Die Leute waren heute bei ihr.“

„Das wollte die Velinka tun?“

„Jawohl.“

„Und hat sie's versprochen?“

„Ja.“

Ich sprang auf. Im Nu war ich in ihrem Hofe drüben. Als ich in die Stube trat, saſs Velinka beim Herde, Pava aber stand weinend bei der Tür.

Ich sagte nicht einmal „Gott zum Gruſs“, sondern begann sogleich:

„Ja, was erzählt mir denn da die Milija ... ist es denn wahr, um Gotteswillen?!“

„Ja!“

„Was tust Du, Velinka?!“

„Was ich tu'? Bin ich denn nicht Herrin meines Kindes?“

„Natürlich bist Du's und niemand leugnet es, aber was willst Du tun?“

„Dasjenige, was ich für sie am besten finde.“

„Velinka, lafs das! ... Du wirst es, bei Gott, bereuen! ...“

„Sollte ich es bereuen, dafs ich mein Kind in ein so gutes Haus gebe?“ sagte sie aufspringend. „Sollte ich es bereuen, dafs ich sie in eine Wirtschaft gebe, in der nicht die Bissen gezählt werden? Nun?“

„Das ist wohl recht ... aber — aber ich sag' Dir ...“

„Was sagst Du mir?“ schnitt sie mir die Rede ab.

„Du rätst mir, dafs ich sie in das Haus des Säufers Ignjat gebe, wo sie vor Hunger krepiert! ... Freunde, die mir solches raten, brauch' ich nicht ...“

Sie blies sich ganz auf vor Zorn und es fehlte nicht viel dazu, dafs sie mir in's Gesicht gefahren wäre.

„Aber, Velinka, Beste, die Kinder haben sich doch lieb! ... Erinnerst Du Dich noch daran, wie Du selbst sagtest: ‚Der ist für sie der Richtige.‘ Was suchst Du bei den Vitorović? ... Du kannst sie ja nicht einmal empfangen, wie sich's gehört, und woher erst eine so grofse Hochzeit bestreiten?“

„Hör' mal!... Ich meine es meinem Kinde am besten! Was plapperst Du mir da in einemfort vor? Was ich will, das will ich und dabei bleibt es!"

„Aber, Weib, bist Du denn bei Sinnen?" rief ich aus.

„Wenn Du mir das noch einmal sagst," kreischte sie, „so komme ich mit der Heugabel über Dich!..."

„Was sagtest Du da? Was? Mit der Heugabel? Auf mich mit der Heugabel?!" sagte ich schon in Zorn geratend.

„Auf Dich, ja auf Dich!..."

Ich schaue sie an; sie zittert wie Schilfrohr... als wäre sie von Sinnen... Gott helfe mir!...

„Schön, Velinka, schön!..."

„Du bist mir Einer!" sagte sie.

„Eh?... nun gottlob, gottlob!"... sag' ich.

„Gott sei's gedankt!" antwortete sie darauf.

Diese Worte ärgerten mich wieder. Das Hemd zitterte auf meiner Brust.

„Höre mal, Velinka!... Der Vitorović wird um sie werben, heimführen wird sie aber der Peter Ignjatov... Merk' Dir das und geschieht es nicht, so magst Du auf mich speien, wie auf diesen Hund da!..."

„Tust Du mir das an, dann Philipp, mein Herz, möge es Dir, wie mir ergehen!... Gott gebe, daſs Du alle, die Dir lieb und teuer sind, begräbst, wie ich die meinen begraben, und dann erlebe, daſs ein anderer kommt und Deinen Liebling nach seinem Willen verheiraten will!... Gott gebe, Philipp, mein Schatz, daſs Du erlebtest..."

Pava lief ganz verweint herbei und legte ihr die Hand auf den Mund.

„Genug!“ sagte sie, „fluche nicht weiter um Gotteswillen!... Er war uns bis jetzt alles; sein Jammer wäre unser Fluch!...“

„Lafs mich,“ sagte sie und schob Pava von sich. „Ich will fluchen!... Ich habe niemand mehr; ich habe nichts mehr; mein alles — das bist Du!... Fluchen werde ich auch Dir und ihm und allen! Ich verfluche Euch bei jenen acht Gräbern!... Was verlanget Ihr von mir? Auch ich wollte mich einmal wie andere Mütter freuen und Ihr gönnet mir auch das nicht!... Fluch Euch ...“

Und sie wendete sich zu Pava und den Busen entblöfsend*) sprach sie:

„Gott gebe es, Tochter!...“

„Fluche nicht, o Mutter!“ unterbrach sie Pava bleich wie ein Laken.

„Fluche nicht, Mutter! Ich bin bereit: ich heirate ins Haus der Vitorović!...“

„Und Pero?...“

„Alles sei vergessen! Nur Dir will ich gehorsam sein.“

Ich konnte mich nur bekreuzen und ging aus dem Hause. Auf dem Wege traf ich den Pero. Sein Gesicht glich einem weifsen Tuche.

„Was gibt es?“ frägt er.

„Kehr' um.“

„Was ist es?“

„Es ist aus!“

---

*) Furchtbarster Fluch der serbischen Mutter. Sie verflucht die eigene Brust, die das ungeratene Kind genährt hat.

„Dann geh' ich und töte sie."

„Es ist nicht ihre Schuld."

„Dann will ich die Alte töten!"

„Tu' nichts!... Gott hat dies über Dich verhängt!... Du mufst es ruhig tragen!"

Der Mann griff sich nach den Augen und schluchzte auf wie ein kleines Kind.

„Und was soll ich jetzt beginnen?..."

Ich wufste wohl, was ich ihm geantwortet hätte, aber sieh', Bruder, auch mir sind meine Kinder lieb!... Nicht um halb Serbien wären sie mir feil!...

„Komm herein," sagte ich ihm endlich.

Wir traten ins Haus. Milija hatte den Simica genommen und gab ihm die Brust.

„Hör' mal, Bruder!" sag' ich ihm. „Du hast dieses Ungeheuer, die Velinka, nicht gesehen. Ich sprach ihr zu und sprach wieder, sie aber begann zu fluchen! Pava entsetzte sich vor dem Fluche und willigte ein."

„Und was soll ich nun tun?" frägt er.

„Ach!... Ein Bursche wie Du und frägt, was er tun soll?... Mädchen gibt es auf jedem Finger!..." Und was hätte ich ihm sonst sagen sollen!...

„Oh, Philipp, mein Bruder!... das weifs ich, aber keine ist mir so lieb wie die Pava."

Ich wufste nicht, was ich ihm antworten sollte.

„Also wirklich nichts?!..."

Ich zuckte nur mit den Achseln.

Er schwieg, schwieg, dann seufzte er auf. Seine breite Brust hob sich so mächtig, dafs ich glaubte, die Weste müfste ihm platzen...

Dann schwieg er wieder ... Nur Gott weifs, was in ihm vorging...

„Philipp," sagte er endlich.

„Nun?"

„Sag' ihr nicht, dafs ich hier war, sag' ihr gar nichts... Möge meine Liebe wie eine Last auf ihr liegen, möge meine Ehrenhaftigkeit auf ihr lasten!... Gott gebe, dafs sie sich ewig unseres Beisammenseins erinnere und möge sie das in jenem Heim keine Ruhe finden lassen!"

„Fluche ihr nicht, sie ist unschuldig!" sagte ich.

„Ich würde ihr nicht fluchen, wenn ich dieses Herz hier aus dem Busen reifsen und den Hunden dort vorwerfen könnte!... Aber so... Höre, Philipp: ich will sie nicht mehr sehen! Erzähle weder mir von ihr, noch ihr von mir."

Und er schluchzte laut auf... Bei Gott, auch mir kamen die Tränen und Milija, die konnte sich vor Weinen schon gar nicht mehr fassen...

Er safs noch eine Weile, dann ging er.

V.

Die Werbung, Verlobung und Hochzeit gingen vorüber — und ich kam nicht in Velinkas Haus; ich wollte nicht... Es ist wahr, dafs Milija hinzugehen verlangte, um Pava wenigstens Lebewohl zu sagen, allein ich erlaubte es nicht.

Was wollte sie dort? Was sollten wir bei Velinka suchen, wenn sie unsere Kinder verfluchte?... Zwar rief mich Velinka und die anderen — aber es blieb bei dem, was ich gesagt hatte.

Die grofse Trommel wird gerührt, es schiefsen die Pöller, spielt die Musik und ich sitze zu Hause, habe meine Pfeife angezündet und denke an Pava.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs der Vitorović der reichste Grundbesitzer im ganzen Bezirke ist. Hat er doch im Hofe selbst über zehn Wirtschaftsgebäude stehen! Und ein Haus hat er erbaut, wie Du ein ähnliches nur in Šabac findest; das Speisezimmer allein fafst über fünfzig Personen.

Aber, Bruder, die Pava ist anders geartet... die hatte den Pero lieb und setzest Du sie jetzt auch auf Dukaten, so wird ihr doch etwas fehlen. Sie gehört nicht zu jenen, die vergessen und denken: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Das Herz tut ihr weh und die von ihrer Art sind, die siechen und sterben daran. Möge es mir, wie ihr ergehen, wenn ich Dir die Unwahrheit sage! Ich wufste damals schon, wie alles kommen würde. Und im Dorfe sprach man viel darüber. Die Männer sagten:

„Bei Gott, die Pava hat ein unverhofftes Glück gemacht.“

Die Frauen aber sind geteilter Meinung. Einige beneideten Pava, die anderen aber schimpften.

„Was will die Alte? Der läfst der Teufel keine Ruh'! Da hat sie das Mädchen mit Ge-

walt zur Heirat getrieben und sie, die Ärmste, wollte doch weder tod noch lebendig!“

„Sie wird es noch bereuen!“

„Möge sie, Gott gebe es!“ So sprachen die Leute.

Und Pero war ganz weg. Man sah ihn nicht mehr beim Kolo, noch bei den Hochzeiten. Den ganzen lieben Tag über war er auf dem Feld... Der Winter kam. Schnee liegt auf der Erde. Der Wind bläst. Es „stinkt draufsen“, wie man bei uns zu sagen pflegt. Ob alt, ob jung — alles sucht einen warmen Winkel.

Ich gehe aus dem Wirtshause nach Hause und sehe zufällig in Velinkas Hof hinein. Da war nicht ein Stückchen Holz zu sehen! Mir tat es leid und ich trat in den Hof.

Ich klopfe an die Tür; sie öffnet.

„Gott zum Gruſs.“

„Gott helfe Dir! Komm herein,“ sagte sie.

Ich trete ein — sehe nach dem Herde — nur etwas feuchtes Reisig liegt da.

„Hast Du Holz?“

„Ich habe keines,“ antwortete sie den Kopf senkend.

„Soll ich sie deshalb schelten?... Ich tu' es nicht!...“

„Besucht Dich jemand?“

„Niemand. Nur manchmal kommt Signja.“

„Und hast Du Mehl?“

„Ich hab' noch ein wenig.“

„Lass' gut sein! Ich werde den Gjuro schikken, daſs er Dir ein wenig Holz bringe.“

Sie fing zu weinen an.

„Was ist Dir? Warum weinst Du?“

*

„Ach, ich hab' Dich gekränkt, Philipp, und doch bist Du der erste, der mir in der Not beisteht."

Ich konnte nicht umhin, sie doch ein wenig auszuschelten.

„Hättest Du die Pava dem Pero gegeben, so hättest Du jetzt Holz und Mehl und alles! Du wolltest aber durchaus die reiche Wirtschaft und jetzt kümmert sich niemand um Dich!"

„Wenigstens gebricht es ihr an nichts!"

„Und was macht sie? Ist sie gesund?"

„Ich war schon lange nicht bei ihr und sie kommt nicht zu mir, daher weiſs ich es nicht."

„Bei Deiner Seligkeit, Velinka, was fiel Dir denn damals ein, mir so zu fluchen?"

„Nun sieh', Philipp, ich will es Dir sagen: ich dachte mir, Du wärest neidisch darauf, daſs meine Pava in die reiche Wirtschaft kommt. Und dann — ich bin Mutter! Wer würde seinem Kinde nicht das Beste wünschen?!"

„Und hat sie es gut getroffen?"

„Gut," antwortet sie.

„Ist sie heiter?"

„Nun — sieh' — sie ist ein bischen schweigsam. Frage ich sie um etwas, so antwortet sie immer: „Mir ist gut, Mutter!"

Bei Gott, das machte mir ein wenig Sorge...

Als ich nach Hause kam, trug ich dem Gjuro auf, daſs er ihr ein wenig Holz hinfahre.

Sie fing wieder an in mein Haus zu kommen. Milija ging öfters zu ihr und manchmal auch ich. In diesem Fasching kam auch Pava. Oh, Bruder, beim Gekreuzigten! ich glaubte nicht, daſs ein Mensch sich so verändern könnte!

Die ist nicht zu erkennen! Ich sitze in der Stube, als sie mit Milija daherkommt.

Wir begrüſsen uns.

„Bist Du es Pava?“

„Ich bin es.“

„Warum siehst Du so aus?... Wo sind Deine vollen Wangen? Wohin kam Deine Kraft?“

Sie zuckte bloſs mit den Achseln.

Ich sehe sie an. Sie ist schön wie früher; ihre blauen Augen sehen Dich klar an, aber sie ist abgehärmt und entkräftet.

„Bist Du gesund?“

„Ja, nur habe ich mich ein bischen erkältet und huste.“

„O weh, das gefällt mir gar nicht!“

„Was treibet Ihr?“

„Nun, gottlob, man lebt.“

„Und... er?“

Da senkte sie den Kopf nur, errötete und auf ihren Wangen zeigten sich rote Flecke.

Mein Plappermaul aber, von feinster Zunge, wie alle Frauen, sagte:

„Bei Gott, Pava, frag' nicht nach ihm! Er flucht Dir wie seinem ärgsten Feind!“

Und ich winke ihr mit den Augen zu, daſs sie schweige; was hilft das aber, wenn sie so schwatzhaft ist!

Pava fing zu weinen an.

„Lass' ihn, lass' ihn fluchen! Ich bin auch verflucht!“

„Hätte ich glücklich sein sollen, so wäre ich nicht geboren worden!“

„Sprich nicht so!“ sagte ich.

„Ich möchte ja schweigen, aber es schmerzt!... Da brennt es wie Feuer!“ Und sie legte die Hand aufs Herz.

„Ich habe keinen Schlaf, ich habe keine Ruhe!... Ganze Nächte hindurch weine ich und fluche mir und der Mutter!“

Sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Und eine mächtige Sehnsucht zieht mich nach Hause, damit ich ihn dort nur sehe, ihm in die Augen blicke und dann sterbe!! Und nun...“

Sie schüttelte sich vor Weinen.

Ich sprach zu ihr, so gut ich es verstand. Ich versuchte sie zu trösten, aber nichts half. Ich spreche zu ihr und sie schaut dabei in die Glut, und da ich gerade im besten Zuge bin, sagt sie zu mir:

„Erinnerst Du Dich daran, Philipp, wie wir einst hier saſsen, er und ich?! Wie glücklich war ich damals!“

Und wieder weinte sie.

Auch ich verstummte.

Sie saſs noch ein Weilchen, dann verabschiedete sie sich und ging. Am nächsten Tage früh morgens kehrte sie nach Hause zurück.

Als sie fort war, sagte ich zu Milija:

„Wenn sie noch ein Jahr am Leben bleibt, wird es ein Wunder zu nennen sein.“

„Ach was... Sie ist ein bischen abgemagert. Darum muſs sie nicht gleich sterben!“ antwortet Milija.

„Merke Dir, was ich gesagt habe!... Wenn es nicht geschieht, ist es mit mir aus!...“

VI.

Auch Velinka ist, bei Gott! in grofser Sorge; man kann sie gar nicht mehr auf andere Gedanken bringen. Sie ist immer allein, steht oder sitzt herum, hebt die vertrockneten Arme gegen Himmel und murmelt leise etwas vor sich hin — sie betet! Tag und Nacht geht es so fort...

Auch dem Peter hab' ich es schon gesagt; der senkt blofs den Kopf und seine Tränen fallen zu Boden! Nicht ein Wort erwiderte er mir darauf!... Und sieh', auch mir war's schwer ums Herz... Es tut mir leid um Pava, um Velinka und auch um den Pero tut's mir leid...

Alles das hat Velinkas Dummheit verbrochen! Und jetzt sagt sie zu mir:

„Oh, Philipp, wollte Gott, dafs ich Dir damals gefolgt hätte... wie glücklich wär' ich jetzt..."

Ich könnte ihr dann manches antworten, aber ich bringe es nicht übers Herz; hat ihr denn Gott nicht ohnedies genug zu tragen gegeben?..."

Und das Frühjahr kam heran. Ringsumher grünt alles. Es bewegen sich leise die Blätter, es schlägt die Nachtigall. Es wird einem so leicht ums Herz und man bedauert förmlich, dafs der liebe Gott uns keine Flügel gab, um mit den Vögeln nach jenem blauen Himmel emporzufliegen... Selbst die Erde scheint zu sprechen!... Lauschest Du, so ist es Dir,

als hörtest Du, wie sie zum grünen Grase spricht: „Wachse, du grünes Gras, wachse!... Schütze die Ernährerin des Ackersmannes, des Dulders! Wachset, Ihr Saaten, und bringet reiche Frucht dem Mühbeladenen, damit auch er unseren und seinen Schöpfer lobe!“ ...

Und Velinka schweigt immerfort. Sie spricht nicht mehr mit den Menschen, sondern nur noch mit Gott!...

Einmal beobachtete ich sie; die Sonne geht eben auf und sie wendet ihr das Antlitz zu und spricht:

„O warme Sonne! Erwärme lange Pava — meine Sonne!... Und willst Du sie nicht mehr erwärmen, so spende dann auch mir keine Wärme mehr!... O säuselnder Wind! Bringe ihr Gesundheit!... O Vöglein! Gib ihr Deine Fröhlichkeit!... O Herr, gib ihr Leben!... Gib ihr, o Herr, so lange zu leben, daſs sie mich noch ins Grab senken könne!... Und nimm meine Seele jetzt zu Dir! Ich flehe zu Dir, o himmlischer Vater!...“

Und sie macht das Zeichen des Kreuzes und berührt mit der Stirne den Erdboden.

Doch ihre Gebete halfen ihr nicht; diesen Abend brachte man ihr auf einem Wagen die Pava.

„Ich kam, Mutter, um bei Dir zu sterben!“ sprach Pava noch vom Wagen herunter.

Und Velinka begann zu taumeln wie eine Betrunkene.

Und wie sieht Pava aus, das beklagenswerte Geschöpf!... Ihre Schönheit is dahin — nur Haut und Knochen! Die Wangen sind gerötet und sehen aus, als wären sie von den Backen-

knochen durchgewetzt worden. Die Augen sind eingesunken und blicken tief aus den Höhlen. Die Lippen sind ausgetrocknet und glühen von innerer Hitze und sie lassen die weifsen Zähne sehen. Und die Nase! Die ist so schmal geworden, dafs man sie in ein Nadelöhr einfädeln könnte — ein wahres Schreckgespenst!... Sie kann nicht mehr gehen, denn ihre Füfse sind geschwollen; es ist schon Wasser darin. Velinka lief ins Haus, um dort für Pava ein Lager zu richten, sie sagte aber:

„Leg' mich, Mutter, dort unter den Weichselbaum!"

Velinka tat es. Man liefs sie nieder ... Eine Tote, nicht anders!...

„Hier ist mir wirklich wohl!"

Dann schlofs sie die Augen und schwieg.

Bei ihr stand der Dever,*) der sie von zu Hause hergefahren hatte. Ich safs an ihrem Lager; auch Velinka trat hinzu.

Pava öffnete die Augen.

„Wie fühlst Du Dich, mein Liebling?"

„Noch eine Weile, dann wird mir leichter sein!" sagte sie.

„Willst Du etwas essen, Du mein alles?"

„Nur noch eine Weile, dann werde ich nie mehr hungrig werden!"

Velinka schluchzte auf.

„Töte Deine Mutter nicht, Du mein Glück!"

„Und wie konntest Du, o Mutter, mein Glück töten!... Ich bin nicht mehr von dieser Welt; mir ist, als wäre meine Seele nur noch

*) Brautführer, gewöhnlich der jüngere Bruder des Bräutigams.

in der Nase ... Aber, meine Mutter, Du Süſse! willst Du mir noch etwas Gutes erweisen, so tu' es jetzt!"

„Alles, was Du willst, Du mein Augenlicht!"

„Rufe Pero!"

„Philipp, willst Du hingehen?" frug mich Velinka bittend.

„Ich will!"

„Höre, Philipp! Sag' ihm, er soll alles bleiben lassen, er soll sich beeilen!" sagte Pava.

Ich erhob mich ... Ich finde Pero und sage ihm, wie es steht. Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Ich soll sie wenigstens begraben!" Und er fing zu weinen an.

Wir kamen zu Velinkas Hause zurück.

Man hatte Pava in die Stube gebracht; sie selbst hatte es gewünscht.

Einige Frauen saſsen bei ihr.

Als sie Pero erblickte, da erglänzten ihre Augen wie Sterne; die abgezehrten Wangen übergoſs Rosenröte.

„Kamst Du?"

„Ich kam."

„Willst Du mir verzeihen?"

„Vor Gott sei Dir verziehen!"

„Willst Du mir nicht mehr fluchen?"

„Nie mehr!" sagte Pero.

„O komm dann her und leg' Deine Hand mir auf die Stirne!"

Pero trat hinzu und legte ihr die Hand auf die Stirne ...

Sie lächelte wie eine Genesene.

„Jetzt ist mir wohl!"

Wir sprachen nicht. Auch sie schwieg ein wenig, dann sprach sie zu Velinka:

„Verzeih' mir, Mutter!"

Velinka schüttelte sich vor Weinen... Auch wir fingen zu schluchzen an.

„Meine Mutter, Du mein Liebling!... In jenem Bündel dort sind meine Kleider... die zieh' mir an, Mutter!"

„Gleich jetzt!"

„Nein... später!... Und noch etwas, meine Mutter, mein Liebling!... Ich muſs Dir noch sagen, daſs ich Dir nicht zürne... Du meintest mir es besonders gut und siehe! Gott wendete es anders... Viele Mütter sündigen auf diese Weise! Möchten wenigstens andere daraus lernen!..."

Ihr Atem ging sehr schnell, dann schloſs sie die Augen und verstummte. Velinka zittert nur. Sie ist blau geworden wie Indigo. Pero hat sich an den Ofen gelehnt und schweigt... Ich lief rasch nach Hause, nahm etwas Wachs und Hanf und machte daraus eine Kerze zurecht. Als ich zurückkam, schwiegen sie noch immer.

Sie schlug die Augen auf.

„Traget mich hinaus!... Höre, Pero, sagte sie, „kennst Du noch das Lied:

„Schwer ist's an einem Sommertag zu sterben,
Schwerer noch, wenn es ein Sonntag ist,
Mich, Junge, fort in den Schatten sie tragen
Und mein Liebster..."

Weiſst Du noch?... Ich sang es oft..."

„Ich weiſs es", sagte Pero, zu ihr tretend.

„Jetzt heb' mich auf."

Pero trat näher und sie erhob sich ein wenig. Er umfing sie ... Ich sah sie an. Ihr Auge trübte sich und eine glänzende Träne quoll daraus hervor.

„Lass' sie nieder, lass' sie nieder!" schrie ich dem Pero zu.

„Was denn?"

„Lass' sie nieder, sie hat ausgeatmet."

Pero liefs sie nieder. Ich strich ein Streichholz an und zündete die Kerze an, die ich dem Pero hinreichte. In diesem Augenblick hören wir einen Fall. Wir wenden uns um — Velinka liegt auf der Erde.

VII.

Es ist entsetzlich! So oft ich mich dessen erinnere, stehen mir die Haare zu Berge ...

Ich ging später nicht mehr in die Stube hinein, da ich im Hofe zu tun hatte, aber alles um mich herum wisperte: „Velinka ist verrückt geworden!"

„Was sagst Du?"

„Verrückt bei Gott," sagt Trčag.

Ich trat in die Stube. Die Frauen haben die Tote schön mit Blumen geschmückt und auch verschiedene Seifen und Zuckerwerk haben sie gebracht und um sie herum aufgestellt. Ich werfe einen Blick auf Velinka; sie steht regungslos, gibt keinen Laut von sich, spricht nicht und weint auch nicht. Ihre Lippen sind blau geworden, die Augen hat sie so sonder-

bar weit aufgerissen und sieht immer nur die Tote an... Ich rufe sie an, sie antwortet nicht. Ich wiederhole meine Worte, sie schweigt...

Ich trete näher, um sie bei der Hand zu fassen, doch hindern mich die Frauen daran.

„Rühr' sie nicht an!" sagen sie.

„So lass' ich es bleiben!" sagte ich und ging hinaus.

Inzwischen kam der Priester. Wir traten hinein, um die Leiche zu heben. Velinka rührt sich noch immer nicht! Wir tragen die Tote hinaus und Velinka steht noch immer unbeweglich da!...

Der Priester beendete die Einsegnung und ging dann in die Stube zurück, um das Wasser zu weihen. Meine Milija hatte drinnen schon alles in Ordnung gebracht und ausgekehrt... Velinka steht noch am selben Fleck und sieht nach der Stelle, wo der Sarg gestanden...

„Velinka, willst Du nicht das Kreuz küssen?" frägt der Priester.

Sie antwortet nicht.

Der Priester weihte das Wasser und trat dann hinaus.

„Seid Ihr fertig?"

„Ja."

Er machte das Zeichen des Kreuzes und stimmte das „Svjati Bože"*) an... Wir bückten uns, um die Bahre zu heben, als eine Stimme — es schien keine irdische Stimme zu sein — brüllte:

„Haltet ein!"...

---

*) Altslavisches Kirchenlied, das bei Begräbnissen gesungen wird.

Wir sahen uns um...

O Herr, Du mein Gott, etwas Entsetzlicheres sah ich noch niemals!... Das Kopftuch ist ihr herabgefallen und zwei weiſse Zöpfchen ringeln sich wie Schlangen zu beiden Seiten des Kopfes herab! Das Hemd ist ganz zerfetzt und man sieht — verzeih'! — ihre Blöſse. In der linken Hand hält sie ein Hemd und eine Schürze... Die Augen sind weit geöffnet und schieſsen Blitze...

„Haltet ein!“ kreischt sie wieder.

„Glaubet Ihr stehlen zu können, was mein ist?!“

Die Leute stoben auseinander...

Der Wind verfing sich in Velinkas Lungen. Plötzlich blieb sie stehen. Sie erblickte Pavas zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

„Ach, ach!“ sagte sie.

Und hierauf winkte sie mit der Hand und sagte:

„Gehet jetzt nur!“

Wir flohen alle aus dem Hofe...

Zum Totenmahl kam niemand.

* * *

Man konnte sie immer sehen, wie sie Pavas Hemd in ein Tuch eingewickelt herumträgt und dabei vor sich hersummt:

„Mutter wieget ihre kleine Pava,
Wieget sie in einem seid'nen Tuche!“

Sie hielt das Hemd für ihre kleine Pava und wollte es nie mehr aus den Armen lassen...

Im vergangenen Winter starb die Arme. Es war eine kalte Nacht gewesen; der Ostwind blies so heftig, daſs es einem zuwider war nur vor die Tür zu treten! Tags darauf, als ich eben im Begriffe war ins Gasthaus zu gehen, dachte ich bei mir:

„Lass' mich einmal nachsehen, was die Velinka macht...“ Ich öffne die Haustür und finde Velinka tot auf der Erde liegen — sie war schon steif geworden.

Sie hielt, mit beiden Armen an die Brust gedrückt, Pavas Hemd in ein Tuch gewickelt... Wir begruben sie. — Gott geb' ihr die ewige Ruh'!...

Pero hat noch nicht geheiratet, wie Du weiſst.

Da hast Du's nun!...

Wer will es Gott gleich tun?

Sein Wille geschieht immer!... Was er will, das will er! Du aber — wenn Du kannst — geh' hin und reiſs' ein Loch in die Wolken!

L. K. LAZAREVIĆ:

AM BRUNNEN.

EINE DORFGESCHICHTE.

Der Wind weht und vom Rasen steigen dichte Nebelwolken, gleich weifsen Gespenstern in die Höhe; sie ziehen über die Felder hin, um sich schliefslich in kleinen weifsen Krystallen Dir an den Bart, dem Rosse an die Mähne zu hängen.

Es ist rauh und der Reif fällt. Die Füfse frieren, die Augen tränen. Selbst der Branntwein kann Dir das Herz nimmer erwärmen und ungeduldig spähst Du umher, ob Du nicht irgendwo ein gastliches Dach entdecken kannst.

Mir ist nicht bange... ich weifs, wohin ich gehen werde... Ich gehe zum Matija Djenadić! Dort steht sein Haus; ich erkenne es an dem Pflaumenbaume davor, von dem eine Čutura*) mit Doppelbranntwein herabhängt. Da findest Du eine Aufnahme, eine Aufnahme

*) Hölzerne Flasche.

sage ich Dir!... Freund, es ist unmöglich, Dir das zu schildern; das muſs gesehen werden. Welch ein Haus ist das, eine alte Hausgenossenschaft... ein ganzes Heer! Da sind Leute bereit, um Dich zu bedienen; und wieder Leute, um Dich zu bewirten; und wieder Leute, um Dich zu unterhalten.

Und wie lustig geht es in dem Hause her, wie bescheiden und zufrieden sind sie alle! Doch wehe dem, der mit einem von ihnen in Streit geraten würde! Nicht weniger als sechs Soldaten stellt ihr Haus, und zwei dienen sogar bei der Linie in Belgrad selbst.

Einen aus der Hausgenossenschaft, den Arsen, kannte ich schon, da er noch ein ganz junger Bursche war. Er wuſste auf seiner Doppelpfeife so schön zu trillern, daſs es eine Lust war, ihn anzuhören. Am schönsten aber trillerte er, wenn er an des Busmasović Hause vorüberging. Was Wunder auch, hatte doch Busmasović eine Tochter — ein prächtiges Mädchen. Solltest Du einmal bei ihrem Hause vorüberreiten und sie träfe Dich mit ihrem flammenden, furchtbaren Blick, Dir verginge Hören und Sehen und Du hättest Mühe, Dich im Sattel zu erhalten.

Arsen jedoch hat sich an ihren Blick schon gewöhnt, er fürchtet sich nicht mehr davor.

Er steht am Zaune, den rechten Arm um die Pfähle geschlungen und spricht zu ihr:

„Ich schäme mich, es meinem Vater zu sagen und dem Groſsvater mag ich mich schon gar nicht anvertrauen, selbst wenn ich Dich nie zum Weibe bekommen sollte!“

Anoka sah ihn nicht verschämt an, wie es sich gehört hätte. Spöttisch blickte sie ihm in die Augen, neigte sich leicht zur Seite und, ihren Ärger kaum verbergend, antwortete sie:

„Gut! Du brauchst es auch nicht!... Ich werde den Philipp Maričić heiraten!“

„Wen? Glaubst Du, ich würde Dich einem andern überlassen? Nicht ein heiles Glied würde der behalten, der sich unterstünde, Dich auch nur mit dem Finger zu berühren!“

Anoka stampfte unwillig mit dem Fuſse, warf den Kopf nach hinten und trat ein wenig zurück.

„Eh! Glaubst Du, ich werde warten, bis mir graue Haare wachsen?“

Arsen jedoch hört nicht darauf. Er rückt ihr näher, nimmt sie bei der Hand und preſst sie an sich. Sie wehrt sich anscheinend; aber ein heimliches Feuer erglüht in ihren Augen, als er seinen Arm um ihre Hüfte schlingt.

Ein gutes Mädchen die Anoka, hätte sie Busmasović nur nicht so sehr verhätschelt! Freilich man kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, die Cholera hatte ihm so viele Kinder dahingerafft, daſs er sie schlieſslich wie einen Tropfen Wasser in der hohlen Hand hielt. Das Verzärteln taugt aber dennoch nichts. Nein, niemals!...

Als an jenem Abend Arsen nach Hause zurückkehrte, war er in tiefe Gedanken versunken. Was er nie getan — er ging zuerst in die Hütte, wo die Wein- und Pflaumenfässer standen und zog mit einem Heber aus einem Zwei-Eimerfasse tüchtig an. Dann lieſs er sich auf einen Block nieder und blieb im

Finstern sitzen, während seine Blicke unstät und wirr hinaus auf das Leben und Treiben im Gehöfte schweiften.

Durch die offene Küchentür sieht er ein helllloderndes Feuer auf dem Herde; die Flammen züngeln hoch hinauf zu dem an Ketten hängenden Eisenkessel. Arsen gerät in Hitze, er staunt, wie ihn jene Flamme aus der Küche bis hierher erwärmt.

An dem Feuer wandern jeden Augenblick schwarze Schatten von Menschen und Hunden vorbei. Vom Felde vernimmt man den Schall von Pferdehufen. Vor dem Stalle werden die Ochsen ausgespannt, die soeben aus der Stadt heimgekehrt sind. Von dem Maulbeerbaume fliegt eine Henne auf und flatternd drängt sie sich wieder zwischen ihre Kameradinnen.

Hie und da ertönt noch ein laut gesprochenes Wort durch die abendliche Stille. Eine Maus erkühnt sich, ihr Nagen gerade an jenem Pflocke zu beginnen, auf dem Arsen sitzt.

Diesem aber beginnt es im Kopfe zu schwindeln. Anfangs hört er, wie ihm das Herz in der Brust mächtig schlägt, und er erschrickt sichtlich darüber. Doch plötzlich hebt er hell, laut zu lachen an, närrisch, sinnlos — ohne zu wissen warum; dann wieder bricht er in Tränen aus — wieder ohne allen Grund. Und während er lacht und weint, sieht er im Geiste vor sich in unklaren Umrissen die Züge Anokas und es sticht ihm etwas so eigentümlich im Herzen, daſs er schier zu sterben meint.

Während er sich an das Faſs, aus dem er zuvor getrunken, anlehnt, beginnt er zu erschlaffen; aber so süſs, daſs es ihm scheint.

Anoka herze und küsse ihn und es trüge ihn Ostocis mausgraues Rofs auf seinen Schwingen. So ergeht es jedem, der sich zum erstenmal am Weine berauscht.

Er hatte aber noch nicht lange geschlafen, als seine Schwägerin Velinka mit einem Kienspan in der Hand in der Hütte erschien, um etwas zu suchen. Sie erschrak, als sie Arsen auf dem Klotze mit dem Heber in der Hand erblickte; furchtsam näherte sie sich ihm und berührte ihn an der Schulter:

„Goldener!“

Arsen öffnete seine trunkenen Augen.

„Du bist betrunken, Unglückseliger!“

Arsen schien sich jetzt erst seines Zustandes etwas bewufst zu werden. Und fast freudig rief er aus:

„Betrunken!“

„Wie kommt das, Du Glückskind?“

„E—e, ich will den Philipp Maričić totschlagen!“

Er schwenkte den Heber über seinem Kopfe und schmetterte ihn zur Erde, dafs er in Stücke brach. Dann fing er zu lachen an.

Auch Velinka überkam das Lachen.

„Ja warum, Goldener; was hat Dir denn der Philipp zu Leide getan?“

„E—e, er will die Anoka nehmen!“

„Nun? So mag er sie nehmen!“

„E—e, ich gebe sie ihm aber nicht!“

Er machte einen Satz, um sich zu erheben, doch sein Rücken hatte mit dem Fafs solch gute Nachbarschaft geschlossen, dafs es ihn nicht gelüstete, sich von demselben zu trennen.

Velinka wollte schier vor Lachen bersten.

„Willst denn Du sie nehmen, Goldener?“

„Natürlich!“

Kaum hatte er das ausgesprochen, so wurde er vewirrt, kehrte sich zum Faſs und fing an zu weinen. Lallend sprach er:

„Ja, mein Bruder hat heiraten können... Ich will es auch... ja! ich will!“

Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, wollte er mit den Fäusten auf die Knie schlagen, doch diese trafen gegen sein Wissen und gegen seinen Willen den Block. Zur Strafe steckte er beide Hände in den Mund und biſs hinein.

Velinka lachte immer toller.

„Weh' mir, Du armer Teufel! Fürchte nichts, Goldener, Du wirst sie ja nehmen! Heute abend will ich es noch dem Vater sagen, der wird es der Groſsmutter mitteilen und diese wird mit dem Groſsvater schon alles in Ordnung bringen. Sorge Dich also nicht!... Und nun komm'! Ich führe Dich in Deine Kammer, daſs Dich der Groſsvater nicht in diesem Zustande findet! Geh', leg' Dich schlafen! Fürchte nichts, wir werden für Dich schon ein Mädchen freien... und sei es selbst Anoka.“

„Ja, sie und keine andere!“

Die Schwägerin führte den betrunkenen Schwager in der Finsternis bis zu seiner Kammer. Dort bedeckte sie ihn mit einem Tuche und kehrte dann in die Küche zurück, um den Schwägerinnen das Geschehene zu erzählen.

Keine jedoch freute sich bei dieser Kunde. Sie lachten zwar, doch das Lachen kam nicht vom Herzen.

„Sie paſst nicht in unser Haus!“

„Eine Gefallsüchtige!“

„Das ginge noch an; aber verzogen über die Maſsen!“

„Sie würde nur Zwietracht zwischen uns säen!“

* * *

Matija Djenadić ist ein sehr alter Mann. An der Stirn trägt er eine Narbe von einer Wunde, die er in den Festungsgräben des Hajduk-Veljko erhalten. Nicht allein seine Hausleute, das ganze Dorf nennt ihn „Groſsvater“. Sein Weib ist schon lange tot; sie starb auf der Flucht. Vom älteren Bruder blieb ihm die Schwägerin, die jetzt mit ihm die Würde und das Amt des Oberhauptes in der Familien-Genossenschaft teilt — sie heiſst Radojka. Sie sitzt bei Tische zur Rechten des Groſsvaters und im Hause geschieht nichts von Belang, ehe sie nicht ihre Zustimmung gegeben hat, oder wenigstens vom Groſsvater um ihre Meinung befragt worden ist.

Auſser dem Groſsvater Matija und der Groſsmutter Radojka nimmt an dem Familienrate nur noch Blagojc, Arsens Vater und Matijas Sohn Teil. Alle anderen Hausgenossen folgen blindlings den Anordnungen dieser drei. Wenn einmal zu gleicher Zeit Matija die Steuer zahlen, Radojka in die Kirche und Blagojc zur Besichtigung der Herde gegangen, dann sieht es im Hause aus wie in einer Schule, die der Lehrer verlassen. Alles ist einig und lustig. Jeder sieht zu, diese Spanne Zeit auszunützen,

um sich nach Kräften auszutoben. Sobald sich jedoch einer aus der Dreizahl an der Schwelle zeigt, ist gleich wieder die alte Ordnung, der Ernst und die Folgsamkeit hergestellt. Manchmal entfernen sich die drei absichtlich, um den Kindern Freiheit zu lassen und um den Männern die Gelegenheit zu gewähren, einmal tüchtig aus den Pfeifen zu dampfen.

Groſsvater ist ... ist ... wie soll ich es Euch nur sagen? Nun, er ist ein alter Mann — fast ein Kind schon! Einer Kleinigkeit wegen fährt er manchmal auf und schimpft und poltert, ja hie und da gibt es auch Schläge. Manchmal wieder ist er weich wie Wolle, dann liebkost er die Kinder und gibt ihnen ein paar Kreuzer. Und manchmal weint er um nichts und wieder nichts. Er sagt zum Beispiel: „Ich blieb wie ein verdorrter Ast im Walde!“ und dann geht das Weinen an.

Die Jugend ist töricht — das Alter ist schwach!

* * *

Am Morgen nach dem Rausche des Arsen kam dessen Vater Blagojc mit sehr ernstem Gesichte zu Radojka.

„Tante! Unser Arsen, verzeihe, hat sich in die Busmasovićsche verschaut!“

„Arsen? ... Jener, den wir dies Jahr erst in den Jünglingsstand eingereiht?“

„Jener!“

„In dieses gefallsüchtige Ding?“

„Ja.“

„Anoka?“

„Dieselbe!“

„Sie paſst nicht in unser Haus!“

„Ich sag' es auch! Aber, verzeih' mir, er ist ganz vernarrt in sie. Velinka erzählt mir, er habe gestern etwas Garstiges angestellt.“

„Was denn?“

„Ich bitte Dich, erzähle nur nichts dem Groſsvater!“

„Gott bewahre!“

„Nun, Velinka sagt, er habe sich einen Rausch angetrunken und habe geschimpft und gedroht, den Philipp Maričić zu erschlagen; denn dieser, weiſst Du, scharwenzelt um sie herum.“

„Sieh nur!“

Die Alte wurde nachdenklich. Zuletzt rief sie:

„Ich werde schon mit dem Groſsvater sprechen und dann werden wir sehen, was er dazu meint!“

„Erwähne nur, ich bitte Dich, von dem andern nichts!“

„Wo denkst Du hin!“

Als nun Radojka das alles dem Groſsvater mitgeteilt hatte, versank dieser in Gedanken. Endlich zog er die Augenbrauen auseinander:

„Weiſst Du, Schwägerin, es ist alles richtig! Doch ich habe es von allen Leuten her, daſs es nicht gut sei, Kindern solche Sachen zu verderben. Wir haben gottlob, ein groſses Haus. Ich weiſs nicht, ob viel an achtzig Seelen fehlt?“

„Es sind, bei Gott, mehr als achtzig!“

„Gottlob! Sie wird sich hoffentlich ein Beispiel an den anderen Kindern nehmen.“

„Gott gebe es!“

* * *

Einige Tage darauf sagte Anoka zu einer ihrer Freundinnen: „Wufste ich es doch, dafs mein Wille geschehen müsse! Solch ein Mädchen, Liebste, gibt es nicht wieder, weit und breit!“ Und in ihr Busentuch greifend, zog sie einen kleinen Spiegel heraus und fing an, mit den Fingern sich Locken zu drehen.

So kam sie in des Djenadić Haus. Aber zum Unglück blieb sie hier dieselbe wie im Vaterhause.

Sie versteht alles besser!

Alles mufs nach ihrem Kopfe gehen!

Sie will gerade das nicht tun, was man von ihr verlangt. Sie sagt: „Ich habe das auch bei meinem Vater nicht getan! Wozu soll ich für ein ganzes Heer Brot backen? Ich und mein Arsen, wir haben mit einem genug!“

Von den Frauen traut sich keine ein Wort dreinzureden. Sie klagen es zwar hie und da ihren Männern, doch wer würde es wagen, der Radojka und dem Grofsvater etwas zu sagen?

Lange litten und ertrugen sie ihre Demütigung. Sie arbeiteten alles für Anoka und nach ihrem Willen. Vielleicht war es auch ihre Schönheit, die eine solche Macht auf die Weiber übte. Untereinander freilich lästerten die Schwägerinnen über sie; vor Fremden und

vor Älteren nahmen sie sie in Schutz. Und Gott weifs, wie lange sie es noch ausgehalten hätten, ohne sich offen aufzulehnen, hätte Anoka nicht immer ärger und ärger zu wüten begonnen. Schliefslich forderte sie schon hübschere und bessere Kleider als die anderen.

Der arme Arsen sagt ihr, dafs der Grofsvater und Radojka die ganze Kleidung besorgten und dafs er es nicht wage, dem Grofsvater zu sagen, er möge ihr eine neue, silberdurchwirkte Weste kaufen. Sie aber antwortete, sie habe nicht den Grofsvater geheiratet, und sie werde zu ihrem Vater betteln gehen, weil ihr Mann in Lumpen herumlaufe und ihr nicht einmal eine Nadel kaufen dürfe, ohne vorerst diesen Alten um Erlaubnis zu bitten.

Und dabei bannt sie den armen Arsen mit ihren flammenden Augen, dafs er nicht wagt, ihr etwas anzuhaben und feierlich still vor ihr steht, als hätte er den Bischof vor sich.

So wütet sie immer mehr und mehr. Die Hunde läfst sie in die Küche, und diese nehmen alles Fleisch aus den Töpfen. Das Brot läfst sie verbrennen, so dafs man den ganzen Inhalt des Ofens den Schweinen vorwerfen mufs. Sonntagskleider zieht sie an Werktagen an. Nicht eines Blickes würdigt sie die Kinder und sie trägt die Schuld, dafs Jovankas Mädchen in die Kalkgrube gestürzt ist. Keine Schwägerin läfst sie ungeschoren, jeder weifs sie einen Spitznamen zu geben; selbst Radojka und den Grofsvater verschont sie nicht.

Endlich wurde es den Weibern doch zu toll. Und als eines Tages Anoka, da die Reihe an ihr war, den Haushalt zu führen, auf den

Markt ging, versammelten sie sich zu einer geheimen Sitzung.

„Ich weifs nicht, meine Freundinnen, was wir Armen verbrochen haben, dafs wir so sehr leiden müssen!“

„Ich weifs es auch nicht.“

„Es ist ein wahres Elend!“

„Nur Gott kann uns helfen! So kann es nicht mehr weitergehen! Nein!“

„Sollten wir es nicht der Alten sagen, die es dann dem Grofsvater mitteilen würde?“

„Sage Du es ihr, Selena!“

„Warum denn gerade ich?“

„Hat sie nicht Dich beschuldigt, Du hättest ihr ihre Manschetten gestohlen?“

„E—e, hat sie nicht Dir gesagt, Dein Mann sei ein heidnischer Pfaffe?“

„Und der Mirjana hat sie gesagt, sie hätte aus Hunger ins Haus geheiratet.“

So wäre die Sache schwerlich jemals ans Licht gekommen, hätte Radojka nicht lange schon Kenntnis von alledem gehabt und hätte nicht Arsen selbst Tags darauf, als Anoka ihre funkelnagelneue Weste am Holzhaufen in Stücke gehackt hatte, beim Grofsvater Klage erhoben.

Arsen war ein stiller Mann. Von Kindheit auf an blinden Gehorsam gewohnt, hätte er nicht einmal gewagt, Holz zu verkaufen, ohne vorerst belehrt worden zu sein, wie viel er dafür verlangen solle und bis zu welchem Preise er heruntergehen könne.

Als Arsen eintrat, safs der Grofsvater allein im Zimmer. Da er zu keiner Feldarbeit mehr fähig war, schälte er Fisolen.

Arsen entblößte das Haupt und schickte sich an, dem Großvater die Hand zu küssen. Dieser aber hob weder seine finster umwölkte Stirn in die Höhe, noch bot er ihm die Hand zum Kusse, sondern murmelte trocken:

„Gott zum Gruße!“

„Großvater, ich bitte Dich, ich ... es nützt nichts ...“

Der Großvater sah ihn finster an.

„Ich ...,“ fuhr Arsen fort, „es nützt nichts ... ärgere Dich aber nicht!“

Der Großvater hob nun den Kopf in die Höhe, schob das Körbchen mit den Fisolen zur Seite und stieß aus seinem zahnlosen Mund ärgerlich die Worte heraus:

„Ich weiß alles! Was bist Du für ein Mann! Daß Du mit jener ... jener ...“

Er schwieg einen Augenblick.

„Jener ... Einen ... mir das Haus zerrüttest!“

Arsen stand wie versteinert, als er hörte, daß der Großvater von allem wisse. Die Stimme versagte ihm.

„Ich beschwöre Dich, Großvater, ich weiß selber nicht, was ich anfangen soll! Verzeihe mir!“

Er wollte wieder nach der Hand greifen. Der Großvater zog sie unwillig weg.

„Geh' fort! Besudle mir die Hand nicht! Bist Du denn ein Mann?“

Arsen wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit seinem Rockärmel.

„Mache mit mir und mit ihr was Du willst! Töte mich und sie jage fort! Gott verzeihe es

Dir! Weise mich nur nicht von Dir, so wahr ein Gott lebt!"

Des Grofsvaters Bart erzitterte leicht. Er wollte seine Aufregung verbergen. Er richtete sich herrisch auf, hob den Kopf in die Höhe und neigte ihn dann etwas seitwärts.

„Sieh', mein Sohn, Du hast sie Dir selbst erwählt! Habe ich Dir doch weder Ja noch Nein gesagt!"

„Gewifs, bei Gott! Ich trage an allem selber Schuld!"

Der Grofsvater warf sich neuerdings in die Brust.

„Nun soll ich das gutmachen, was Du verdorben?"

„Gott allein und Du!"

„Ja, wenn ich nur wüfste, wie?"

Wäre Radojka in diesem Augenblick zugegen gewesen, sie hätte den Ausdruck kindisch-schelmischen Selbstbewufstseins, der sich um die Augen des Grofsvaters legte, sicherlich bemerkt.

„Wie es Dich Gott gelehrt!" rief Arsen.

„Nun... sage doch einmal... bist Du ihr nicht böse?"

Arsen ward verwirrt. Er möchte es verschweigen, doch der Grofsvater sieht ihm fest in die Augen. Er antwortet ausweichend.

„Verstehst Du nicht, was ich Dich frage? Ob Du sie magst?"

Arsen schweigt. Er möchte der Antwort ausweichen, doch der Grofsvater sieht ihn unverwandt an.

„Ihr Vater mufs sie sehr verzogen haben. Weifst Du, sie ist die einzige Tochter!"

Dem Grofsvater scheint schon die Geduld auszugehen.

„Hörst Du nicht, was ich Dich frage? Ich frage Dich: liebst Du Anoka noch? Das sollst Du mir sagen!“

Arsen senkte den Kopf; das Gesicht mit den Händen bedeckend, drehte er die Achseln nach rechts und links und dann sprach er schamhaft und gedehnt:

„Ich ... ich weifs es nicht!“

„Du sollst es aber wissen, denn danach werde ich urteilen; und ich will nicht, dafs Du sagst, ich hätte Dir Unrecht getan!“

„Gott bewahre!“

„Gut! Dann gehe, bis ich darüber nachgedacht haben werde.“

Wer aber im Antlitz des Grofsvaters hätte lesen können, der hätte es ihm gleich angemerkt, dafs er schon ganz im klaren war, was er zu tun habe, und dafs er mit seinem Plane zufrieden war.

Am Abend hatten sich die Männer wie gewöhnlich, nach dem Alter geordnet, um den Tisch zum Nachtmahl gesetzt. Weiber gab es da aufser Radojka nicht; sie afsen abgesondert; nur zwei oder drei derselben bedienten das Mannsvolk bei Tische.

Die Reihe war gerade an Anoka.

Während zwei andere Frauen das Essen auftrugen und den Wein einschenkten, lehnte Anoka an der Tür und stierlte in der Nase herum.

Der Grofsvater würdigte sie keines Blickes. Alles schwieg. Radojka klopfte das Herz mächtig. Anoka ahnte gar nichts.

Nach beendetem Mahle machte jeder der Männer — wie es Sitte ist — das Kreuz und alles harrte, bis der Grofsvater das Zeichen zum Aufbruch geben würde.

Der Grofsvater stiefs ein Stück Brot, die Gabel und den Löffel von sich und verwahrte das Messer in der Scheide. Dann lehnte er sich mit den Ellbogen auf den Tisch, blickte im Kreise herum und liefs zuletzt seinen Blick auf Anoka haften.

Diese fuhr auf. Sie liefs die Hände sinken, richtete sich empor und schickte sich an, hinauszugehen.

„Warte einen Augenblick, meine Tochter!" rief der Grofsvater mit ungewöhnlich heller Stimme.

Alle erschraken.

In demselben Tone fuhr der Grofsvater fort:

„Du bist nun mein Kind; aber ich höre, Dir ist es gar nicht recht in meinem Hause und unter meinem Volke!"

Wer hätte es je gehört, dafs ein Frauenzimmer widersprechen dürfte? Auch Anoka schwieg, doch die Hände hatte sie krampfhaft geballt, dafs die Nägel ins Fleisch drangen.

Der Grofsvater sprach weiter:

„Ich kann das nicht leiden, so lange ich lebe! Ich kann es nicht gestatten, dafs in meinem Hause irgend eines meiner Kinder geknechtet werde... Ich höre, dafs Dir diese Weiber" — er wies mit dem Barte nach der Küche — „dafs Dir diese Weiber trotzen, dafs sie Dich belästigen! Hier bin ich aber Herr im Hause!"

Anoka bemerkte etwas Boshaftes auf dem verschrumpften Gesichte des Alten. Und sie, die bisher nur Haſs kannte, fühlte nun zum erstenmale eine gewisse Furcht.

„Sie plagen Dich unaufhörlich. Sie möchten immer, daſs Du für sie alle schwere Arbeit verrichtest. Als ob Du aus einem armen Hause gekommen wärest!“

Er tat so ungeschickt zärtlich und freundlich, daſs Anoka die Haare zu Berge zu stehen begannen.

„Ich gestatte das aber nicht. Ich bin alt und schwach, und schwer fällt es mir schon, mich noch unter so zahlreichem Volke aufrecht zu erhalten. Und jetzt will ich nicht mehr, jetzt...“

Sein Blick nahm einen wilden Ausdruck an und seine Lippen erbebten. Er hub an, laut und heiser zu schreien:

„Allen Euch — höre mich, Du, Radojka und Du, Blagojc und Ihr anderen alle! — Euch und Euren Weibern befehle ich, in Allem dieser hier“ — mit vor Erregung zitternder Hand wies er auf Anoka — „zu folgen. Und ich will, daſs sie nichts mehr im Hause anrührt, um ihre herrschaftlichen Hände nicht zu beschmutzen. Nicht einmal Wein soll sie mehr einschenken müssen! Und Gottes Zorn treffe Den, der ihr auch nur im Mindesten ungehorsam ist, oder der sie mit dem kleinsten Worte beleidigt!“

Er sprang auf. Armer Alter! Herrlich, und doch so lächerlich und kläglich! Er zitterte wie die Sulze, wenn sie aus der Schüssel genommen wird.

Alles bekreuzte sich. Sie erhoben sich vom Tische. Schweigend gingen sie an Anoka vorüber und wichen ihr aus, fürchtend, mit ihr in Berührung zu kommen.

Eine unbändige Wut befiel diese. Wie toll flog sie zu den Weibern in die Küche:

„Habt Ihr es gehört, Ihr?"

Weiber und nicht hören!

„Ich will jetzt, dafs man mir das Nachtlager unter dem Lindenbaume herrichte. Grofsvaters Unterbett, Radojkas Polster, Blagojc Decke will ich; und Du, Petrija, deren Bruder im Gefängnis steckt, sollst mit dem Prügel in der Hand die Hennen vom Baume vertreiben und die ganze Nacht an meinem Haupte wachen. So befehle ich es und wer nicht folgt, den „treffe Gottes Zorn"! He—e, habt Ihr's gehört?"

Mein Gott, der Mensch ist manchmal wirklich ärger als ein Tier!

Niemand sprach eine Sylbe. Alle hatte eine Angst befallen, und dann des Grofsvaters Worte: „Gottes Zorn treffe! . . ."

Arsen entfloh in die Dreschtenne. Er steckte den Kopf zwischen die Garben und drückte die Augen zu. Umsonst! Der Schlaf ist keine Decke, dafs Du sie nur über den Kopf zu ziehen brauchst!

Wie es Anoka befohlen, so richteten sie ihr das Nachtlager her.

Doch es ist nicht so leicht, den Schlaf zu finden, wie sie es sich gedacht.

Was sie bisher nie empfunden — sie empfand es jetzt: die Einsamkeit! Noch dazu ohne

ein schirmendes Dach, auf wildem Pferde ohne Zügel, auf dem vom Winde geschaukelten Schiffe ohne Steuermann. Ihr eigenes Herz stürmt auf sie los und es gibt niemanden, der es abwehren könnte!

Der Starrsinn will aber nicht aufhören.

„Was wachest Du nicht, Nichtsnutzige, wenn ich befehle? Willst Du, daſs Dich Gottes Zorn treffe?“

* * *

Der Mond steht im Süden. Alles ist erstorben. Nur Anokas Herz hämmert und pocht ruhelos.

So kann es nicht bleiben; doch was ist zu tun?... Zu ihrem Vater zurückkehren — was könnte sie ihm sagen? „Der Groſsvater hat befohlen, das mir Alle folgen sollen!“ Nein, so konnte sie vor ihren Vater nicht hintreten. — Es wird Mitternacht. Und schlieſslich wird auch ihr das Bewuſstsein entschwinden. Es wird Tag werden, und die Sonne wird auferstehen. Was soll sie dann beginnen? Soll sie noch ärger wüten? Es wäre kaum mehr möglich. Soll sie Frieden schlieſsen? Wie? Sie sollte sich demütigen? Nein! Ihre Gedanken kreuzen sich, wie die farbigen Fäden auf dem gewebten Teppich. Müdigkeit besiegt Leidenschaften, Liebe und Haſs, Hunger und Durst. Auf ihre Augenlider aber sind schon ganze Berge gewälzt und sie wollen sich dennoch nicht schlieſsen! Da wird ihr schwer ums Herz, unerträglich und sie hätte gewünscht,

es möchte sich nur einen Augenblick — um welchen Preis immer — die Welt umdrehen, damit sie ihr Haupt unter einen Mühlstein legen und Ruhe finden könne, ewige Ruhe!

Doch dem Schlafe kann selbst der Grofsvater nicht befehlen.

Anoka fährt in die Höhe. Sie erblickt die dunkle Gestalt Petrija's zu ihren Häupten.

Plötzlich regt sich etwas in ihrer Brust. Ganz unverhofft, doch furchtbar mächtig.

„Petrija, geh schlafen!"

Petrija erwiderte kein Wort. Sie wirft den Prügel zur Seite und will sich entfernen.

„Petrija!"

Petrija fährt zusammen und steht wie versteinert.

Ach Gott, welche neue Lust! Was für Gedanken, wohin führen sie?

„Petrija, Schwester, verzeihe!"

Das weibliche Herz taut auf, erzittert.

„Anoka, mein Herz, Gott möge Dir verzeihen!"

„Petrija, Schwester . . ."

Anoka nimmt Petrija bei der Hand, zieht sie neben sich hin, umarmt sie und beide beginnen zu weinen.

Wie süfs sie schluchzen — gleich Säuglingen!

Alles ist still, nichts ist unter dem Himmel zu hören; die Zwei nur halten sich fest umschlungen, schluchzen und küssen sich. Und des Mondes finstere Stirne scheint sich aufzuheitern.

*

„Petrija, mein Herz, ich werde sterben! Du, Schwester, wirst mich abwaschen! Gib mir genug Basilienkraut. Beifse auch in einen Apfel und lege ihn mir in meinen Sarg! Niemand aufser Dir liebt mich noch!“

„Schweige, Närrin! Wie sollte Dich Niemand lieben? Alle lieben Dich!“

„Nein, nein, ich weifs es!“

„Wie kannst Du es wissen, da Du bisher mit uns nicht einmal gesprochen? Ich würde eher sterben, als dafs ich zugäbe, dafs Dir Jemand ein hartes Wort sagt!“

Wieder schluchzen Beide und umhalsen sich.

„Und der Grofsvater?“

„Der Grofsvater ist alt und gut, mein Herz. Gehe nur allein zu ihm, und Du wirst sehen, was er sagen wird!“

„Gut, ich gehe!... Leb' wohl, Teure, wenn ich sterben sollte...“

Petrija bedeckt ihr den Mund mit der Hand.

Anoka ergreift Petrijas Arm und schlingt ihn sich um den Hals.

„Sollte ich sterben, bewahre mir kein schlechtes Andenken! Und jetzt gehe, ich bitte Dich!“

„Ich werde Dich nicht verlassen, so lange ich lebe.“

„Aber ich bitte Dich, wie man zu Gott bittet!“

„Und wo willst Du hin!“

„Lasse mich, mir ist so wohl! Lasse mich, so wahr Dir Gott helfen möge; bei Deinem Kinde beschwöre ich Dich, lasse mich! Du weifst nicht, wie mir zu Mute ist.“

Petrija versteckt sich hinter dem Gebüsch, um zu spähen, wohin Anoka gehen werde. Doch die Nacht ist noch stockfinster und sie kann es nicht sehen, wie Anoka bis zu des Grofsvaters Zimmer hinschleicht und sich dort an der Türschwelle niederläfst.

Auch der Grofsvater hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen.

Die Hähne krähten, die ersten Vorboten des neuen Tages und des neuen Lebens. Anoka war ihr Lied noch nie so schön erschienen wie heute.

Der Grofsvater erhob sich, warf die Decke von sich, bekreuzte sich und, aufrecht im Bette sitzend, allein in der Finsternis, vertiefte er sich in Gedanken.

Die Hähne krähten wieder.

Der Grofsvater stieg aus dem Bette, um zum Brunnen zu gehen.

An der Schwelle erblickte er im Morgengrauen eine menschliche Gestalt.

„Wer ist das da?"

„Ich bin es, Grofsvater, Anoka! Ich werde sterben. Verzeihe mir, wenn Du kannst!"

Der Grofsvater erschrak und wankte.

„Kind, es ist eine Sünde! Siehst Du dieses Haar? Es ist weifser, als das Fell der Schafe!"

Anoka ergriff den Zipfel der Decke, in die sich der Grofsvater gehüllt und küfste denselben.

„Ich habe schwer gesündigt, ich habe Dein Haus zerrüttet. Verzeihe mir, so wahr Du an einen Gott glaubst!"

Nichts leichter, als einen Greis zum Weinen zu bringen. Ihm brachen die Tränen plötzlich aus den Augen. Mit beiden Händen faſste er sie beim Kopfe und küſste sie.

„Komm' her!“ sagte er.

Sie trat mit ihm ins Zimmer.

„Setze Dich her!“

Sie setzte sich auf eine Bank, der Groſsvater aufs Bett.

„Geh', schäle diese Fisolen!“

Sie schält die Fisolen.

Der Groſsvater sieht ihr mit Wohlgefallen zu. Niemand spricht etwas, nur das Herz tut das Seinige. Der Tag nimmt immer mehr zu.

„Komm jetzt hierher!“

Sie folgt ihm in den Pferdestall und streut — wie er sie anweist — allen Pferden Futter vor. Und sie fürchtet sich nicht einmal vor des Blagojc Braunen, einem bissigen Tiere, das gern ausschlägt.

„Jetzt komm' da her!“

Er führt sie zum Schweinestall. Sie zerschlägt einige Kürbisse und wirft sie den Schweinen hin.

Mittlerweile waren die Hausleute alle aufgewacht und aufgestanden. Furchtsam und mit verwunderten Augen folgten sie den Beiden, doch hüteten sie sich wohl, von ihnen bemerkt zu werden. Arsen aber erschrak so, daſs er in seiner Verwirrung auf den groſsen Nuſsbaum kletterte, um von dort, unter den Blättern versteckt, diesem unerhörten Wunder zuzuschauen.

Der Groſsvater schien sich verjüngt zu haben, er tänzelte förmlich im Gehen.

„Nein, nein!“ Sie schürzt ihm mit der Linken den Hemdärmel auf, mit der Rechten neigt sie den Kübel.

„Gott mit Dir!“

Petrija eilt von einer Schwägerin zur andern und, ganz in Tränen aufgelöst lispelt sie etwas, fuchtelt mit den Händen herum und schlägt sich an die Brust.

Schwankend ging der Grofsvater in sein Zimmer, öffnete eine Truhe und nahm daraus ein Halsband von lauter alten Talern. Das Halsband und ein feines Handtuch steckte er in den Brustlatz und kehrte wieder an den Brunnen zurück.

Alle hatten sich schon gewaschen und Allen hatte Anoka das Wasser dargereicht. Alle waren von einer gewissen feierlichen Stimmung befallen und Allen summte in den Ohren etwas, was ähnlich klang wie: „Hehr ist Gott in der Höhe...“ Und wären plötzlich von irgendwoher Böllerschüsse erschallt, sie Alle hätten sich bekreuzigt, wie das bei der heiligen Wasserweihe Brauch ist.

Der Grofsvater blickte mit dem Ausdruck naiver Würde im Kreise herum. Armer, armer Alter!

„Und ihr wird Niemand das Wasser bieten?!“

Alles rannte zum Schöpfeimer.

„Ja, jetzt, nachdem ich es sagen mufste! Jetzt werde ich es schon lieber selbst tun. Komm', Tochter, wasche Dich!“

Man weifs nicht, ob die Hände des Grofsvaters oder Anokas Herz mehr zittern.

P. ADAMOV:

„TICK-TACK, TICK-TACK!“

Der Jole und die Ruža sind zwei junge Menschenkinder, die sich nicht ausstehen können. Auch den andern ist das schon aufgefallen. Es ist zwar schon einmal etwas ähnliches vorgekommen und es wird immer vorkommen, daſs sich zwei, ja auch mehrere nicht ausstehen können; diese zwei aber können sich nicht einmal ansehen.

Und was um alles in der Welt ist die Ursache, daſs sich die zwei nicht leiden können?

Gott ist Zeuge, daſs keiner von beiden dem anderen auch nur das Geringste zu Leide getan. Und dennoch! Begegnet zum Beispiel Jole der Ruža, so verzieht diese schon von Weitem ihren Mund und stellt sich, als sähe sie ihn nicht. Kommt wieder Ruža in eine Gesellschaft, in welcher sich Jole befindet, so vertieft sich Jole sofort mit einer anderen in ein angelegentliches Gespräch und lacht und scherzt mit ihr, als ob es sonst niemanden auf der

stern und vertreiben sich die freie Zeit mit Spielen, Plauschen und Gesang.

Jole aber und Ruža wird man niemals bei einander finden.

Einmal geschah es nun, daſs Teja, der Sohn des Slankamenac, im Spiele der Ruža den Fuſs stellte. Das arme Kind fiel und brach in Tränen aus. Sie weint. Es ist aber nicht des Schmerzes wegen — denn es schmerzt sie eigentlich nicht — sie weint aus Scham und Zorn.

Kurze Zeit nachher stellte Jole dem Teja den Fuſs derart, daſs sich dieser dreimal überschlug. Am nächsten Tage aber lauerte Teja's älterer Bruder dem Jole auf und rieb ihm die Ohren tüchtig mit Sand ein.

Wer sollte nun Jole rächen?! Jole ist eine Waise, er dient bei gutherzigen Leuten. Blutsverwandte hat er aber nirgends; weit und breit nichts. Dessenungeachtet kratzte Ruža am selben Abend den Teja tüchtig im Gesicht. Ihr konnte niemand etwas anhaben, denn ihre Brüder waren kräftige Bursche und mit den Fäusten gleich zur Hand. Und dann war Ruža reich, stammte aus einem mächtigen und angesehenen Hause.

Kinder!

Ja Kinder, die aber schon ihre Kinderschuhe ausgetreten haben, die schon heranreifen und die auch schon in den Reigen, der sich an den Straſsen-Ecken des Dorfes versammelt, eintreten wollen. Sie schlüpfen jetzt nicht mehr wie früher zwischen den Tänzern und Tänzerinnen hindurch, sie sehen diesen vielmehr ruhig stehend zu, oder bilden für

im Tanze angestoſsen oder ihr auf den Fuſs getreten hat, ohne daſs die eigensinnige Ruža — ihm zuliebe — auch nur ein einzigesmal deswegen aufgeschrien hätte. Sie wendet den Kopf dann einfach nach der einen Seite und Jole den seinen nach der anderen, als wäre nichts geschehen...

Eines Abends war Ruža zum Reigen ausgeblieben.

Jole ist verstimmt darob und sieht trotzig drein. Nichts geht ihm recht nach Wunsch. Der Rade bläst nicht gut auf der Flöte, der Reigen bewegt sich nicht nach seinem Willen.

Jemand macht die Bemerkung, daſs Ruža fehle. Daraufhin kommt aus Tejas Munde eine boshafte Äuſserung über diese. Im Nu steht Jole vor ihm.

„Sag' es noch einmal!"

Aus Joles Augen blitzt es, gleichwie in klarer Winternacht ein Stern aufleuchtet, sein Antlitz aber ist düster. Er ballt die Hände zur Faust so krampfhaft, daſs man meinen könnte, wenn er auf einen Feuerstein einhauen würde, müſste dieser Funken sprühen.

„Sag' es noch einmal!" wiederholt Jole und lehnt sich mit der Achsel gegen die Teja. Aus seinen Augen sprüht ein unheimliches Feuer auf den Verleumder nieder.

Teja bleibt das Wort in der Kehle stecken.

Sie trennen sich in Frieden. Aber...

Diesen Vorgang hatten zwar Wenige gesehen und gehört, Ruža erfuhr jedoch noch am selben Abend, was geschehen war.

Sie hatte darauf keine Erwiderung. Sie hätte auch nichts erwidern können, denn et-

„Vater," spricht er zu seinem Herrn, „ich gehe und suche mir einen Begleiter."

„Radokas Vlajko ist schon fort," antwortet dieser.

„Vielleicht treffe ich noch den Rade Rojkov."

„So geh!" ...

Der Rappe wiehert mit erhobenen Nüstern und schüttelt mit dem Kopfe, dafs die Mähne sich wellenartig bewegt und die Fufseisen unter dem Halse klirren.

Doch Jole kehrt ihm den Rücken. Er geht der Strafsenecke zu.

Unterwegs sinnt und sinnt er:

„Sie soll es auch wissen, wohin ich gegangen, damit si· nicht denke, dafs mir etwas am Reigen gelegen sei."

Er geht nicht mehr, er läuft bereits.

Ruža steht abseits; sie scheint keine Lust zum Tanzen zu haben. Jeden Augenblick sieht sie sich um.

„Guten Abend!" ruft Jole.

Viele erwidern seinen Gruſs. Ihm aber scheint es, als habe ihn Niemand erwidert, denn er hat nicht gehört, ob Ruža ihm einen guten Abend geboten.

Endlich denkt er bei sich:

„Was kümmert es mich? ... Nehmen wir teil am Tanz!"

Und er tritt in den Reigen ein. Ruža schliefst sich dem Reigen nicht an. Sie hat eine Freundin an der Hand genommen; den Kopf an deren Schulter gelehnt, sieht sie dem Tanze zu.

Jole führt den Reigen links und rechts, nach innen und nach aufsen. Plötzlich läfst er den ihm zur Rechten Tanzenden los und

Seither läfst sich Jole nirgends im Dorfe sehen, aufser wenn er der Arbeit wegen wohin zu gehen hat. Auch Abends kommt er nicht mehr an die Strafsenecke, noch an Feiertagen zum Reigen auf dem Kirchhofe.

Ihn bindet kein Gelübde. Erinnert er sich aber des Reigens, dann windet sich etwas in seiner Brust und steigt ihm in die Kehle. Er arbeitet ohne jede Lust. Er ifst, es schmeckt ihm aber nicht.

Die Mutter sagt eines Tages zum Vater:

„Was ist's mit dem Burschen?"

„Gott weifs es."

Sie fragt die Dienstboten:

„Was ist mit dem Jole?"

„Er hat sich ein wenig verändert."

Und die Mutter schüttelt den Kopf. Das ist ihr nicht recht . . .

Ruža weifs nicht, wie ihr ist. Sie ist unruhig, unzufrieden. Wenn sie an den Brunnen kommt, setzt sie den Krug nieder, kreuzt die Hände und bleibt untätig stehen, in tiefstes Sinnen versunken. Sie sieht unverwandt nach jener Seite, wo die Gärten und die Zäune sind.

Ihre Schwägerin mufs sie mehrmals anrufen, dann fährt Ruža zusammen, wie aus einem Traume aufgeweckt. Die Sonntage und die Feiertage kann sie kaum erwarten, um zum Reigen zu gehen. Wenn sie aber dann wieder heimkehrt, sieht sie noch untröstlicher aus und bereut, hingegangen zu sein.

„Ja, mein Täubchen, was ist Dir denn?" fragt sie einmal die Schwägerin.

„Nichts," antwortet Ruža.

mit den Schnittern die letzte Fuhre in Ranko's Dreschtenne einzuführen.

Wie er vor Ranko's Thor anlangt, wogt schon die ganze Burschen- und Mädchenmenge im fröhlichen Kolotanze. Die Fahnen haben sie in die Zäune gesteckt. Und in ihrer Mitte bläst ein Gridasch (Dudelsackpfeifer) in den Balg hinein, der mit bunten Tüchern geschmückt ist.

Wer nicht für den Tanz ist, bleibt bei Tische und spült sich die staubgefüllte Kehle mit Wein aus. Den Wein schenkt Ruža ein.

Jole hat seine Pferde nach dem Tore zugelenkt. Seine Augen haben sich in den Anblick des schönen Mundschenkes vertieft und er sieht es nicht, wie er im Begriffe ist, an das Tor anzufahren. Kaum hat man ihm zugerufen, er möge Acht geben, so rennt auch der Wagen schon an's Tor und wirft um.

Im selben Augenblicke entfällt auch der Weinkrug Ruža's Händen und zerbricht auf dem Boden, der vom roten Wein getränkt wird.

Auch des unglücklichen Jole Blut ergiefst sich über die Erde.

Alles stürzt herbei, teils um ihm zu helfen, teils um die Pferde zu befreien. Die guten Tiere zittern und wiehern; sie stehen aber still, wie festgewurzelt.

Jole liegt lang auf dem Boden; er rührt sich nicht; man sieht nur zeitweise die Hand oder den Fufs zucken.

„Wasser! Bringt Wasser her! wird laut gerufen.

zittert seine Hand gleichfalls. Sein Gesicht erstrahlt; die Augen leuchten auf und schliefsen sich, wie man tut, um einem schönen Traume nachzuhängen. Um die Lippen zuckt es ihm wie ein Lächeln.

Ruža's Herz hüpft vor Wonne . . .

Unterdessen hatte man den Wagen hergestellt. Man legte Jole darauf und führte ihn nach Hause . . .

Jole war schwer verletzt; doch Dank der Tante Marina, der geschickten Pflegerin, ging es bald mit ihm zum Bessern. Und auch die Mutter wacht über ihn als wäre er ihr eigenes Kind. Und Ruža ist jeden Augenblick bei der Tante Marina.

„Tante, wie geht es dem Jole?"

„Gott wird geben, dafs es ihm besser gehe."

Kommt nun die Tante wieder zu Jole, so sagt sie zu diesem:

„Ich weifs nicht, warum meine liebe Nichte so unruhig ist! Jeden Augenblick fragt sie mich, wie es Dir geht."

Jole ist selig und lächelt nur. Dann spricht er kurz:

„Warte nur, bis ich wieder munter bin! . . ."

Bald war er genesen.

Am ersten Abend ging er schon an die Strafsenecke. Und da stand er auch sofort neben der Ruža und Beide traten zugleich in den Reigen und tanzten nebeneinander.

Die Mädchen lächeln und kichern und lispeln:

„Schau, schau!"

Auch Jole's Kameraden lachen verschmitzt,

noch, dafs sie ihren Namen nannte. Sie hiefs Tata — ein seltsamer Name!

Ich ging darauf zur Ruhe, doch konnte ich lange nicht einschlafen. Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — stand ich früh auf. Als ich in die Wohnstube trat, sah ich zu meiner Überraschung das Zimmer schon aufgefegt und den Staub vom Divan abgewischt.

Ich trat in das Schlafzimmer meiner Mutter; auch dort war Alles aufgeräumt. Meine Mutter sah mich lächelnd an:

„Ein fleifsiges Mädchen das!“ rief sie aus. „Ich habe es ihr weder anbefohlen, noch habe ich sie darum gebeten; und sie hat doch schon Alles reingefegt und aufgeräumt — und zwar so vorsichtig, dafs ich nicht einmal in meinem Schlafe gestört wurde. Erst als ich erwacht war, frug sie mich, wo unser Geflügel sei? Ich sagte es ihr und sie ging ihm Futter reichen. Sonst war es schon ziemlich spät, bis ich mit meinen alten Beinen all dies in Ordnung bringen konnte.“

Und als ich sie fragend ansah, sagte sie mir verständnisinnig:

„Sie ist zur Quelle gegangen. Sie will ihr Nachtmahl und ihr Nachtlager nicht geschenkt haben. Heute Früh aber hatte sie meine Stelle vortrefflich vertreten.

Tata trat ins Zimmer ein, ihre Wangen waren frisch gerötet.

„Ich danke Euch!“ sprach sie, an ihrem Leibchen zupfend. „Und nun gehe ich mir einen Dienst suchen.

Meine Mutter sah ganz verlegen drein,

Mein nächster Nachbar hatte einen Knecht, der Johann hieſs. Drei Abende nacheinander sah ich ihn schon mit Tata vor der Tür sprechen, und da ich es nicht mag, wenn Dienstleute viel plaudern, rief ich Tata an.

„Sage mir nur, was will denn dieser Johann da jeden Abend bei Dir?“

„Was er will? Warum sollte ich nicht mit ihm sprechen?“ antwortete sie barsch.

„Na, na, ich frage Dich ja nur so.“

„Nun, so sollen Sie es auch wissen. Er liebt mich und er sagt, daſs er mich auch heiraten will.“

Sie hatte ihre Blicke zu Boden gesenkt, wärend sie dies sprach.

„Und Du? “ fragte ich — und es war mir gar nicht recht zu Mute.

„Oh, wie Du mich nur ansiehst!“ fiel sie furchtsam ein.

„Du liebst ihn also?“ fragte ich mit weicherem Tone — mich überrieselte es eisigkalt.

„Nun, er ist nicht übel und seine Eltern sind achtbare Leute.“

„Dann heirate ihn nur!“ antwortete ich, während sich mir die Kehle förmlich zuschnürte.

„Ich will nicht!“

„Du willst nicht? Warum?“

Weil ich ihn nicht liebe!“

„Warum redest Du dann mit ihm?“

„Mit wem sonst sollte ich denn reden?“

„Du hast Recht!“ antwortete ich, in Gedanken versunken. „Uebrigens weiſst Du was, ich werde Dich zu meiner Verwandten, der Jelka führen, mit dieser kannst Du dann sprechen!“

Als ich aber in das Zimmer eintrat, war ich ganz überrascht, meine Mutter mit dem Aufräumen beschäftigt zu sehen.

„Ich wollte Dich nicht wecken“ — antwortete sie auf meine Frage — „denn Du bist spät nachhause gekommen. Unser Vogel ist weggeflogen!“

„Wieso?“

„Ich glaubte, sie sei wie gewöhnlich zur Quelle gegangen und müsse bald wieder kommen. Ich wartete jedoch vergebens; ich sah nach dem Hofe — sie war nirgends zu finden.“

Ich wuſste, wen sie meinte.

„Und hast Du sie heute Morgen noch gesehen?“ frug ich mit gepreſster Stimme, die vor Aufregung zu zittern begann.

„Nein! Wir gingen gestern abends zeitlich zur Ruhe. Wie im Traume erinnere ich mich noch, daſs ich Tata in der Nacht einmal schluchzen hörte. Ich wollte sie schon fragen, tat es jedoch nicht, weil sie später verstummt war. Uebrigens hatte sie gestern Abend über Unwohlsein geklagt und wollte auch nichts zum Abendbrod nehmen.“

Ich stand wie versteinert da.

„Wehe mir, wenn ihr ein Unglück zugestossen! Ich tauge zu keiner Arbeit mehr,“ klagte meine Mutter, „was soll ich Alte nun ohne sie beginnen?“

Diese Worte, aus mütterlichem Munde entflossen, brachten mich wieder zur Besinnung. Ich lieſs meinen Kaffee unberührt und eilte von dannen.

Ich erkundigte mich bei diesem und jenem Nachbar, ob Jemand Tata gesehen. Der Eine

„Verzeihe!“ antwortete ich kurz. Ich hatte das Gefühl, als wäre es mir gar nicht so unrecht gewesen, wenn er mich wirklich überfahren hätte.

Ich wich denn aus. Doch plötzlich fiel mir etwas ein.

„Halt! Bleib stehen!“ rief ich dem Fuhrmanne zu. „Nimm' da ein Trinkgeld!“

Ich reichte ihm einen Guldenzettel hin. Er hielt die Pferde an und nahm das Geld.

„Sage mir, ich bitte Dich, bist Du nicht unterwegs einem Mädchen begegnet?“

„Ja, ich habe so manches Mädchen auf der Straſse gesehen.“

„Auſserhalb Sarajevos?“

„Auſserhalb?!... Ja, warte... Ich sah ein hohes, schwarzäugiges Mädchen in einem seidenen Leibchen und einer roten Weste. Sie ging gegen Visoko zu.“

„Hier noch einen Gulden!“ rief ich voll Freude und beschleunige meine Schritte.

Wie ich aus Sarajevo herausgekommen, wie ich die Baraken passiert, wem ich begegnet und wie lange ich die Straſse gegen Visoko zu gegangen — ich weiſs nichts mehr von alledem. Ich weiſs nur noch, daſs ich kurz vor Visoko ein weiſses Leibchen und einen roten Fistem erblickt und dann so laut, als ich nur konnte: „Tata!“ rief.

Sie blieb stehen und sah sich um. Als sie aber meiner ansichtig wurde und mich erkannte, fing sie an zu laufen. Ich ihr nach. Die Verfolgung währte jedoch nicht lange, denn sie wäre eben vor Erschöpfung zu Boden gesunken, als ich noch zurecht kam, um

gen. Sechs Monate sind verflossen, seit Du zu mir in Dienst getreten, aber ich hatte die ganze Zeit an Dir nichts Arges entdecken können. Es schien mir — im Gegenteil — Du wärest keine Fremde mehr für mich — so habe ich mich schon an Dich gewöhnt. Ich würde es deshalb doppelt bereuen, wenn ich Dir gegen meinen Willen etwas zuleide getan hätte.“ — Die Worte flossen mir, als hätte sich in mir eine Quelle erschlossen.

„Du hast mir nichts zuleide getan.“

„Gottlob ...“ Ein Stein fiel mir vom Herzen. „Hätte Dich vielleicht meine Mutter beleidigt ... Du schüttelst den Kopf. Nun, was könnte es denn dann noch sein? ... Ich sinne und sinne ... ich zerbreche mir den Kopf ... mir fällt nichts ein. Eines bin ich mir nur bewufst, dafs es etwas Furchtbares sein mufs, da Du ganz rot wirst. Deshalb eben bitte ich Dich, sage es nur: foltere mich nicht mehr, sprich!“

„Frage nicht! Wisse, dafs ich fort mufs und dafs mich Sarajevo nimmer wiedersehen wird ...“ Sie wollte gehen.

„Stillgestanden!“ rief ich. „Entweder sagst Du es mir auf der Stelle, oder ich bringe Dich mit Gewalt nach Sarajevo zurück.“

„Ach, plaget mich nicht, mein Gebieter. Ich möchte es Euch sagen, doch getraue ich mir nicht, Euch in die Augen zu sehen ... oder: halt! ich hab's! ... Kehre Dich um, das Antlitz gegen Sarajevo ... dann werde ich Dir hinter dem Rücken alles sagen! ...“ und sie drehte mich selbst am Arme herum.

Ich mufste gehorchen.

Gott! Warum habe ich doch auf dieser Welt niemanden; so mich beschimpfen lassen, weil ich ein armes Mädchen bin! Und warum denken die Leute nur von Armen so schlecht?! Sieh', wie diese gebildeten und vornehmen Fräuleins mit den Offizieren liebäugeln, dafs sich die Eltern schon schämen müssen, ihre Töchter auf die Strafse zu führen, und diesen wagt niemand nachzusagen, dafs sie unehrenhaft seien. Oh, oh, wie empört hatten mich diese Worte, ich hätte mir so viel Kraft gewünscht, um mich an der ganzen Welt zu rächen! Was aber soll ich armes, schwaches, bedauernswertes Geschöpf allein beginnen! Ist das Gottes Gerechtigkeit!... Lange konnte ich nicht schlüssig werden, was ich tun solle; endlich aber entschied ich, heimlich zu entfliehen, weil ich nicht wufste, welchen Grund ich Euch für meine Entfernung angegeben sollte... Nun, weifst Du, warum ich entflohen."

„Schön! schön! Doch das wird nicht der einzige Grund sein," wendete ich ein, mich zu ihr umkehrend.

„Nicht der einzige?!" Sie sah ganz erschreckt drein.

„Sagte ich es nicht! Man sieht Mir ja die Angst am Gesichte an... Du fürchtest, ich könnte es erraten. Oh, ich kenne Dich nun. Du hast mehr Verstand als manches andere Mädchen. Erzähle Du das einem Andern und nicht mir, dafs Du jenem Tölpel Glauben geschenkt — da steckt noch eine ganz andere Teufelei dahinter. Sprich also!"

„Gott sei bei Dir! Was gäbe es denn noch anderes?!"

„Fahre nur fort, das ist ja erst der Anfang, ich möchte noch mehr hören.“

„Du hast recht — wohlan denn, wisse alles! Weifs Du es nicht und hast Du es nicht erraten, warum ich Dich nach der Krankheit meiner Mutter noch im Hause behalten habe? Und weifst Du nicht, warum es mir nicht recht war, als Du mit dem Johann zu liebäugeln begonnen? Weifst Du nicht, warum ich Dich zur Jella geführt? Dich wie meine Schwester gekleidet? Was ich aber noch weifs, ist das, dafs ich heute Morgen wie verrückt gewesen, als ich vernommen habe, dafs Du geflohen seiest. Und weifst Du nicht, dafs — ich Dich liebe!...“ entschlüpfte mir... „da hast Du es nun, das Wort, das Du erwartet.“

„Ja, ich wufste es!“ sprach sie errötend und nickte mit ihrem reizenden Köpfchen.

„Wie?! Du wufstest es?“ fuhr ich erstaunt auf. „Und mir scheint es, als hätte ich es selbst bis zu diesem Augenblicke nicht gewufst. — Zum Teufel, wie kamst Du denn zu dieser Erkenntnis?“

„Du sagtest doch eben, dafs ich nicht zu den Blöden gehöre, dann aber sagte mir auch mein Herz — denn Herzen trügen nie — „er liebt mich“!... Ich hoffte jeden Tag, dafs Du es mir sagen wirst, und als ich es nicht mehr erwarten konnte — da entfloh ich: denn auch ich liebe Dich und das Warten wurde mir zu lang. Da kam mir Johann gestern eben gut: seine Worte taten mir weh und trieben mich zum Sturmlauf. Es ist nicht Sitte, dafs ein Mädchen um einen Mann werben geht, und darum bestürmte ich Dich das erste Wort zu

H. J. DAVICSO.

LUNA.

Ich weifs nicht, mit welchem Rechte die Gelehrten behaupten, dafs sich die Erde allmählich abkühlt. Wenn wir uns die vergangenen Tage unserer Kindheit ins Gedächtnis rufen, können wir dieser Behauptung nicht beipflichten. Mein Gott! wie waren nur ehemals die Winternächte! Und der Schnee! Das Schneegestöber dauerte tagelang; über Nacht hatten sich ganze Schneeberge in unseren Höfen und vor den Toren gebildet und verstellten uns auf diese Weise den Weg zur Schule. Ach, diese Schulen! Sie waren der erste bittere Bissen der unschuldigen Geschöpfe. Die hartherzigen hebräischen Lehrer schonten die beschmutzten kleinen Händchen der arglosen Kinder nicht. Mit der Rute wurden ihnen die ersten Begriffe des Lebensernstes eingedrillt. Wer niemals Zeuge des Bildes war, das die aus der Schule heimkehrenden Kleinen boten, der hat von den alten hebräischen Pesta-

figen bleichen Mädchens waren alle übrigen Kinder von einer abergläubischen Furcht erfüllt. Böse Geister wie die „Sedimen“, „Banbarate“, „Vidalonga“, „El Mener de Mosotros“ hatten ihre kindliche Phantasie gefangen genommen; doch trotz aller Furcht sehnten sie sich dennoch darnach, dafs ihnen Tijá Buenna etwas von diesen erzähle. Aus der Küche her drang plötzlich fürchterliches Miauen eifersüchtiger Kater und in dieses Geheul mengte sich das Pfeifen des wütenden Nordwindes. Die Kinder schraken zusammen und hielten ihren Atem an.

„Sehet die Vidalonga!“ — unterbrach Tijá Buenna die Todesstille. „Rifkas Moschiko war unfolgsam und nun strafen ihn die Vidalongas. Sehet sie nur dort in der Küche an; die eine sitzt auf dem einen, die andere auf dem anderen Balken der Küchendecke und sie werfen sich gegenseitig das unfolgsame Kind zu. Hört ihr, wie sie sich zurufen: „Willst Du ihn haben!?“

O du heilige Unschuld, wie empfänglich ist deine Phantasie, wie leicht bevölkerst du das leere Weltall mit den furchtbarsten Vorstellungen der Unnatur! Keines der Kinder traute nach der Küche zu blicken; für sie waren die Vidalongas wirklich dort, sie sahen sie und ein Fieberfrost befiel sie bei dem Gedanken, dafs sie ihnen so nahe sind. Die mageren, schwarzen Ungetüme in den zerfetzten Kleidern safsen wirklich dort, die riesigen gefiederten Schenkel und die furchtbaren Hahnenfüfse hingen ihnen in der Luft, und ihr Zuruf „Willst Du ihn haben!?“ sauste in

„Kinder, legt Euch jetzt nieder und schlafet. Du aber, Luna, gib ein wenig Acht auf diesen, bis ich noch in Andžel's Zimmer eingeheizt habe."

* * *

Tijá Buennas Sohn Andžel trat in das andere Zimmer, zündete die Kerze an, nahm sein Schreibheft aus dem Kasten und hub nun knieend auf einer rohen Kiste zu schreiben an. Das Schreiben von links nach rechts schien dem jungen Autodidakt genug Mühe zu bereiten, denn die Gänsefeder kreischte ungeduldig unter der unzufriedenen Hand und er seufzte noch einmal tief auf.

Nun trat Tijá Buenna ins Zimmer.

„Du scheinst heute nichts zu Mittag gegessen zu haben."

„Ich habe ein Stück Brot gegessen, Mutter."

Die Alte öffnete den Kasten und holte eine Schüssel mit aufgewärmten Fisolen heraus, die sie nun auf den Kachelofen stellte. Rings um diesen herum standen Latten, auf denen Windeln trockneten. Daneben aber standen zwei Töpfe mit Sauerkraut. Als das Zimmer allmählich wärmer ward, verbreite sich ein erstickender Geruch in ihm.

„Tiju Mertado frug mich heute, ob Dir Tschalebon den Gehalt erhöhen werde?"

„Schwerlich, Mutter. Beim besten Willen ihm in allem zu willfahren, kann ich ihn dennoch nicht zufriedenstellen. Ihm ist es weder recht, wenn ich heiter bin, noch wenn ich eine kummervolle Miene mache. Im Tempel

„Wir haben sie nie darum befragt," antwortete Dalsa emsig und schüchtern.

Luna trat mit der Pfanne ein. Die Eltern hockten in Gedanken versunken am Boden nieder, nahmen einiges aus dem Inhalte mit den Fingern und schoben dann die Pfanne beiseite.

Tijá Buenna hob die Pfanne auf und rief: „Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" entgegneten die beiden Gatten.

Eine halbe Stunde nachher sangen die guten Eltern dem Gotte des Schlafes schon innige Hymnen.

Nur auf Luna's Augen wollte sich der Schlaf nicht senken. Sie saſs in tiefe Gedanken versunken und blickte starr in das flackernde Nachtlicht, als plötzlich in der Küche ein Geräusch vernehmbar war, das vom Herabfallen eines Gerätes zu kommen schien. Das Mädchen warf einen Blick um sich und als es sich überzeugt hatte, daſs alles fest schlief, erhob es sich und schlüpfte zu Andžel's Zimmer hin. Die Alte war in der Küche mit dem Abwaschen des Geschirres beschäftigt. Luna öffnete leise die Tür und reichte Andžel ein Stück Marzipan, welches mit Flittergold beklebt war.

„Das sendet Dir Linda."

Andžel hob seine groſsen, blauen Augen in die Höhe und blickte Luna so dankbar und gütig an, daſs diese unwillkürlich einen Schritt näher ins Zimmer kam.

„Du hast auch heute von Deinem Bräutigam Marzipan bekommen!"

Augenblicke ausgesprochene Wunsch auch in Erfüllung gehen werde, ging er hierauf zu Bette und schlief fest ein.

* * *

Samstag ist es. Das ist nicht nur der Tag des Rastens, es ist vielmehr der Tag, an dem sich in der Seele der Hebräer der Geist der Liebe, der Geist des Glaubensmysteriums, ein gewisser Stolz ob ihres Geschlechtes und ihrer Glaubensgeschichte niederläßt. Und wahrlich, der israelitische Glaube ist etwas Wunderbares! Stiege Moses zur Zeit unserer Geschichte vom Berge Horeb herab, er würde die Hebräer eben so vorfinden, wie sie unter seiner Leitung in der Wüste gewesen waren. Suchet jedoch die Ursache dieser Beständigkeit nicht in ihrer überirdischen Unfehlbarkeit; dieses Wunder hat vielmehr der konsequenteste Absolutismus, die Beharrlichkeit, d. i. jener orientalische Glaubenszug, der keine Vergänglichkeit der Zeit kennt, geschaffen ...

Der Samstag näherte sich schon dem Ende. Die unausbleiblichen Zusammenkünfte bei der Tijá Mirjan de Koses boten den liebenden Mädchenseelen, die ihre Geliebten die ganze Woche hindurch nicht zu Gesicht bekamen, einen gelinden Trost. Auch die männliche Jugend konnte sich nur mit schwerem Herzen von diesem freudenvollen und arbeitsfreien Tage trennen, denn sie dachte dabei an den nun folgenden Tage mit ihrer zwingenden Notwendigkeit der Arbeit und der Drangsal. Ein

arm, sondern der sich in das Meer der Menschheit ergiefsende Hauptstrom war.

Kir Tschalebon ist Witwer. Die Welt spricht, sein Jähzorn habe seine zarte, empfindliche Ehehälfte frühzeitig in's Grab gebracht. Eine alte Köchin und seine Tochter Linda stehen nun seinem Haushalte vor. Ein sonderbarer Zwiespalt in der Natur! Der boshafte, eitle Tschalebon wird in Gegenwart seiner Tochter zur personifizierten Schwäche. Er verzärtelt sie, er zeigt sich ihren zänkischen Launen gegenüber nachgiebig. Linda darf am Samstage eine Kerze anzünden, um das Eisen, mit dem sie sich ihre Stirnflechten brennt, daran zu wärmen, ohne dafs ihr Vater auch nur ein Wort zu diesem Frevel sagt.

Für die Küche waren an diesem Samstag ein Kirchendiener und der Handlungslehrling Andžel zur Aushilfe bestellt. Die Stimme der zürnenden Linda oder das Geprassel des überlaufenden Kochwassers dringt öfters von dort her in das Zimmer. Kir Tschalebon setzt sein Auf- und Abschreiten fort, indem er dabei die Bernsteinperlen an seinem Rosenkranze ungeduldig zählt und seinem Ärger über seinen Sohn Luft macht.

„Bist Du heute bei Waron gewesen, um ihm die Hand zu küssen?"

„Ich habe mich im Tempel seiner Hand genähert, da er mich jedoch mit keinem Worte eingeladen, zu ihm zu kommen, bin ich dann in die „Jistumizot" (Leseverein) gegangen," antwortete der bedauernswerte Bräutigam mit einer nachlässigen Miene.

seinen Schläfen schwollen hoch auf. Moreno war vor ihm „Starrnafs“, d. i. Aufseher über die Kinder in der Schule und im Bethaus gewesen und die Kinder hatten ihn verehrt wegen seiner innigen Liebe zu ihnen, während Tschalebon gefürchtet wurde.

„Ja freilich, wir haben ja gesehen, wie Sie die Aufsicht über die Kinder geübt haben! Kaum die Hälfte von ihnen trug die vier ewigen heiligen Fäden, während die Nägel unregelmäfsig beschnitten wurden. Sehet sie aber jetzt an! Es ist traurig genug, dafs die Elteren den Jüngeren an die Hand gehen, wenn es heifst den Glauben zu übertreten. Wir werden sehen, welches Ende das nehmen wird!“

„Wie viel Häuptel Knoblauch haben Sie heute zum Frühstück verzehrt, Herr Tschalebon?“ rief Tiji Konfort dem zornigen Hausherrn zu.

„Sojtari!“ murmelte Tschalebon durch die Zähne.

„Glauben Sie mir, Herr Tschalebon,“ fuhr der unerschockene Spafsvogel fort, „Sie sind zu spät gekommen. So mancher hat schon eine alte morsche Mauer auf die Art zu retten gemeint, dafs er sie mit seinem Rücken stützte, doch ein Windstofs kam und begrub ihn mitten unter den Ziegeln der geborstenen Mauer.“

„Fitsch!“ rief nun der friedliebende Josef Waron. Das war ein gutmütiges Wort und machte einem Gespräche, wenn es noch so bewegt gewesen, mit einem Male ein Ende.

Eine kleine Pause trat ein; da frug jemand aus der Gesellschaft:

türen beiseite schoben, später die Türe öffneten, schliefslich, als Konfort die Vorhängeschlösser aus dem Feenreiche nur so aus dem Ärmel herauszuschütteln begann, eine die andere unbewufst in das Männerzimmer vorschoben. Diese Unschicklichkeit bemerkte niemand, bis den Erzähler die Ermüdung derart überwältigte, dafs er gezwungen war mit heiserer Stimme alle Fäden der Erzählung zu Ende zu spinnen. Zum Schlufse erzählte er dann, dafs sich die geplagten Liebenden schliefslich bekommen, dafs sie glücklich gelebt und Kinder gehabt hatten. Dann erst wurden die wie aus einem Traume aufgeschreckten Weiber gewahr, was sie getan und zogen sich in ihr Zimmer zurück, während die Männer nun ein Spiel, ‚Fildžan' genannt, unter sich veranstalteten.

Zwei Parteien werden durch das Los gebildet und diejenige, die beim letzten Losen gewinnt, versteckt einen Ring unter einer Schale (Fildžan), mit denen eine Tasse gefüllt ist und nun suchen die Mitglieder der Gegenpartei den Ring der Reihe nach. Wird der Ring beim ersten oder vorletzten Abheben der Schalen gefunden, dann gewinnt man, im entgegengesetzten Falle aber verliert man soviel, als leere Schalen abgehoben wurden. Die verlierende Partei wird unter ausgelassenem Gejohle und Spottliedern damit gestraft, dafs man den Parteigenossen die Gesichter schwärzt und sie auf jede mögliche Art zu verunstalten und karikieren trachtet.

Während im Zimmer die Unterhaltung ihren fröhlichen Lauf nahm, safs Andžel in

Einem Rauchfange entstieg ein eigentümlicher, feuriger Funken, der in Sturmwolken gehüllt war, und nun springen auch die Feuerfunken heraus.

„Feuer! Feuer!“ rief Andžel und kaum hatte er sich umgesehen, aus welcher Richtung das Feuer komme, rief er auch schon: „Mein Gott! das ist ja bei uns!“ Und nun lief er eilends davon.

Gassen und Häuser waren leer, denn die Leute befanden sich bei den Taifas. Andžels Ruf und sein Laufen hatten nur einige Strolche, die um die Häuser herumschlichen, in Flucht gejagt. Je mehr er sich Warons Hause näherte, desto heller sah man den brennenden Rauchfang. Als er nun wankenden Schrittes in den Hof gelangte, hörte er Buenna rufen:

„Feuer! Gute Leute, eilet zu Hilfe herbei!“

Andžel rief ihr zu:

„Mutter, hole ein Fafs Wasser!“ Und er stürzte in die Wohnung.

Im Gange fiel ihm Luna in die Arme und mit bebender Stimme rief sie:

„Andžel, nicht wahr, Du hast der Linda nicht den Hof gemacht! Die Ungewifsheit martert mich, ich fürchtete schon wahnsinnig zu werden. Hundertmal schon hatte ich mir vorgenommen, selbst hinzugehen und Dich dort zu sehen, doch die Furcht vor dem Tschalebon hielt mich immer wieder davon ab. Als ich mich dann schlafen gelegt und im Traume gesehen hatte, wie Linda Dich küfste, sprang ich ganz aufser mir auf und zündete mit einer glühenden Kohle den Rauchfang an, damit

Luna gestand ihnen unter einem Tränenstrome ihre Abneigung gegen ihren Bräutigam und ihre Liebe zu Andžel, ihr Leid und ihre Verzweiflung. Die schon sehr erschütterten Eltern schalten weder mit einem Worte noch mit einem vorwurfsvollen Blicke ihr Kind. Wie hätten sie es ihr auch übel nehmen können, da sie ja selbst seit einiger Zeit von Gewissensbissen geplagt waren, dafs sie das Glück ihrer geliebten Tochter so unbedacht vernichtet hatten.

„Wäre es nicht mit Mordechaj gerade, wir hätten uns leicht herauszuziehen vermocht. Tschalebon aber ist imstande, die Gemeinde zu bereden, dafs sie gegen uns den grofsen Bann ausspricht, falls wir von der Verlobung abstehen. Er ist in seinem Zorne unberechenbar, und ich fürchte . . .“

„Besser ist es, Gott zu fürchten und sich ihm mit Leib und Seele zu ergeben. Ihm allein verdanken wir es, dafs wir bis jetzt glücklich waren. Sein Wille geschehe immer und in Ewigkeit!“ rief Dalsa mit weicher Stimme.

„Du hast recht, Dalsa. Sein Wille geschehe!“

* * *

Gegen drei Uhr nach Mitternacht begab sich der Tempeldiener von einem zu dem anderen Hause und schlug mit einem festen Prügel dreimal nach einander langsam und dann noch einigemale schneller auf die Tore ein. Dieses „Läuten“ zum Frühgottesdienste,

„Vor dem Tore des Salamon Montipirs, gegenüber den Tempelfenstern, fanden wir Mordechaj bewuſstlos liegen. Wir hoben ihn auf und trugen ihn nach Hause. Hier angelangt, konnte er lange kein Wort sprechen, dann aber fing er an zu phantasieren: er habe nämlich an demselben Orte, wo man ihn gefunden, zwischen den Dächern des Tempels und des Montays'schen Hauses eine furchtbare Erscheinung mit Hahnenfüſsen erblickt, die ihm zugerufen habe, er möge stehen bleiben. Dann habe sich das Phantom auf ihn gestürzt und ihn gewürgt, als er entfliehen wollte. Jetzt liegt er und phantasirt noch immerfort, er sei vom leibhaftigen Teufel besessen."

Während der junge Mann dies erzählte, standen den Zuhörern die Haare zu Berge. Um den Schrecken zu verscheuchen, fingen sie an lebhaft zu lesen, den Tagesanbruch mit Sehnsucht erwartend. Gegen fünf Uhr erschallten auf der Straſse die Rufe der Salepverkäufer: Salep! Salep! (ein warmes Getränk mit Honig zubereitet) und bei diesen Rufen fiel eine schwere Last vom Herzen der Zeugen dieser schrecklichen Nacht.

Als die Sonne aufgegangen, verbreitete sich die Kunde, Mordechaj sei vom Teufel besessen. An demselben Tage noch reiste ein Tempeldiener nach Smederevo, um dort die Hexe Bohovo de los Comertictos zu suchen, ein zweiter aber nach Požarevac, um eine andere Zauberin, Bohora de Joschen, zu holen. Vergebens riet der dortige Arzt Mordechaj, der nur blutarm sei, an die frische Luft zu führen und ihm kräftige Nahrung zu geben. Tscha-

NIŠLIJA (Dr. DOKIĆ):

ARNAUT-BULBUL.

EINE TÜRKISCHE GESCHICHTE AUS NIŠ.

Es war vor mehreren Jahren, doch errinnere ich mich der Geschichte, als hätte sie sich erst gestern zugetragen. Wer könnte es aber auch vergessen? Frage den Ejubović, den Achmetović, den schwarzen Ibrahim, sie werden Dir dasselbe zu erzählen wissen. Uns Allen hatte sie den Kopf verdreht und Alle, die heute noch dort in Niš leben, werden Dir dieselbe Geschichte mit schwerem Herzen zwar, doch zum Schlusse auch mit einem Lächeln erzählen.

Die Menschen sind nun einmal so. Damals hätte ihr Jeder sein Leben geopfert und heute lächelt er über sich selbst, wenn er die Sache aus der Ferne betrachtet.

Ihr Christen habt dafür einen schönen Ausdruck: Jugendtorheit! Dies gilt jedoch nicht für Euch allein. Wir sind auch so; und so ist

Jenen zuteil werden lassen, die ihre Häuser verlassen und in die Welt gezogen sind; sie hätten aber auch ohne das sein können. Man hört keine Laute mehr, deren liebliche Töne sich mit dem Rauschen der schäumenden Nišava vermengten. Aus keinem Garten wirst Du mehr des Nachts leise Lieder hören, wie sie sich über den Gärten erhoben, um dann, gewürzt mit Rosen- und Hyazinthendufte, den sie unterwegs aufgesaugt, zu Dir zu gelangen, um Dich zu berauschen und Dir die Sinne zu verdrehen, und wenn sich der Mond noch so hoch über die Felsen der Suchaplanina erhoben und diese bescheint, daſs sie zur Hälfte weiſs wie Krystallglas, zur Hälfte schwarz wie Tinte erscheint.

Lieder! Wie belebend sind sie für ältere, wie bezaubernd für jüngere Herzen, die schönen Lieder! Staune darum nicht, daſs wir alle insgesamt verliebt — wie ihr sagt — bis über die Ohren und vernarrt in unsere schöne Sängerin waren. Wir nannten sie auch Arnautbulbul (die albanesische Nachtigall) und welche Schlingen hatten wir gelegt, um diese Nachtigall zu fangen. Lächerlich! Wir waren ja alle in ihren Schlingen; sie hatte uns längst in ihr Netz gefangen und uns die Köpfe verdreht, daſs wir nur an sie dachten und Keiner den Sonnenuntergang erwarten konnte, um in Ejubs Kaffeehaus zu eilen, wo sie uns allabendlich ihre wehmütigen und doch so lieblichen Lieder vorsang.

Und dennoch würde ich Dir nicht die ganze Wahrheit bekennen, wenn ich Dir sagen würde, wir seien nur wegen der Lieder hingerannt.

was Du mir bisher gewesen: ein guter Bekannter — weiter nichts!“

Ich entfernte mich schweigend.

Was für ein Mädchen ist denn das? fragte ich mich erstaunt. Ist sie närrisch, oder ist sie zu gescheidt? Nicht einmal mich will sie heiraten. Kann das ein Mensch glauben? Und dieses Ansinnen: ihre Bekannten in meinem Hause zu empfangen und diese wieder in ihren Häusern zu besuchen. Die alten glücklichen Zeiten sind nicht mehr. Welches Weib hätte vor zehn Jahren so etwas auch nur zu denken gewagt... Ja, so ist es, wenn der Christ vernünftiger geworden ist, als der Türke. Auch sie hatte das von den Christen und von ihrem treulosen Freunde erlernt. Deshalb ist ihr auch recht geschehen, daſs er sie verlassen.

Das war für den Augenblick mein Trost und auch meine Rache; am nächsten Tag aber bin ich wieder in den Han gegangen.

Emine benahm sich, als hätte ich gestern kein Sterbenswörtchen mit ihr gesprochen. Ich betrachtete mit Ärger meine Nebenbuhler, von denen viele dasselbe Schicksal erreicht hatte, wie mich; und das gab mir neuen Trost. „Bist wenigstens nicht schlechter gefahren und auch nicht unglücklicher als die Übrigen,“ dachte ich bei mir.

Wie sehr hatte ich mich getäuscht.

Wir waren dennoch nicht alle ohne Unterschied gleich daran. Ejubs Rosenhaus besuchte auch ein gewisser Haso Uzunović, ein hübscher, stämmiger Bursche aus gutem Hause. Er lebt jetzt irgendwo um Konstantinopel

seid, weil sich keiner von Euch die Mühe genommen, mich zu gewinnen.“

„Was?! Wir hätten uns nicht bemüht?“ riefen alle durcheinander.

„Habe ich Dir nicht 1000 Medschidies geboten?“ sprach einer.

„Habe ich Dir nicht goldene Armbänder für Füſse und Hände geschickt?“ rief ein anderer.

„Habe ich Dir nicht die schönsten drei Piroter türkischen Teppiche gesandt?“ bemerkte ein Dritter.

Und alle und jeder hatten sie an etwas zu erinnern, derart, daſs der Lärm ein so arger ward, wie wenn es einen argen Streit gegeben hätte. Haso allein schwieg; aber er war bleich wie ein Gespenst.

„Schweigt! schweigt!“ rief Emine und winkte mit dem Arme, damit sich die Menge beruhige.

„Ich muſs Euch nochmals sagen,“ setzte Emine fort, „daſs Ihr nichts gemacht habt. Deine Medschidies, Jusuf, brauche ich nicht; behalte sie. Du, Jakub, kannst Dir Deine Armbänder holen, wenn es Dir beliebt! ich werde sie Dir vom Herzen gern zurückgeben. Und auf Deinen türkischen Teppichen, Osman, ruht meine Dienerin wunderbar und sie dankt Dir dafür vielmals. All das hat für mich keinen Wert. Für mich hättet Ihr etwas ganz Auſsergewöhnliches tun müssen.“

„Sag an, was?“ riefen wieder alle. „Wir werden gehorchen.“

„Was, um Gotteswillen, soll ich Euch erst

zu sehen, ob sich ein Held finden werde, der sich ihr zu Liebe erfrechen würde, die Fasten zu brechen.

Emine nahm auf dem Divan Platz, während die Magd das mit dampfender Speise gefüllte Kupferbecken neben ihr niederliefs.

Wer würde nicht auf ihre Aufforderung mit Wonne ein Stück aus ihrer Hand verspeisen wollen? Sie alle waren bis aufs äufserste aufgeregt, — keiner jedoch rührte sich von seinem Platze, Keiner wollte sein Antlitz ihrer Liebe opfern.

Auch Hassan war zugegen und seine Augen begegneten denen Emines. Sie merkte, dafs auch er sehr aufgeregt sei und dafs er Folterqualen litt. Indem sie ihr Auge auf ihm haften liefs und ihn wehmütig betrachtete, rief sie:

„So will also keiner? Dann mufs ich allein essen. Es ist also wahr, dafs mich keiner liebt!“

Diese Worte klangen so traurig und die Stimme war so vorwurfsvoll, dafs sich Hassan gänzlich vergafs. Als zöge ihn eine unwiderstehliche Gewalt, fast ohne zu wissen, was er tat, sprang er auf und griff nach einem Stück Kuchen, das ihm Emine reichte.

Er war schon im Begriffe hineinzubeifsen, doch das Mädchen rifs seine Hand zurück und liefs ihn nicht kosten.

„Jetzt brauchst Du es noch nicht zu essen,“ sprach sie mit weicher und lieblicher Stimme. „Ich wollte nur wissen, ob Du mich von Herzen liebst; es kam mir aber nie in den Sinn,

Rauschen der brausenden Nišava zu einer lieblichen Melodie vereinte. Sowohl ich als alle ihre gewesenen Anbeter hatten genug Grund, auf Hassans Glück, welches ihn in den Stand gesetzt, auch hienieden die Freude und Lust der Jandaricha zu kosten, neidisch zu sein.

Allah wollte es so. Gelobt sei sein Name!

es im Herzen Montenegros gelegen ist ... Ich sagte es sei ein Dorf, in Wirklichkeit müfste ich sagen es seien hier mehrere, denn in Montenegro wird ein jedes Dorf mit dem Namen der betreffenden Familie bezeichnet, die ein solches ausmacht. Ein Geschlecht, welches sich an einem Punkte in mehreren Häusern angesiedelt hat, gibt dieser Ansiedelung den Namen. So haben wir hier das Geschlecht und das gleichnamige Dorf Gradjani, dann Kneževići. Solche Familien nannten die Alten „Heldenfamilien". Eine Heldenfamilie sind auch die Lipovci. Es gibt aber auch sogenannte Heldenfamilien, die diesen Namen nicht verdienen. Da ist vor allem eine Familie, die nur aus drei Häuser besteht. Wie heifst sie? ... Man möchte es nicht glauben und es ist dennoch wahr, es sind die Crnojevići. Sind das die Nachkommen der berühmten Crnojevići? Sie glauben, dafs sie's sind. Übrigens warum sollten sie es auch nicht sein? Es gibt ja so wenig Bauern, die den älteren herrschaftlichen Stämmen entspringen! Die Gradjani behaupten, diese seien Altsassen, die vor ihnen schon in dieser Gegend gelebt haben; das Eigentümlichste jedoch ist nach ihrer Meinung der Umstand, dafs es dieser Crnojeviće niemals mehr noch weniger als drei Häuser gegeben hat. In diesem Umstande aber sehen die Leute eine Art göttlicher „Offenbarung" — (diese Bezeichnung hörte ich aus dem Munde eines Lipovcaers). Gut ist es ihnen — bis vor kurzem — niemals ergangen, erstens weil sie altansässig und zweitens, — was noch ärger ist, — weil sie Schwächlinge gewesen.

das Ende seiner Messerscheide besah, die ihm bei den Oberschenkeln aus dem Gürtel heraushing.

Plötzlich ruft jemand aus der Familie:

„O, Serdar, wir kommen auf ein Plauder-Stündchen zu Dir.“

„Ihr seid mir willkommen!“ entgegnete dieser und liefs sich auf einen der zwei runden Steine nieder, die neben dem Baume in der Mitte der Tenne übereinander lagen, wo die dreschenden Tiere angebunden werden.

Während er nun seine Pfeife stopfte, kamen vier Männer, sämtlich ohne Weste. Sie nahmen auf dem Pflaster Platz, welches unter der steinernen Umfriedung der Tenne gelegen ist.

„Welche Hitze!“ rief der Älteste der Ankömmlinge, der einen mächtigen Schnurrbart hatte, aus, indem er mit dem Ärmel den Schweifs von der Stirne wischte.

Auch die drei übrigen Burschen pusteten und wischten sich den Schweifs ab, sie trieften alle, als wären sie im Laufschritte gekommen, während sie eigentlich ganz langsam gegangen waren.

Der Serdar richtete sich einen Feuerschwamm auf dem Feuersteine zurecht und indem er nun die Pfeife anzündete, rief er:

„Ja, eine Hitze, wie wir sie jedes Jahr um diese Zeit haben!“

„Und Du, Vetter, hast noch die Jacke angelegt ... Ich staune, dafs Du unter dieser nicht zerschmilzest!“ setzte einer der Jüngsten hinzu.

Des Serdars Stirne runzelte sich, seine Augenbrauen zogen sich zusammen; er schien

die Erde unter ihren Tritten. Der kleine Ivan war kaum zwei Monate alt, als sein Vater zu Derwisch Paschas Zeit im Kampfe fiel. Seine Mutter starb bald darauf.

Auf diese Weise kam es, daſs das einst so berühmte Haus des Serdars fast ohne männliche Nachkommen geblieben wäre. Nun lag die ganze Hoffnung des Alten in dem fünfjährigen Kleinen und in einem guten Schwiegersohne der sich für seine Tochter finden konnte, so Gott wollte.

Ein algemeines Stillschweigen herrschte. Die Jüngeren warteten, bis der Serdar das Wort ergreifen würde; dieser aber hatte sich in den Anblick des Feuers in seiner Pfeife vertieft.

Plötzlich vernahm man aus der Ferne Schritte. Nun kamen noch etwa zwanzig Familienmitglieder. Sie begrüſsten sich untereinander und setzten sich, die einen auf die Steinplatten, die andern kreuzten die Füſse auf der Tennenumfriedung.

Da es unter den Ankömmlingen auch ältere gab, kam die Rede wieder in Fluſs. Der Serdar selbst war nun in bester Laune. Er fing an, den einen und den anderen der Reihe nach zu sticheln. Darüber waren alle sehr erfreut, denn er war ein Witzbold, wie man seines gleichen weit und breit nicht finden konnte. Er hatte sich mit der ganzen Wucht seines Witzes auf einen entfernten Verwandten gestürzt, als jemand unter den Anwesenden rief:

„Aufhören, aufhören, wir bekommen Hochzeitsgäste!“

lehnt und grüfsen herüber; und selbst die kleinen Kinder haben ihre Spiele auf eine Weile unterbrochen, um sich an dem Anblicke der Erwachsenen zu weiden.

Auf demselben Platze, wo sich heute des Serdars Trettplatz befindet, wurde seit Menschengedenken die Volksversammlung abgehalten. Ivans Vater, der Serdar Mićun hatte diesen Platz mit Platten bepflastert und mit einer Umzäunung versehen und einen solchen Versammlungsplatz findet man weit und breit nicht mehr.

Nachdem nun einer den anderen um sein Wohlergehen, das seiner Familie und seiner entfernten Verwandtschaft befragt hatte, wandte sich der Serdar zum „kleinen Latiner“

Man hatte ihm den Spitznamen „Latiner“ gegeben, weil sein Geschicht weifs und zart war — gerade wie ein Latine. Sein wahrer Name jedoch war Luka Lipovac. Er war der verwaiste Sohn des berühmten Helden Kosta Lipovac.

Er safs dem Serdar gerade gegenüber.

„Nun, wie geht es Dir, Luka?“

„Gott sei es gedankt, gut!“ erwiderte dieser leicht errötend.

„Und sage mir einmal, sticheln Dich diese Jungen?“

„Ein wenig!“ antwortete Luka mit einem erzwungenen Lächeln.

„Sie haben aber seit heute kein Recht mehr dazu!“ bemerkte einer der Kneževiće.

„Ja, warum denn seit heute?“ rief es von mehreren Seiten.

nen! Es will ihm jedoch nicht gelingen. Er will das zwar nicht eingestehen, redet sich vielmehr auf diese und jene Weise aus; ich weiſs es aber zu gut, was ihn dazu verleitet. Wir lachen ihn aus. Die jungen Weiber beneiden ihn ob seines Milchgesichtes. Auſserdem übt er sich selten im Steinwerfen, im Springen und Laufen ..."

„Das gereicht ihm nur zur Ehre," unterbrach ihn der Serdar. „Ein tüchtiger Junge! Er wird seinem heldenhaften Vater ähnlich werden. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

„Gott gebe es!" riefen einige Lipovaer.

„Und nun wollen wir unsere trockenen Kehlen anfeuchten!" rief der Serdar.

„Es ist nicht nötig! Wir danken schönstens!" riefen alle durcheinander.

„Wir werden es aber doch tun ... V-v-v, Dunja! Bringe den Krug und die Gusla, hörst Du!"

Alles schwieg nun.

Das Mädchen brachte einen Krug und ein Glas; der kleine Milan aber nahm die Gusla in die Arme. Das Mädchen stand schüchtern und schamhaft stille, sie traute sich nicht unter so viele Männer und wollte den Krug mit dem Branntwein einer ihr zunächst stehenden Verwandten übergeben.

Die Jünglinge aber schrieen: „Entweder wirst Du allein uns bedienen, oder niemand wird es tun."

Auch der Serdar rief strenge.

„Bediene, mein Kind!"

„Weil sie Dich in den Gürtel stecken und mit Dir diesen Hügel im Laufe erklimmen könnte; verstehst Du mich?“

„Das könnte sie mit Dir tun, mit mir jedoch nicht; verstehst Du?“ rief Latine.

Die Leute befürchteten, der Streit könnte ausarten und fingen an die beiden zu besänftigen. Der Serdar zog das ganze ins Scherzhafte. Einer aber rief: „Beruhigt Euch beide. Dieses fesche Mädchen könnte Euch beide überwältigen, wenn sie wollte!“

„Das könnte sie nicht!“ rief Latine und erhob sich.

„Das kann man ja leicht sehen. Wir werden das Mädchen herbeirufen und Ihr werdet Euch messen, wer stärker ist!“ rief jener.

Nun entstand ein Lärm und ein Gelächter.

„Hört einmal auf, Ihr Teufelskinder, wir wollen nun den Serdar auf der Gusla spielen hören!“ schrieen die Älteren. Die Jüngeren wollten vor Lachen schier bersten, da sie sahen, wie sich Latine in die Brust warf. Einige riefen: „Rufet Dunja her!... Ruft Dunja! Der Serdar wird es gestatten. Warum sollte er es nicht tun? Das ist doch keine Schande, Gott bewahre!... Willst Du, Luka? Sag' es nur und Du sollst dann sehen!“

Er winkte mit der Hand zum Zeichen, daſs sie schweigen sollten. Dann rief er:

„Ich will!“

Als sie sahen, daſs der Serdar lachte, sprangen ihrer zehne ins Haus, Dunja zu holen. Sie sträubte sich — sie schwenkte ihre kräftigen Arme und stieſs manchen der Männer zwei

„Vorwärts, Dunja!“ riefen alle Ihrigen wie aus einer Kehle.

„Geh, Luka, Du Falke! Mache uns heute keine Schande!“ rufen die Lipovaer.

„Halt, Dunja!“

„Halt, Luka!“

„Halt! Halt!“

Er drückte sie an sich, so sehr er nur konnte, in der Absicht, sie dann loszulassen, oder um sie zu verwirren; sie jedoch sprang in demselben Moment hurtig seitwärts, schwang die Arme und ... fiel über ihn zu Boden.

Was nun geschah, könnt Ihr Euch denken. Ein Halloh, ein Gelächter entstand, daſs man kein Wort verstehen konnte. Die Lipovaer machen gute Miene zum bösen Spiele und lachen mit. Dunjas Verwandte umarmen sich und küssen sich untereinander. Latine jedoch tritt bleichen Gesichtes an die Versammlung heran und miſst sie alle der Reihe nach mit seinen Blicken. Der Serdar befürchtet, es könnte ins Böse ausarten, ergreift deshalb die Gusla und streicht mit dem Fiedelbogen einigemale über die Saiten. Im Nu entstand das gröſste Stillschweigen, denn jedermann verstand, was der Alte damit bezwecken wollte.

„Setze Dich auch zu uns, Luka! Ärgere Dich nicht, denn es war ja doch nur ein Spaſs!“ spricht der Serdar in väterlichem Tone zu ihm.

„Ich folge Dir, Serdar, nur bitte ich Dich schönstens um ein Wort noch!“

„Gut! Was wünschest Du?“ fragte der Serdar, indem er ihn mit den Augen ermutigte.

„Bruder!“ begann Latine, „ein Mädchen hat mich besiegt, nicht wahr?“

„Nein, bei Gott, Serdar, was wahr ist, ist wahr, er hat mich heldenmütig zu Boden gestreckt und Ehre sei ihm!“

„Wenn dem so ist, so küsse ihn.“

„Ich will es auch gerne!“

„Auch Ihr anderen wollt es tun?“

„Sehr gerne!“

„Hört mich also. Wer diesen Jungen von heute an noch den kleinen Latiner nennt, der wird mit einer Geldbuſse von 50 Talern belegt; überdieſs werde ich ihm, so wahr ich lebe, den Rücken mit diesem Cibuk ausklopfen. Du, mein Lieber, aber komme nun zu mir.“

Indem er Luka umarmte, sprach er zu ihm:

„Weiſst Du, daſs Dein Vater mein bester Freund gewesen ist?“

„Ich weiſs es und es freut mich.“

„Weiſst Du, daſs es unter den Gradjani keinen besseren Jungen gegeben, als es Dein Vater gewesen. Und... und deshalb — er räusperte sich — Bruder, wenn es auch gegen den montenegrinischen Gebrauch verstöſst, mir sollt Ihr es nicht vermerken, wenn ich nun etwas tue... sage... was bisher nicht Gepflogenheit war... Höre, Luka, willst Du meine Dunja zum Weibe haben?“

„Ja!“ rief dieser auſser sich vor Entzücken.

„Sende mir dann morgen Deinen Onkel mit dem Verlobungsringe.“

„Glück auf!“ stimmte alles ein.

„Nur sollst Du mir dann später nicht den Vorwurf machen, ich hätte sie Dir aufgedrungen; zanke Dich auch nicht mit ihr und suche

Die vorstehende Sammlung bringt eine Auswahl von Erzählungen kroatischer und serbischer Novellisten und ist unseres Wissens das erste Sammelwerk, welches Proben aus diesen beiden südslavischen Literaturen vereint darbietet. Eine Anthologie aus slovenischer und bulgarischer Prosa soll — vorausgesetzt, dafs dieser Band beim Publikum und bei der Kritik den erhofften Anklang findet — später folgen und dem fremden Leser eine knappe Orientierung und einen flüchtigen Überblick über diese aufserhalb der Grenzen ihrer Heimatlande noch wenig bekannten Literaturen ermöglichen. Die kroatischen Novellen (von Xaver Šandor Gjalski, Eug. Kumičić, J. Kozarac, J. Leskovar und Ž. Bertić) hat Fr. Vever, die serbischen — mit Ausnahme der Erzählung „Die verrückte Velinka", deren Übertragung Frl. Ljuba von Kulpin besorgte — Dr. J. Veličković übersetzt.